Die deutsche Dichtung.

Von

E. Fischer



Carl Dülfer, Breslau.

Die deutsche Dichtung.

Grundzüge ihrer Entwicklung.

Von

Lic. E. Fischer,
Provinzialschulrat.



„Vergessen wir nicht, daß . . . auch in der Literaturgeschichte das Beste die Ehrfurcht und der Enthusiasmus bleiben, den sie erweckt."
(Friedrich Gundolf, Goethe.)

Breslau 1920.
Druck und Verlag von Carl Dülfer.



Vorwort.

Das Wagnis einer neuen kurzgefaßten Literaturgeschichte bedarf einer Begründung. Ich hoffe, sie durch die Eigenart des Buches, die ich durch den Titel anzudeuten versuchte, gegeben zu haben.

Lediglich um Grundzüge soll es sich handeln. Die Darstellung beschränkt sich auf das für die Gesamtentwicklung Bedeutsame und sucht vor allem das bleibend Wertvolle herauszustellen. Dabei läßt sie sich bei den einzelnen literaturgeschichtlichen Epochen und Richtungen die Hervorhebung des Zusammenhangs mit der allgemeinen Zeit- und Kulturgeschichte besonders angelegen sein (vgl. auch die Zahlenangaben und die allgemeinen Übersichten zu Anfang der Hauptabschnitte sowie die Zeittafel am Ende des Buches).

Andererseits war ich bestrebt, die Eigenart der Dichter, ihres Wesens und ihrer Werke, aus ihrem äußeren und inneren Werden begreiflich zu machen und die Beziehungen zu den Zeitverhältnissen und Zeitströmungen, zu allgemeinen Lebens- und Weltanschauungen wie zu den persönlichen Lebensschicksalen und -erfahrungen aufzuzeigen.

Von Inhaltsangaben einzelner Werke ist grundsätzlich abgesehen worden. Ich wollte dem Unterricht nicht vorgreifen und unter keinen Umständen der gelegentlich hervortretenden Neigung, die Vertiefung in das Werk des Dichters durch Ausführungen darüber zu ersetzen, irgendwie Vorschub leisten. Dagegen ist auf den Lebensgang der bedeutenderen Dichter mit einiger Ausführlichkeit eingegangen worden. Der Lehrer, der seinen Schülern das Buch in die Hand gibt, wird die Einführung in diese Äußerlichkeiten vielleicht öfter der häuslichen Vorbereitung überlassen können und so manche Viertelstunde für die unterrichtliche Behandlung der Dichtungen gewinnen. Denjenigen aber, die an der Hand des Buches einst Vernommenes wieder auffrischen wollen, werden vermutlich gerade diese Einzelheiten willkommen sein. Für solche Leser ist die Geschenkausgabe bestimmt, deren sorgfältige Ausstattung sich der Herr Verleger besonders angelegen sein ließ.

Gegen den letzten Abschnitt des Buches (§ 54) können leicht mannigfache Ausstellungen gemacht werden. Bei der Auswahl waren naturgemäß große Schwierigkeiten zu überwinden. Um so dankbarer werde ich für freundliche Winke und Ratschläge sein, deren Beachtung ich mir bei einer etwaigen neuen Auflage mit allem Ernst werde angelegen sein lassen.

Die mühselige Arbeit der Zusammenstellung des im Anhang angefügten Verzeichnisses wohlfeiler Ausgaben von Einzelwerken hat in freundlicher Weise Herr Oberlehrer Schröck in Weferlingen mir abgenommen, dem ich mich dafür wie für seine Hilfe beim Lesen der Korrektur zu wärmstem Dank verpflichtet fühle. Auch die andern beigegebenen Verzeichnisse werden, so hoffe ich, willkommen sein und die Brauchbarkeit des Buches erhöhen.

Leider haben sich einige Druckfehler eingeschlichen. Sie sind am Ende des Buches verzeichnet. Ich erbitte für sie geneigte Nachsicht und freundliche Berichtigung.

Berlin, Anfang Januar 1920.

E. Fischer.

Inhaltsverzeichnis.

A. Althochdeutsche Zeit.

Von den Anfängen der deutschen Dichtung bis zum Beginn der Kreuzzüge (um 1100).

I. Die ältesten deutschen Dichtungen und die Ausbildung der deutschen Sagenkreise.

Seite

§ 1. Dichtungen aus der heidnischen Zeit 1
§ 2. Der Einfluß der Völkerwanderung 2

II. Der Einfluß des Christentums auf die deutsche Dichtung zur Zeit der Karolinger und Ottonen.

§ 3. Die deutsche Dichtung zur Zeit der Karolinger 2
§ 4. Lateinische Dichtungen zur Zeit der Ottonen 4

B. Mittelhochdeutsche Zeit.

Vom Beginn der Kreuzzüge bis zur Reformation (1100–1500).

I. Das Aufblühen der deutschen Dichtung unter dem Einfluß der Kreuzzüge und im Zeitalter der Hohenstaufen (1100–1300).

§ 5. Vorbedingungen des Aufschwungs 5
§ 6. Erste Ansätze: Die durch die Kreuzzüge bewirkte Neubelebung der Sagenbildung 6
§ 7. Die Volksepen 7
§ 8. Das Nibelungenlied 8
§ 9. Das Gudrunlied 10
§ 10. Anfänge der höfischen Epik 11
§ 11. Die Meister der höfischen Epik 12
§ 12. Die Entwicklung des Minnesangs 13
§ 13. Walter von der Vogelweide 16
§ 14. Nachblüte der höfischen Lyrik 18

II. Die deutsche Dichtung am Ausgange des Mittelalters (1300–1500).

§ 15. Der Einfluß der Zeitverhältnisse auf die dichterische Entwicklung am Ausgange des Mittelalters 19
§ 16. Die epische Dichtung am Ende des Mittelalters 20
§ 17. Lyrische Dichtung.
a. Der Meistersang 21
b. Das Volkslied 22
§ 18. Die Anfänge des deutschen Dramas 24
§ 19. Die Entwicklung der deutschen Prosa 25

C. Neuhochdeutsche Zeit.
Von der Reformation bis zur Gegenwart.

I. Das Reformationsjahrhundert.

Seite
§ 20. Die Humanisten 26
§ 21. Luther 28
§ 22. Luthers Gehilfen beim Reformationswerk und seine Gegner in ihrer literarischen Tätigkeit.
a. Das evangelische Kirchenlied im 16. Jahrhundert 31
b. Die Streitschriften zu Beginn des Reformationszeitalters 32
§ 23. Hans Sachs 33
§ 24. Fischart 35
§ 25. Das Drama der Reformationszeit 35
§ 26. Unterhaltende und belehrende Prosa im Reformationsjahrhundert . . . 36

II. Aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

§ 27. Die zeitgeschichtlichen Grundlagen der literarischen Entwicklung im 17. Jahrhundert 38
§ 28. Die gelehrte Dichtung des 17. Jahrhunderts.
a. Martin Opitz 39
b. Die Anhänger und Nachahmer Opitzens 41
§ 29. Die volkstümliche Dichtung im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges.
a. Das geistliche Lied 42
b. Die volkstümliche Prosa des 17. Jahrhunderts 44

III. Die Anbahnung der zweiten Blütezeit der deutschen Dichtung.

§ 30. Grundzüge der allgemeinen Entwicklung in Deutschland zwischen 1680 und 1780.
a. Der Tiefstand gegen Ende des 17. Jahrhunderts und die durch Pietismus und Aufklärung angebahnte Wendung zum Besseren . . . 46
b. Das Zeitalter Friedrichs des Großen 48
§ 31. Erste Ansätze zur Wiederbelebung echter Lyrik 50
§ 32. Die Theoretiker der Aufklärung in der deutschen Literatur.
a. Gottsched 51
b. Der Streit der Leipziger und Schweizer 52
§ 33. Die Dichter der Aufklärung.
a. Haller und Hagedorn 53
b. Gellert 54
c. Die Anakreontiker (Gleim, Uz, Jacobi, Weiße, Ramler, Ewald von Kleist) 56
§ 34. Klopstock 57
§ 35. Wieland 60
§ 36. Lessing 63
§ 37. Herder 70
§ 38. Nachwirkungen und Übergangserscheinungen.
a. Der Göttinger Dichterbund (Voß, Hölty, Stolberg, Claudius, Bürger. — Hebel) 75
b. Sturm und Drang 77

IV. Die zweite Blütezeit der deutschen Dichtung: Das Zeitalter Goethes und Schillers.

§ 39. Vorbedingungen und Grundlagen für die Entwicklung des deutschen Schrifttums in der klassisch-romantischen Zeit 79
§ 40. Goethe 80
§ 41. Schiller 92

V. Das romantische Zeitalter.

Seite
§ 42. Zusammenhänge, Grundsätze und Ziele 103
§ 43. Die Vorläufer der Romantik und die Frühromantiker (Jean Paul, Hölderlin; Frdr. und A. W. von Schlegel, Tieck, Novalis) 105
§ 44. Die jüngeren Romantiker (Brentano, Arnim, Eichendorff, Fouqué, E. Th. A. Hoffmann). — Die bleibenden Verdienste der romantischen Schule 109
§ 45. Ausläufer der Romantik.
a. Heinrich von Kleist 113
b. Die Dichter der Befreiungskriege (Arndt, Körner, Schenkendorf) . . 117
c. Der schwäbische Dichterkreis und geistesverwandte Dichter.
1. Ludwig Uhland 119
2. Justinus Kerner 121
3. Schwab, Hauff, Wilhelm Müller 122
4. Adalbert von Chamisso 123
5. Eduard Mörike 124
d. Nachklänge und Übergangserscheinungen.
1. Rückert 127
2. Platen 128
3. Lenau 130
4. Annette von Droste-Hülshoff 131
5. Grillparzer 132
6. Novellen und Romane jener Zeit (Alexis, Immermann, Jeremias Gotthelf, Bertold Auerbach, Stifter u. a.) 134

VI. „Das junge Deutschland“ und die politische Dichtung der vierziger Jahre.

§ 46. Das junge Deutschland.
a. Allgemeines 136
b. Heine 137
c. Börne, Gutzkow, Laube 140
§ 47. Die politische Dichtung der vierziger Jahre.
a. Allgemeines 140
b. Hoffmann von Fallersleben; Herwegh 141
c. Freiligrath 141
d. Kinkel; Strachwitz 142

VII. Die Entwicklung des Realismus in der deutschen Dichtung von 1848 bis 1870.

§ 48. Allgemeine Grundlagen für die um die Jahrhundertmitte einsetzende Ausgestaltung des Realismus 144
§ 49. Die führenden Dramatiker realistischer Richtung.
a. Hebbel 145
b. Ludwig 149
§ 50. Der Realismus in der erzählenden Kunst.
a. Gustav Freytag 151
b. Fritz Reuter 152
c. Klaus Groth 155
d. Theodor Storm 156
e. Gottfried Keller 159
f. Wilhelm Raabe 162
§ 51. Die Nachblüte der klassisch-romantischen Dichtung.
a. Geibel 165
b. Paul Heyse 169
c. Joseph Viktor von Scheffel 171
d. Ernst von Wildenbruch 173

VIII. Die deutsche Dichtung seit 1871.

Seite
§ 52. Vorbemerkungen 175
§ 53. Die jüngeren Meister der realistischen Kunst.
a. K. F. Meyer 176
b. Th. Fontane 179
c. M. von Ebner-Eschenbach 181
d. Anzengruber 183
e. Rosegger. 185
§ 54. Von den Tagen des „jüngsten Deutschlands" bis zur Gegenwart.
a. Grundzüge der Entwicklung. 187
b. Die deutsche Dramendichtung seit 1871. 190
c. Neuere und neueste epische Prosadichtungen 192
d. Die lyrisch-epische Versdichtung seit 1871 193
e. Aus der wissenschaftlichen Prosa unserer Tage 196

Anhang.

I. Zeittafel 200
II. Verzeichnisse.
a. Einige für eingehendere Beschäftigung mit einzelnen Dichtern geeigneten Werken 210
b. Wohlfeile Ausgaben von Einzelwerken 212
c. Personenverzeichnis 219
d. Einige für die Entwicklung der deutschen Dichtung besonders bedeutsamen Orte. 222
e. Sonstige Namen und Sachen 223

A. Althochdeutsche Zeit.

Von den Anfängen der deutschen Dichtung bis zum Beginn der Kreuzzüge (um 1100).

I. Die ältesten deutschen Dichtungen und die Ausbildung der deutschen Sagenkreise.

375 Beginn der Völkerwanderung: die Ostgoten unterliegen den über sie hereinbrechenden Hunnen. 437 Vernichtung der Burgunden (König Gundakar = Gunter) durch Attila (Etzel). 453 Attilas Tod. 493 Theoderich (in seiner Jugend Geisel in Byzanz) erobert durch seinen Sieg über Odoakar Italien.

---

§ 1. Dichtungen aus der heidnischen Zeit.

Aus der vorchristlichen Zeit unserer Vorfahren sind uns nur geringe Reste von Literaturdenkmälern erhalten, die sogenannten Merseburger Zaubersprüche[1]) und Bruchstücke des Hildebrandliedes. Ihr dichterisches Gewand bildet der altdeutsche ungereimte Stabreimvers: eine durch Zäsur in zwei Teile gegliederte Langzeile mit zwei Hebungen in jedem der beiden Teile; zwei oder drei dieser Hebungen beginnen mit demselben Konsonanten oder mit einem Vokal (Alliteration).[2])

Trotz dieser spärlichen Überbleibsel dürfen wir für die frühesten Zeiten einen reichen Bestand an Götter-, Helden- und Kampfliedern voraussetzen. Dafür bürgt schon die von dem römischen Schriftsteller Tacitus bekundete Sangeslust der Germanen. Ums Jahr 100 n. Chr. berichtete er in seiner „Germania" von alten Liedern, in denen die Deutschen „den erdentsprossenen Gott Tuisto und dessen Sohn Mann als Urväter und Ahnherren ihres Volkes preisen", sowie daß sie, wenn sie in die Schlacht ziehen, Donar als den ersten aller Helden besingen. Gleichzeitig erzählt er, daß sie zu Beginn eines Kampfes ihren Mut durch Anstimmen von Liedern zu entflammen suchen. Sie halten dabei, so berichtet er, die Schilde vor den Mund, damit durch den Rückprall die Stimmen voller klingen, und nennen diese Art Gesang barditus (Bartgesang). In einem andern Werk rühmt derselbe Schriftsteller die Germanen, weil sie noch hundert Jahre nach der Varusschlacht ihren Befreier Armin in Liedern feierten.

---

[1]) Die beiden Zaubersprüche wurden seinerzeit in der Dombücherei zu Merseburg aufgefunden, daher der Name. Sie wollen zur Befreiung eines Kriegsgefangenen bezw. zur Heilung einer Beinverrenkung helfen.

[2]) Vgl. an Nachbildungen „Winterstürme wichen dem Wonnemond" (R. Wagner, Die Walküre); W. Jordan, Nibelunge; F. Dahn, Lied der Walküre, dazu volkstümliche Wendungen wie Stock und Stein, Haus und Hof, arm und elend, wild und verwegen.

§ 2. Der Einfluß der Völkerwanderung.

Für die weitere Entwicklung dieser Dichtungen ist die Völkerwanderung bedeutsam geworden. Sie ließ manche Bestandteile der deutschen Sage miteinander verschmelzen oder mit den Völkern, in denen sie heimisch waren, völlig untergehen. Andererseits gab sie mit ihren gewaltigen Ereignissen und hervorragenden Heldengestalten sowie durch die zwischen den verschiedenen Volksstämmen vermittelte Berührung der Sagenbildung neue Anregung und neue Stoffe. Die besonderen Pfleger und Vermittler der so entstandenen Sagenlieder waren die „Sänger". Was sie zwischen den einzelnen Stämmen hin- und hertrugen (vgl. Volkmar in Gustav Freytag, Ingo), wurde bald mehr oder minder dichterisches Allgemeingut des Volkes, das durch mündliche Überlieferung weitergegeben und vererbt wurde. So erklären sich die trotz aller geschichtlichen Grundlagen oft zutage tretenden starken Abweichungen von der Geschichte — s. S. 7 — und die etwa in die Zeit zwischen 600 und 800 fallende Herausbildung bestimmter Sagenkreise. Die wichtigsten knüpfen an Dietrich von Bern, Etzel, die Heldengestalten des Nibelungen- und des Gudrunliedes an (der ostgotische, hunnische, niederrheinisch-burgundische und der nordische Sagenkreis).

II. Der Einfluß des Christentums auf die deutsche Dichtung zur Zeit der Karolinger und Ottonen.

§ 3. Die deutsche Dichtung zur Zeit der Karolinger.

Um 375 übersetzt Bischof Wulfila (Wölfel; Ulfilas) die Bibel ins Gotische. 496 Chlodwigs Übertritt zum Christentum. 754 Bonifatius' Tod. 768 bis 814 Karl der Große (772—804 Sachsenkriege). 814—840 Ludwig der Fromme. 843 Teilungsvertrag zu Verdun.

Die Wirksamkeit Wulfilas[1]) hat auf das eigentliche Deutschland nicht übergegriffen. Sie blieb auf die damaligen westgotischen Gebiete nördlich der unteren Donau (Rumänien) beschränkt. Auch die Bekehrung der Franken und die Wirksamkeit der irischen und angelsächsischen Glaubensboten des 7. und 8. Jahrhunderts kommen für eine Einwirkung auf die deutsche Dichtung noch nicht in Betracht. Erst Karl der Große ist dafür, wenn auch mehr mittelbar, bedeutsam geworden. Er ließ sich bei aller planmäßig betriebenen Förderung römisch-christlicher Bildung die Pflege der deutschen Sprache und Dichtung angelegen sein. Nicht nur, daß er für Predigt und Religionsunterricht in der Muttersprache sorgte und die Grundlagen einer deutschen Grammatik zu schaffen versuchte; er ließ, wie sein Biograph Einhart berichtet, auch die alten deutschen Lieder, „in

[1]) Um die Mitte des 4. Jahrhunderts schuf Wulfila aus dem griechischen und lateinischen Alphabet unter Verwendung einiger Runenzeichen (rūna = Gemurmel, Geheimnis, vgl. raunen) die gotische Schrift. Teile seiner Bibelübersetzung sind im sogenannten Codex argénteus (silberne Handschrift) erhalten. Dieser führt seinen Namen nach dem silbernen Einband und der Silberschrift auf den purpurroten Blättern. Die Handschrift wird in Upsala aufbewahrt.

denen die Taten und Kriege der Könige der Vorzeit besungen wurden", sammeln und aufzeichnen.[1]) Danach ist dann Ludwig der Fromme der Begründer einer eigentlich christlich-deutschen Dichtung geworden.

Auf seine Anregung verfaßte ein sächsischer Sänger in seiner heimischen Mundart (altniederdeutsch) den „Heliand" (Heiland). In Stabreimversen wird hier unter Benutzung lateinischer Prosadarstellungen das Leben des Heilands nach Art des deutschen Heldengesangs erzählt, indem der Schauplatz der Handlung nach Deutschland verlegt und ihr ein in jeder Hinsicht heimisches Gepräge verliehen wird. (Jesus erscheint als ein deutscher Fürst, die Jünger als seine Mannen, mit denen er durchs Land zieht, die Orte der heiligen Geschichte als Burgen usw.) Die dichterische Kraft, mit der diese Verquickung altdeutscher Art und christlicher Anschauungsweise durchgeführt wird, ist ebenso bezeichnend für die Eigenart des Verfassers, wie sie geeignet war, die Verbreitung des Christentums unter den Sachsen zu fördern.

Ein althochdeutsches Gegenstück zum Heliand ist die etwa vierzig Jahre später von einem elsässischen Mönch **Otfried** (aus dem Kloster Weißenburg) in rheinfränkischer Sprache verfaßte Umdichtung der Evangelien, gemeiniglich „Krist" genannt. Die Darstellung entbehrt der lebensvollen Anschaulichkeit, zu der dem niederdeutschen Sänger die von ihm geübte „Verdeutschung" des Stoffes geholfen hatte. Auch sonst bekundet sich Otfried mehr als Gelehrter und Seelsorger denn als Dichter. Erläuternde Bemerkungen, Quellennachweise, erbauliche Auslegungen und Anwendungen unterbrechen den Fluß der Erzählung, überflüssige Füllwörter sind häufig in den Versen. Dennoch ist der Dichtung dadurch eine nachhaltige Wirkung beschieden worden, daß in ihr zum ersten Male der aus der lateinischen Dichtung übernommene, bisher von deutschen Dichtern nur gelegentlich verwandte Endreim regelmäßig durchgeführt und damit die Verdrängung des Stabreims angebahnt wurde.

Anmerkung. Aus der karolingischen Zeit sind noch zwei Stabreimdichtungen erhalten, die Erwähnung verdienen, beide religiösen Inhalts. Das Wessobrunner Gebet — im oberbayrischen Kloster Wessobrunn (Weißenbrunn) gefunden — erzählt von dem Weltenschöpfer und der vor der Schöpfung herrschenden Leere; es schließt mit einem kurzen Gebet in Prosa. In dem andern, uns nur lückenhaft erhaltenen, gewöhnlich Muspilli (=Weltbrand) genannten Gedicht wird der Weltuntergang geschildert.

In Endreimversen nach Otfrieds Vorbild ist das Ludwigslied geschrieben, in dem der von dem Westfrankenkönige Ludwig III. im Jahre 881 errungene Sieg über die Normannen gefeiert wird. So sehr der Inhalt an die Stoffe der alten Heldensagen anklingt, bekundet sich hier doch deutlich der christliche Standpunkt des Dichters.

[1]) Diese Sammlungen sind bereits unter Ludwig dem Frommen (siehe oben) wieder verloren gegangen; sie waren der Geistlichkeit als heidnisch verdächtig und wurden deshalb auf alle Weise unterdrückt.

§ 4. Lateinische Dichtungen zur Zeit der Ottonen.

Otto der Große 936–973 (962 Ottos Kaiserkrönung; 963 die Römer schwören, keinen Papst ohne kaiserliche Einwilligung zu wählen). Otto II. 973–983. Otto III. 983–1002. Heinrich II. 1002–1024.

Die unter den Ottonen immer enger werdende Verbindung mit Italien und die damit in Zusammenhang stehende Förderung antiker Studien (ottonische Renaissance) wurde der deutschen Dichtung verhängnisvoll. Den Geistlichen, die in dieser Beziehung die Führung hatten, galt fast ausnahmslos[1]) die in den Klöstern heimische lateinische Bildung als allein beachtenswert. So dichteten sie in lateinischer Sprache, selbst wenn es sich um so echt deutsche Stoffe handelte wie in dem ums Jahr 930 in St. Gallen entstandenen Waltharilied. Ein Mönch Ekkehard[2]) erzählt hier in lateinischen Hexametern — Vergil hat ihm als Vorbild gedient[3]) — die Geschichte Walters von Aquitanien (westgotisches Südfrankreich), der mit seiner Verlobten Hildegund von Etzels Hof entflieht und im Wasgenwalde harte Kämpfe mit Gunter von Worms und seinen Mannen zu bestehen hat.

Einen andern römischen Dichter, Terenz[4]), hatte sich die um 960 in dem Harzkloster Gandersheim (Braunschweig) dichtende Nonne **Roswitha** zum Vorbild gewählt. Wir haben von ihr sechs sogenannte Dramen, die sämtlich die Bekehrung von Heiden und Sünderinnen zum Gegenstande haben. Bezeichnend für die damalige Zeitrichtung sind ebensosehr die lateinischen Verse und die dadurch auch für die gebildete Frau jener Tage nachgewiesene Beherrschung der lateinischen Sprache[5]) wie der Dichterin — ebenso schon von Otfried geäußerte — Absicht, durch ihre Werke die „gottlosen" weltlichen Dichtungen zu verdrängen. Auf der einen Seite also die Geringschätzung der Muttersprache und das Aufgehen in fremder Art, auf der anderen der weltabgewandte Sinn, der bald darauf durch die vom Kloster Cluny ausgehenden Bestrebungen für die Entwicklung der römischen Kirche so bedeutsam wurde.

---

[1]) Als rühmliche Ausnahme wird ums Jahr 1000 Nōtkēr, Abt von St. Gallen — Labeo, der Großlippige, oder der Deutsche mit Beinamen — genannt; er übersetzte Psalmen ins Deutsche.

[2]) Der Held in Scheffels Ekkehard — s. dort die Übersetzung des Walthariliedes — ist nicht der Dichter des Liedes.

[3]) Vergilius, ein berühmter Dichter des augustëischen Zeitalters, ist vor allem durch die Äneide bekannt, in der er die Irrfahrten des aus dem trojanischen Kriege heimkehrenden Äneas besingt.

[4]) Terentius (Terenz) dichtete um 160 n. Chr. lateinische Komödien.

[5]) Vgl. Herzogin Hadwig von Schwaben in Scheffels Ekkehard. — Unter Roswithas Namen sind auch noch zwei geschichtliche Gedichte (Ottos des Großen Taten; Geschichte des Klosters Gandersheim) und einige Legenden in lateinischer Sprache auf uns gekommen.

B. Mittelhochdeutsche Zeit.

Vom Beginne der Kreuzzüge bis zur Reformation (1100—1500).

I. Das Aufblühen der deutschen Dichtung unter dem Einfluß der Kreuzzüge und im Zeitalter der Hohenstaufen (1100–1300).

§ 5. Vorbedingungen des Aufschwungs.

1096–1099, 1147–1149, 1189–1192 1.–3. Kreuzzug; 1138–1254 die Hohenstaufen (Friedrich Barbarossa 1152–1190; Heinrich VI. 1190–1197).

Schon in äußerlicher Hinsicht bedeutet das Zeitalter der Kreuzzüge bezw. der Hohenstaufenkaiser einen Wendepunkt in der deutschen Dichtung. Unter dem Einfluß der machtvollen Herrscher aus jenem Geschlecht bildete sich die ihnen und ihrer Umgebung vertraute Mundart, das Schwäbische, mehr und mehr zu einer allgemein üblichen Verkehrssprache aus, die bald, da die Lieder nicht mehr wie einst in erster Reihe durch singenden oder sprechenden Vortrag, sondern durch schriftliche Aufzeichnung und Vorlesen verbreitet wurden, auch zu einer Art Schriftsprache wurde. Die Zeit der mittelhochdeutschen Dichtung beginnt.

Der Einfluß der reichbewegten Zeit zeigt sich daneben in mannigfach anderer Weise. Zunächst ergab sich aus der durch die Kreuzzüge bewirkten Berührung mit den Nachbarvölkern und mit dem Morgenlande für die Deutschen eine beträchtliche Bereicherung der Phantasie und eine wirksame Neubelebung der Sagenbildung. Gleichzeitig traten mit den Geistlichen, die bisher die einzigen Vertreter der Dichtkunst gewesen waren, andere Stände in Wettbewerb. Zunächst versuchten sich die Spielleute, denen mit einer vermehrten Betätigung an den Höfen und auf den Burgen, bald auch auf den Märkten eine erheblich größere Bedeutung erwuchs[1]), auch in größeren Dichtungen. Vor allem aber nahm sich nunmehr der Ritterstand, der durch die Kreuzzüge eine völlige Umschaffung erfahren hatte, der Dichtkunst und ihrer Pflege an.

Bei der in dieser Beziehung zu beobachtenden Wandlung hat eine Reihe von Umständen mitgewirkt. In erster Reihe kommen dafür die neuen Ideale in Betracht, die in den Rittern wach geworden waren und sie auf eine höhere Stufe hoben. Durch die Kreuzzüge war, soviel auch Abenteuerlust und Tatendrang dabei mitwirken mochten, eine Hochflut religiöser Empfindungen[2]) bewirkt worden, die, besonders seit dem zweiten Kreuzzug, ihren Einfluß vor allem auf die deutschen Fürsten und Ritter ausübte. Mit diesem Erwachen eines neuen religiösen Lebens ging aber auch eine Bewährung in allen echten Rittertugenden bezw. ein ernstes Streben danach Hand in Hand. Das galt an sich für selbstverständliche Pflicht; vielfach

---

[1]) S. S. 2; vgl. Wizzelin und Nikolaus in Freytags Ahnen II. und III. Bd.

[2]) Die von den Vertretern der kluniazensischen Richtung ins Leben gerufene, besonders unter dem Einfluß Gregors VII. erstarkte religiöse Bewegung hatte auf die deutsche Ritterschaft nur in geringem Maße eingewirkt. Das ergab sich aus der Abneigung, die anfänglich von der hohen Geistlichkeit Deutschlands diesen Bestrebungen entgegengebracht wurde, wie aus den politischen Verhältnissen.

waren diese Tugenden, Tapferkeit, Treue, Ehrenhaftigkeit, edle Zucht und Sitte, ja auch für den Kampf wie für das Zusammenleben im Heer ganz unentbehrlich. Dazu kam endlich die vertiefte Bildung, die sich aus der Berührung mit der arabisch-byzantinischen Kultur und aus den vielfachen Beziehungen zu den französischen Rittern für ihre deutschen Standesgenossen ergab. Die Bekanntschaft mit dem Morgenlande mußte ja für die deutschen Adligen um so mehr eine außerordentliche Erweiterung ihres Gesichtskreises im Gefolge haben, als sie bisher in verhältnismäßig großer Abgeschlossenheit gelebt hatten. Dem französischen Einfluß aber konnte sich — bei der starken Aufnahmefähigkeit, die der Deutsche fremden Vorbildern gegenüber von jeher bewiesen hat — der deutsche Ritter um so weniger entziehen, als damals französische Art und Kunst tatsächlich den übrigen Völkern Europas überlegen war.[1]) Die so bewirkte Nachahmung beschränkte sich aber nicht auf die eigentlichen ritterlichen Übungen und alles, was damit, namentlich auch an Sittenregeln und Fachausdrücken, zusammenhing. Sie bezog sich auch auf die bei der französischen Ritterschaft schon seit längerer Zeit übliche dichterische Betätigung.

Und hier blieb es nicht bei der bloßen Nachahmung. Die Zeitverhältnisse brachten es mit sich, daß man sich in Deutschland nach verhältnismäßig kurzer Zeit zu selbständigem Schaffen befähigt zeigte. Das ergab sich schon aus der durch die Kreuzzüge vermittelten bezw. durch den reicheren und edleren Lebensinhalt bewirkten allgemeinen Hebung des Ritterstandes. Dazu aber kam, was das Zeitalter der Hohenstaufen gerade für diesen Stand bedeutete. Die Ritter waren ja die wichtigsten Gehilfen der Kaiser bei den mannigfachen Kämpfen, die sie auszufechten hatten. Das hatte, zumal infolge des mit aller Schärfe wieder ausbrechenden Widerstreits zwischen Kaiser- und Papsttum, eine allgemeine Anspannung aller Kräfte im Gefolge, deren günstige Wirkungen nicht ausbleiben konnten. Und dann kam der Erfolg. Der deutsche Name gewann infolge der neu errungenen Macht ein Ansehen wie nie zuvor. Das hatte naturgemäß bei den Führern der Nation ein stolzes Bewußtsein von den Vorzügen ihres Volkstums im Gefolge, und das wurde auch für die dichterische Tätigkeit der Ritter wichtig. Sie wollten nicht nur Nachahmer bleiben, und sie merkten bald, daß sie Eigenes und Besonderes zu sagen hatten.

So ergab sich aus dem Zusammenwirken all dieser neuen Regungen und Bestrebungen eine reiche Früchte bringende Blütezeit der deutschen Dichtkunst.

---

§ 6. Erste Ansätze: Die durch die Kreuzzüge bewirkte Neubelebung der Sagenbildung.

Die ersten bedeutenderen Dichtungen dieser Zeit haben noch Geistliche zu Verfassern. Es sind zwei Epen, eins mehr weltlichen Inhalts, das andere mit ausgeprägt christlichem Einschlag, beide auf französische Vorlagen zurückgehend. Um 1130 schrieb der **„Pfaffe Lamprecht“**, ein rheinischer Priester, ein Alexanderlied, in dem das mit vielen roman-

[1]) Ein besonders gewichtiges Zeugnis für die Nachhaltigkeit des französischen Einflusses tritt uns in der Nachahmung des nordfranzösischen (sogenannten gotischen) Baustils bei den deutschen Kirchenbauten entgegen.

und märchenhaften Zügen ausgeschmückte Leben Alexanders des Großen erzählt wird.[1]) Etwa gleichzeitig schuf ein Regensburger Priester **Konrad** im Auftrage des Bayernherzogs durch Überarbeitung eines französischen Heldengedichts ein Rolandslied, in dem Karls des Großen Zug nach Spanien als Kreuzzug gegen die Mohammedaner gefeiert und Roland bei der Darstellung seines Kampfes und Heldentodes als Perle christlichen Rittertums gepriesen wird.

Im Gegensatz zu diesen Anlehnungen ans Ausland bevorzugten die Spielleute, als sie mit umfangreicheren Dichtungen hervortraten, heimatliche Stoffe. Bei der Darstellung ist freilich auch der Einfluß der Kreuzzüge an der Bevorzugung abenteuerlicher, ja märchenhafter Züge zu spüren. Hier sind vor allem zwei mittelfränkische Epen zu nennen, König Rother und Herzog Ernst. Beide sind um die Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden und stellen Überarbeitungen von Sagenstoffen dar, denen ein geschichtlicher Kern zugrunde liegt. Besonders im „Herzog Ernst" sind die Sagen, die im Anschluß an den von Konrad II. unterdrückten Aufstand seines Stiefsohnes im Volke umliefen, mit Märchen umsponnen (Fahrt ins Morgenland, Scheitern des Schiffs am Magnetberg, Kämpfe gegen ein Volk mit Kranichhälsen und -köpfen usw.).[2])

§ 7. Die Volksepen.

Die zu Beginn des 13. Jahrhunderts geschaffenen Volksepen kann man als eine Fortbildung der Spielmannsepen bezeichnen, da in ihnen die im Volke verbreiteten Bruchstücke, einzelne Lieder und Sagen sowie bereits vorhandene Sagengebilde, zu einem Ganzen verarbeitet erscheinen. Etwas Neues stellen sie insofern dar, als die Dichter dieser Epen jedenfalls mit der höfischen Bildung ihrer Zeit vertraut, vermutlich auch selbst Angehörige des Ritterstandes sind. In einer Beziehung unterscheiden sich diese volkstümlichen Dichtungen jedoch vorteilhaft von den Epen der Spielleute wie von den späteren der höfischen Dichter: sie halten sich von den märchenhaften Zügen, den phantasievollen Ausschmückungen und den langatmigen Beschreibungen von Festen, Trachten, Gebräuchen, die bei jenen so stark hervortreten, bis auf Kleinigkeiten fern und bewahren nach Stoff und Auffassung die alte gute deutsche Art. Treue und Heldenmut und die Bewährung dieser von den Vorvätern überkommenen, stets in den Liedern der Sänger gerühmten Tugenden stehen im Mittelpunkte der Handlungen. Bei weitem die bedeutendsten unter diesen Volksepen sind das Nibelungen- und das Gudrunlied.

Anmerkung. Neben ihnen sind besonders die Dietrichepen zu nennen. Die Rabenschlacht (Schlacht bei Ravenna) knüpft an geschichtliche Vorgänge an, andere stellen rein sagenhafte Züge dar. Im Eckenlied wird erzählt, wie Dietrich sein berühmtes Schlachtschwert einem Riesen (Ecke) im Kampfe abgewann; im „König Laurin" wird Dietrichs Kampf um den Rosengarten des Zwergkönigs geschildert; im Rosengarten werden Siegfried und zwölf seiner Helden, die Kriemhildens Rosengarten bewachen, von Dietrich und seinen Gefährten besiegt.

---

[1]) Das in R. Wagners „Parsifal" verflochtene Abenteuer des Helden mit den aus Blumen entsprossenen Zaubermädchen Klingsors geht auf das Alexanderlied bezw. seine französische Quelle zurück.

[2]) In wenig spätere Zeit gehört auch das im Elsaß aufgezeichnete Tierepos Reinhart Fuchs, s. § 16.

§ 8. Das Nibelungenlied.

Von dem Werdegange des Liedes gibt der Inhalt in mancher Beziehung Kunde. Mythologische Grundlagen treten darin neben geschichtlichen zutage; heidnische Anschauungen stehen neben Beweisen christlich-ritterlicher Kultur. Auf der einen Seite begegnen wir den Zwergen und Nixen, hören von dem Drachenkampf, dem Hort, der Tarnkappe, stoßen auf Züge, die in der alten Mär von der Walküre Brunhild ihre Erklärung finden.[1]) Andererseits treten uns Anklänge an geschichtliche Personen und Ereignisse, wenn auch in mannigfacher Umgestaltung[2]), und Hinweise auf christliche Sitten und Gebräuche sowie auf Gepflogenheiten des Rittertums auf Schritt und Tritt entgegen (Dietrich, Etzel, die Burgundenkönige, Vernichtung der Burgunden durch die Hunnen, der durch den Streit der Königinnen herbeigeführte Tod des Merowingerkönigs Sigibert von Austrasien — Gottesdienste, Geistliche, Turniere usw.). Besonders bezeichnend für den Gang der kulturgeschichtlichen Entwicklung ist dabei die Unbefangenheit, mit der jene so verschiedenen Zeiten angehörenden Auffassungen gelegentlich ganz unvermittelt nebeneinander gestellt werden. So führen die Weissagungen der heidnischen Wasserjungfrauen zur Rettung des burgundischen Hofkaplans, und an Siegfrieds im Dom zu Worms aufgebahrter Leiche findet die altheidnische Blutprobe statt. Freilich darf dabei nicht verkannt werden, daß christliche Einflüsse sich im Nibelungenliede nur in Äußerlichkeiten zeigen; die Gedankenwelt seiner Helden ist davon nicht berührt. Auch sind Unstimmigkeiten wie die oben genannten von dem Dichter und seiner ersten Gemeinde offenbar noch nicht in der Weise empfunden worden, wie das heute der Fall ist. Aber es bekundet sich durch diese Widersprüche wie durch mannigfache andere, die sich sonst in Einzelheiten finden, doch deutlich, daß wir es mit „alten Mären“, mit einer Bearbeitung von Überlieferungen zu tun haben, die Jahrhunderte alt sind.

Anmerkung. Derartige sachliche Widersprüche sind z. B.; daß Siegfrieds Reise nach Worms als seine erste Ausfahrt dargestellt wird, während er doch schon die größten Heldentaten vollbracht haben soll; daß er Kriemhilds wegen nach Worms zieht und dann dort doch ein Jahr lang nicht nach ihr fragt; daß er Brunhild bei Gunters Werbefahrt angeblich zum ersten Male sieht, während er doch den Weg zu ihrem Reiche kennt und sie ihn beim Namen nennt u. a. m.

Was wir über die Entstehung des Liedes, wie es uns heute vorliegt, sagen können, ist wenig. Die Auffassung, daß es ursprünglich aus zwanzig Einzelliedern verschiedener Verfasser bestanden habe, die von einem Bearbeiter durch entsprechende Einschübe zu einem Ganzen vereinigt seien, ist schon lange aufgegeben worden.[3]) Daß andererseits mannigfache Wandlungen der ursprünglichen Sagenstoffe erfolgt sind, ergibt sich schon aus ihrer

---

[1]) Vgl. die Ankunft der Burgunden auf Isenstein und Brunhilds Tränen beim Hochzeitsmahl.

[2]) Untergang der Burgunden an Etzels Hof; Dietrichs Aufenthalt daselbst; Kriemhild als Etzels Gemahlin u. a. m.

[3]) Sie rührt von dem Altertumsforscher Karl Lachmann her, der damit zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hervortrat.

in der Edda[1]) vorliegenden Form, die Richard Wagner in seiner Trilogie[2]) „Der Ring des Nibelungen" und Wilhelm Jordan in seinem Epos „Nibelunge" benützten.

Als ursprüngliche Heimat der Sage wird Rheinfranken anzusehen sein. Von da hat sie sich über die Länder deutscher Zunge verbreitet und um die Wende des ersten und zweiten Jahrtausends unserer Geschichte namentlich in Bayern mannigfache Veränderungen erfahren. Das uns heute vorliegende Lied ist aber, abgesehen von den durch die verschiedenen Handschriften[3]) bezeugten Zusätzen und Abweichungen, als das — unter Benützung der alten Quellen gefertigte — einheitliche Werk eines Dichters anzusehen. Dafür zeugt die nach einheitlichem Plan angelegte, mit hoher Kunst in straffem Aufbau durchgeführte Handlung ebenso wie die bewundernswerte Charakterzeichnung und die anschauliche Herausarbeitung des Grundgedankens, durch den die Dichtung zum „Hohenliede von der deutschen Treue" wird.[4]) Wegen dieser Kunstfertigkeit wird der Dichter des Liedes unter die größten unsers Volkes zu rechnen sein, mögen auch alle Versuche, etwas Näheres über ihn oder auch nur seinen Namen zu erkunden, vergeblich bleiben. Das einzige, was man mit einiger Sicherheit sagen kann, ist, daß er sein Werk um 1200 in Österreich geschaffen haben wird.[5])

Die übrigen Kunstmittel des Dichters sind einfacher Art. Die Ausdrucksweise ist schlicht. Nur etwa zwanzig kurze Vergleiche finden sich in dem Liede. Um so bewundernswerter ist die dichterische Meisterschaft, die der in ein so einfaches Gewand gekleideten Darstellung eine so erschütternde Wirkung zu verleihen wußte. Von wesentlicher Bedeutung dafür ist es, daß der Fortschritt der Handlung stets aus inneren Erlebnissen begreiflich gemacht wird, ohne daß Zufälligkeiten äußerer Art in Anspruch genommen werden. Von ebenso großem dichterischen Können zeugt die Art und Weise, in der an den Höhepunkten der Handlung die Steigerung in der Erzählung bewirkt wird, bis wir vor dem erschütternden Ergebnis stehen. Man braucht nur den 16. Gesang (Siegfrieds Tod) und die Schilderung der letzten Ereignisse an Etzels Hof zu vergleichen, um des innezuwerden.

Die — von älteren Vorbildern übernommene — Strophenform, die sogenannte Nibelungenstrophe, weist vier paarweise gereimte Lang-

---

[1]) Genauer wäre es, von den „Edden" zu sprechen. Außer der sogenannten Lieder-Edda, einer aus dem 13. Jahrhundert stammenden Sammlung altnordischer Götter- und Heldenlieder, gibt es eine sogenannte prosaische Edda, ein um 1230 entstandenes Lehrbuch altnordischer Dichtkunst, in dem viele Götter- und Heldensagen aufgezeichnet sind.

[2]) Trilogie=Dreiheit; aus der griechischen Dichtung entlehnte Bezeichnung für drei zusammengehörige Dramen.

[3]) Es sind uns mehr als zwanzig Handschriften erhalten, darunter zehn vollständige. Als beste gilt die von St. Gallen.

[4]) Über Aufbau, Charaktere und Grundgedanken vgl. des Verfassers Hilfsbuch „Zur deutschen Literatur" 5. Aufl. S. 2ff. Breslau (Dülfer) 1915.

[5]) Über den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges war das Lied vergessen worden. Als Bodmer — s. § 32b — es im Jahre 1757 auffand und Bruchstücke daraus veröffentlichte, war's eine völlige Neuentdeckung. 25 Jahre danach wurde es zum ersten Male wieder vollständig herausgegeben. In weiteren Kreisen wurde es erst unter dem Einflusse der Romantiker bekannt.

zeilen auf. Jede Langzeile besteht aus zwei Halbzeilen, von denen die letzte (achte) vier, die andern drei Hebungen haben. Die Zahl der Senkungen ist beliebig, so daß die einzelnen Verszeilen sich sehr wechselreich gestalten können. Die ersten Hälften der Langzeilen haben klingenden (weiblichen, zweisilbigen), bisweilen gereimten Ausgang (vgl. 1, 1. 16. 17), die zweiten Hälften vollen (stumpfen, männlichen, einsilbigen) Reim.[1])

Unter den Nachdichtungen ist bei weitem die bedeutendste Hebbels Drama „Die Nibelungen".[2])

§ 9. Das Gudrunlied.

Schon durch die Form stellt sich das Gudrunlied als ein Gegenstück zum Nibelungenliede dar. Die Gudrunstrophe ist nur in geringen Einzelheiten von der Nibelungenstrophe verschieden. Die dritte und vierte Langzeile haben am Ende gleichfalls weiblichen Reim, und in der letzten Halbzeile finden sich nicht vier, sondern fünf Hebungen.

Auch im übrigen ergeben sich mancherlei Ähnlichkeiten, mag man die Dichtungen selbst und ihre Bedeutung als Zeit- und Sittenbilder oder die Personen und die Grundgedanken ins Auge fassen.

Daneben finden sich bedeutsame Verschiedenheiten in den Schauplätzen und der Zeit der Handlung wie in den ihr zugrunde liegenden Sagenstoffen und den Charakteren. Nicht im Binnenlande wie das Nibelungenlied spielt die Gudrun, nicht Ereignisse der Völkerwanderung oder rheinische Sagen, die ihnen ihren Ursprung verdanken, bilden die Grundlagen der Handlung: an die Küsten, auf die Inselwelt der Nordsee werden wir versetzt, und die Raubzüge der Normannen im 9. Jahrhundert bilden den geschichtlichen Kern der hier behandelten Sagenstoffe, deren Heimat bei den Nordseestämmen, den Friesen und Niederfranken (Niederlande), zu suchen ist. Vor allem aber sind die im Mittelpunkte beider Dichtungen stehenden Heldinnen bei aller ursprünglichen Verwandtschaft der Grundzüge ihres Wesens vollendete Gegenbilder. Die Treue, die für beide den Schlüssel ihres Wesens und ihrer Schicksale bildet, wird von ihnen in ganz verschiedener Weise bewährt. Damit verbindet sich ein weiterer Unterschied. Gudrun entspricht trotz aller Beweise altgermanischer Gesinnung in ihrer Handlungsweise den Grundforderungen des Christentums, von denen Kriemhild nichts weiß, wie auch das ganze Gudrunlied durch seinen versöhnlichen Ausgang sich in ganz anderer Weise von christlichen Anschauungen beeinflußt zeigt als sein großes Vorbild.[3])

Auch nach ihrer Entstehungsgeschichte ähneln sich beide Dichtungen. Wir werden für das Gudrunlied etwa in derselben Weise wie für das ältere der beiden Epen Vorlagen aus früherer Zeit voraussetzen dürfen und uns den Dichter ungefähr in derselben Umgebung unter gleichen Verhältnissen schaffend zu denken haben. Näheres hat sich auch über ihn nicht ermitteln

---

[1]) Zwei kurze, durch einen Mitlaut getrennte Endsilben werden als eine Silbe gerechnet.

[2]) Vgl. darüber des Verfassers „Zur deutschen Literatur" a. a. O. S. 187 ff.

[3]) Bezeichnend für die im Gudrunliede vorliegende Überwindung heidnischer Züge ist der „Schwan mit Menschenstimme", der „Engel", durch den Gudrun getröstet wird. Offenbar ist darunter ursprünglich eine Schwanenjungfrau gedacht worden.

lassen. Er wird sein Werk bald nach den Nibelungen, spätestens um 1230, in Niederösterreich vollendet haben; anscheinend war er ritterlichen Standes.

Wie weit das Lied in der uns vorliegenden Form wirklich auf ihn zurückgeht, läßt sich nicht genau sagen. Es ist nur in einer einzigen Handschrift auf uns gekommen, deren Anfertigung wir Kaiser Maximilian I. verdanken. Sie enthält offenbar mannigfache Erweiterungen. Immerhin können wir unschwer feststellen, daß der Dichter des Liedes in mancher Hinsicht den Vergleich mit seinem großen Zeitgenossen nicht zu scheuen braucht. Allerdings ist die Handlung des Ganzen weniger einheitlich. Die drei Teile sind nur äußerlich durch die verwandtschaftlichen Beziehungen der Hauptschelden verknüpft. Aber besonders in dem letzten, dem eigentlichen Gudrunliede, zeugen straffer Aufbau und wirksames Fortschreiten der Handlung, lebensvolle Charakterzeichnung und anschauliche Herausstellung der Grundgedanken von einer großen dichterischen Kraft, die in der Gestaltung der Hauptheldin auf der Höhe ihres Könnens steht und in ihr eine der herrlichsten Frauengestalten unserer Dichtung geschaffen hat.[1])

---

§ 10. Anfänge der höfischen Epik.

Ungefähr gleichzeitig mit der volkstümlichen entwickelte sich die höfische Epik. Für sie waren die Werke der ritterlichen Dichter Nordfrankreichs, der Trouvères (Erfinder), vorbildlich. Zunächst wurden dabei aus dem Altertum übernommene Erzählungen bevorzugt, die in ein ritterliches Gewand gekleidet wurden. So erzählt **Heinrich von Veldeke**, ein Niederfranke (Niederländer), um 1185 an der Hand eines französischen Romans in einem Epos Eneït die dem damaligen Geschmack entsprechend umgewandelte Geschichte des Äneas (s. S. 4 Fußn. 3) mit vielfachen Hinweisen auf höfische Rittersitten und Gebräuche.[2]) Wegen seiner gewählten Sprache und der Reinheit seiner Reime wurde er von seinen Zeitgenossen sehr gerühmt. Zugleich wurde er durch die Art, wie er nach französischem Vorbild die Behandlung der Minne in den Vordergrund zu stellen wußte, der Lehrmeister für die meisten seiner ritterlichen Zunftgenossen, ebenso in der dichterischen Form, dem paarweise gereimten, meist vierhebigen Kurzvers.

Etwa gleichzeitig mit Veldeke hatte ein braunschweigischer Ritter Teile der Artussage in deutsche Reime gebracht. Damit wurden die Stoffe eingeführt, denen sich die höfischen Epiker Deutschlands mit besonderer Vorliebe zuwandten. Aus diesen Erzählungen von dem sagenberühmten Keltenkönige und den seine Tafelrunde bildenden zwölf ritterlichen Genossen — sie speisten als alle gleicher Ehre wert an einem runden Tisch — hat Hartmann, Dienstmann eines schwäbischen Herrn von Aue, daher **Hartman von Aue** genannt, um 1200 die Stoffe zu zwei Epen entnommen, deren Hauptschelden beide

[1]) Vgl. die Nachzeichnung Geibels in seinem Gedicht „Gudruns Klage". Siehe darüber „Zur deutschen Literatur". S. 7.

[2]) Die Darstellung der Hochzeit des Äneas wird zu einer Schilderung des zu Pfingsten 1184 in Mainz bei Gelegenheit der Schwertleite von Barbarossas Söhnen gefeierten Frühlingsfestes benützt. — Veldeke stand als Niederländer besonders unter französischem Einfluß, der vornehmlich von den Niederlanden aus in Deutschland eindrang.

der Tafelrunde angehörten, „Erek“ und „Iwein“. Daneben hat er noch in Abweichung von den sonstigen Gepflogenheiten einen rein deutschen Stoff in einem kleineren Epos „Der arme Heinrich“ bearbeitet.[1]) Er erzählt darin die über einen Vorfahren seines Dienstherrn umlaufende Sage, den seines Meiers Tochter durch freiwillige Hingabe ihres Lebens vom Aussatz heilen will. Durch lebensvolle Heraushebung der sittlichen Grundgedanken, daß rechte Treue keine Opfer scheut und Gottergebenheit den sichersten Weg auch zu zeitlichem Wohlergehen darstellt, hat Hartmann hier in besonders anziehender Weise deutsche Art betätigt.[2])

Der Artussage haben auch die beiden Dichter ihre Stoffe entnommen, bei denen die Kunst höfischer Epik sich in ihrer Vollendung zeigt, **Gottfried von Straßburg** und **Wolfram von Eschenbach.**

---

§ 11. Die Meister der höfischen Epik.

a. Bei Gottfried von Straßburg sind die Vorzüge, die ihn über seine dichtenden Zeitgenossen erheben, mehr äußerer Art. Er bekundet eine meisterhafte Beherrschung der Sprache und der Verskunst. In einem trotz seiner fast 20000 Verse unvollendet gebliebenen Epos „Tristan und Isolde“ hat er um 1200 die Lebens- und Liebesgeschichte dieser beiden besungen, die infolge eines Zaubertrunks aller echten Rittertugend und ehelichen Treue vergessen.

Gottfried war vermutlich bürgerlicher Herkunft — er wird „Meister“ und nicht „Herr“ genannt —, jedenfalls aber nach den damaligen Begriffen ein hochgelehrter Mann. Über seine französischen Vorlagen erhebt ihn sein tiefes Verständnis für seelische Vorgänge und ihre anschauliche Darstellung.

b. Hinsichtlich der Sprachbeherrschung und der Meisterschaft in der Handhabung dichterischer Formengebung kann sich **Wolfram von Eschenbach** mit ihm nicht messen. Seine Sprache ist mehrfach dunkel, öfters mit mundartlichen Ausdrücken, vielfach mit Fremdwörtern durchsetzt, gelegentlich fast unbeholfen; seine Verse weisen nicht selten unreine Reime auf. Aber er überragt mit seinem „Parzival“ alle seine deutschen und erst recht die französischen Zeitgenossen durch Gedankentiefe und steht durch den sittlichen Wert der von ihm vertretenen und dargestellten Ideen hoch über Gottfried. Auch zeigt er den französischen Vorlagen gegenüber, deren sich beide bedient haben, viel größere Selbständigkeit.

Von Wolframs Leben wissen wir ein wenig mehr als von den andern Dichtern dieser Zeit. Er war um 1170, anscheinend in dem bayrischen Städtchen Eschenbach (südöstlich von Ansbach), geboren. Wenn man seinen Worten trauen darf, ist er ohne Schulbildung aufgewachsen, denn er sagt von sich, daß er nicht lesen könne. Jedenfalls lebte er in dürftigen Verhältnissen. Er spöttelt gelegentlich, daß in seinem Hause die Mäuse sich nicht zu vergnügen vermögen. Doch besaß er als Dienstmann eines Grafen

---

[1]) Am Anfang des „Armen Heinrich“ erzählt Hartman von sich: Ein Ritter, der die Kunst besaß, || daß er in alten Büchern las, || was er darin geschrieben fand, || Hartmann war sein Nam'; er stand || im Dienst der Herren von der Au'n.

[2]) Hartmann vergleicht selbst seinen Helden mit Hiob. — Eine neuere Umdichtung hat Gerhart Hauptmann geschaffen („Der arme Heinrich“).

von Wertheim ein kleines Lehngut in der Nähe von Eschenbach, wo die Seinen lebten, wenn ihn sein Dichterberuf in die Ferne führte. Mehrfach war er beim Landgrafen Hermann von Thüringen auf der Wartburg zu Gast, wo er mit Walter von der Vogelweide zusammentraf. Dort soll er auch um 1210 sein Hauptwerk[1]) vollendet haben. Um 1220 wird er gestorben sein.

Als Stoffquelle für seinen „Parzival" hat Wolfram wie die meisten seiner Zeitgenossen die Artusepen eines französischen Dichters Christian von Troyes benützt. Von diesem stammt auch die bei Wolfram vorliegende Verquickung der Artussage mit der vom Gral (altfranzösisch = Schüssel), dem Gefäß, das Jesus bei der Einsetzung des Abendmahls benutzt haben und in dem sein Blut durch Joseph von Arimathia aufgefangen sein soll. Er war nach der Sage der Hut auserwählter Ritter anvertraut. Ihr König wird Parzival nach vielfachen Irrfahrten und Anfechtungen, weil er in der Treue beharrt und begangene Schuld durch unablässige Pflichterfüllung zu sühnen sucht. So stellt Parzival die Entwicklungsgeschichte eines ehrlich strebenden, nach Zeiten der Gottentfremdung geläuterten und erlösten Menschen (tumpheit, zwifel, saelde) dar, ein mittelalterliches Gegenstück zum biblischen Hiob und zu Goethes Faust.

Die Darstellung ist, auch abgesehen von den bereits erwähnten sprachlichen Härten, oft schwerfällig, ermüdend durch eine für das heutige Empfinden geradezu qualvolle Breite (fast 25000 Verse), unübersichtlich durch eine schier unglaubliche Fülle von Personen. Aber sie sind immer treffend gekennzeichnet, und Wolfram versteht es, seinem Helden trotz aller Abschweifungen unsere volle Anteilnahme zu erhalten und ihn immer wieder als Mittelpunkt seiner Darstellung erscheinen zu lassen.

So begreift sich, daß seine Dichtung trotz des abfälligen Urteils, das Gottfried von Straßburg darüber fällte — er wirft ihr Verworrenheit und Unverständlichkeit vor — schon bei den Zeitgenossen aufs höchste gepriesen wurde. Sie stellt einen sonst nicht erreichten Höhepunkt der höfischen Epik dar, wie er etwa gleichzeitig in der volkstümlichen durch das Nibelungenlied bezeichnet wird.

---

§ 12. Die Entwicklung des Minnesangs.

Die höfische Lyrik des Mittelalters, die sich als dritter Zweig der deutschen Dichtung neben der volkstümlichen und der ritterlichen Epik — wiederum etwa gleichzeitig — entwickelte, wird gewöhnlich als Minnesang bezeichnet, weil das ritterliche Liebeslied für diese mittelalterliche Lyrik in besonderem Maße kennzeichnend ist. Auch ihre Ausgestaltung ist durch französische Vorbilder wesentlich beeinflußt worden.

Allerdings hat es in Deutschland lyrische Gedichte gegeben, ehe sich diese Einwirkungen geltend machten. Schon die älteste deutsche Dichtung war nicht rein episch (vgl. S. 1). Später hören wir in Verboten der Geistlichkeit häufiger von Tanz- und Liebesliedern. Auch von den Spielleuten war naturgemäß die Lyrik in gewissem Maße gepflegt worden. Unter dem Namen **Spervogel** ist uns neben religiösen Liedern eine ganze

[1]) Wir besitzen noch einige Lieder und zwei unvollendete Epen von Wolfram.

Sammlung von kurzen, einstrophigen Gedichten, sog. Sprüchen, überliefert worden, die Spielmanns Freuden und Leiden besingen oder allgemeine Welt- und Lebensweisheit zum Inhalt haben. Dazu haben auch schon deutsche Ritter unabhängig von französischen Vorbildern Liebeslieder angestimmt. Um 1150 dichtete ein österreichischer Ritter, der uns nur unter dem Namen **„Der Kürenberger“** bekannt ist, in der Form der Nibelungenstrophe solche Lieder, die mit Vorliebe Liebesklagen enthielten. Bezeichnenderweise legt er sie lediglich den Frauen in den Mund. Auch sein Landsmann **Dietmar von Aist**, der kurze Zeit nach ihm hervortrat, singt noch zum Teil in der heimischen, volkstümlichen Art, wenn sich bei ihm auch schon die Einflüsse französischer Vorbilder zu zeigen beginnen.

Auf die Ausgestaltung des eigentlichen Minnesangs haben jedenfalls die Anregungen aus Frankreich in erster Reihe bestimmend eingewirkt. Neben den Trouvères (s. S. 11) waren die südfranzösischen Troubadours[1]) die Vorbilder der deutschen ritterlichen Dichter. Von ihnen übernahmen sie die wesentlichen Regeln der Kunstübung wie die sorgfältige Beobachtung der Reinheit des Reims, von ihnen aber auch als Hauptgegenstand der Dichtung die „schmachtende Frauenhuldigung, ja Frauenanbetung“, die sie an die Stelle der schon den heidnischen Vorfahren von Tacitus nachgerühmten, durch die spätere Verherrlichung der Gottesmutter veredelten Frauenverehrung setzten.

Somit blieb der Stoffkreis, in dem sich die Minnesänger bewegten, außerordentlich eng begrenzt. Weitere Gebiete sind der Lyrik jener Zeit im wesentlichen erst durch Walter von der Vogelweide erschlossen worden. Außerdem fehlte bei den meisten damaligen Dichtern, was das eigentliche Wesen des Lyrikers ausmachen soll, wirkliches inneres Erleben und echtes Gefühl.[2]) Der Minnesang war eben in weitem Umfang Standes- und Modesache und darum der Gegenstand einer mehr und mehr äußerlich, ohne eigentliche innere Anteilnahme betriebenen Kunstübung geworden. Je mehr sich die höchstgestellten Kreise, ja Könige und Fürsten der Dichter annahmen und selbst wie Heinrich VI. und Konradin von Schwaben in ihre Reihen eintraten, um so mehr galt es als Beweis rechten Rittertums, in die Minnelieder mit einzustimmen.

Dieser Armut an wirklichem Gehalt wird durch Vielgestaltigkeit und abwechslungsreiche Fülle der Formen ein gewisses Gegengewicht gehalten. Es galt während der Blütezeit des Minnesangs durchaus als Ehrensache, Strophenform und Sangesweise des Liedes selbständig zu erfinden. So ergab sich eine große Menge verschiedenartiger, nach Rhythmus, Verslänge, Reim sich unterscheidender dichterischen Formen und ebenso zahlreiche Weisen. Die Fürstenhöfe, die den Hauptsammelpunkt der Minnesänger bildeten, konnten darin miteinander wetteifern.[3]) Als solche Sammelpunkte waren wegen der Freigebigkeit (Milde), die dort gegen die häufig wenig begüterten und darum der Unterstützung bedürftigen Sänger geübt wurde, neben dem kaiserlichen Hoflager der Staufer besonders die Höfe der österreichischen Herzöge zu

[1]) Der Name stammt wie derjenige der Trouvères von trouver und bedeutet wie jener Erfinder, Dichter.

[2]) Vgl. Geibel: **Das ist des Lyrikers Kunst, aussprechen, was allen gemein ist, ‖ wie er's im tiefsten Gemüt neu und lebendig erschuf.**

[3]) Vgl. die Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg.

Wien (Babenberger) und der Thüringer Landgrafen (Eisenach, Wartburg) berühmt.

Man unterschied drei Dichtungsarten, Lieder, Leiche und Sprüche. Die Lieder waren singbare Gedichte aus mehreren gleichgebauten, nach derselben Weise zu singenden Strophen. Jede Strophe bestand wieder aus drei Teilen, von denen die ersten beiden in Bau und Weise übereinstimmten, während der dritte sich davon in beider Hinsicht unterschied. Jene ersten beiden Teile wurden Stollen[1]) genannt und zusammen als Aufgesang bezeichnet, der dritte Teil hieß Abgesang.[2]) Die Leiche (der Wortbedeutung nach eigentlich Reigen- oder Tanzlieder) waren wie die Lieder singbare, aber aus mehreren ungleichartig gebauten Strophen bestehende und darum „durchkomponierte" Gedichte. Die Sprüche, die, wie schon erwähnt, einstrophig waren, wurden entweder auch gesungen oder nur sprechend vorgetragen.

Die Zahl der Dichter ist groß. Aus den Handschriften, die auf uns gekommen sind — die berühmteste ist die sog. Manessische[3]) — sind etwa 150 festzustellen. Als einer der frühesten ist der Verfasser der Eneït (s. S. 11), **Heinrich von Veldeke**, zu nennen. Er ist unter seinen Standesgenossen für die Nachahmung der französischen Art auch bezüglich des Minnesangs in erster Reihe bahnbrechend gewesen (s. S. 11), hat sich aber auch in seinen Liedern um die Reinheit des Reims in vorbildlicher Weise bemüht und zu ihrer allgemeinen Durchführung wesentlich beigetragen. Auch **Wolfram von Eschenbach** verdanken wir eine Anzahl von Liedern, die sich nach Inhalt und Form über die meisten andern erheben. Viel gerühmt wurde zu seiner Zeit wegen der großen Zahl seiner Gedichte wie wegen der Kunstfertigkeit in Ausdruck und Versbau **Reinmar von Hagenau**, ein geborner Elsässer, der schon in jungen Jahren nach Wien an den Hof der Babenberger übergesiedelt war; er wird wegen eines jüngeren Namensgenossen Reinmar der Alte genannt. Gottfried von Straßburg nennt ihn „aller Nachtigallen Leiterin". Inhaltlich erhebt er sich trotz seines unstreitig bedeutenden Talents nicht über die große Schar seiner Kunstgenossen. Dazu ging er zu sehr in dem auf, was hergebracht und modisch war. Aber er hat sich ein besonderes Verdienst erworben: er ist der Lehrmeister **Walters von der Vogelweide** gewesen, der ihm bei seinem Tode einen von Dankbarkeit und Verehrung zeugenden Nachruf widmete.

---

[1]) Der Name soll aus der Sprache der Bauleute entlehnt sein, die zwei aufrecht stehende Balken, auf denen ein dritter ruht, so bezeichnen.

[2]) Die hier erwähnten Regeln für Strophenbau und Singweise sind vielfach von unsern Kirchenliederdichtern übernommen worden. Vgl. Ein' feste Burg; Wachet auf, ruft uns die Stimme; Wie schön leuchtet der Morgenstern; Eins ist not u. v. a. m.

[3]) Sie führt ihren Namen nach zwei Züricher Ratsherren namens Manesse, in deren Besitz sie zuerst gewesen sein soll (vgl. Gottfried Kellers Novelle Hadlaub). Die Handschrift wurde im Dreißigjährigen Kriege durch die Franzosen aus Heidelberg entführt, wird aber jetzt dort wieder aufbewahrt, nachdem sie vom Deutschen Reich zurückgekauft worden ist.

§ 13. Walter von der Vogelweide.

1198—1208 bezw. 1215 Philipp von Schwaben und Otto IV. 1215 bis 1250 Friedrich II. (1228—1229 sein Kreuzzug). 1217 Tod des Landgrafen Hermann von Thüringen. 1198—1216 Innozenz III.

Eine alle überragende Stellung unter den Minnesängern nimmt **Walter von der Vogelweide** ein. An Formengewandtheit steht er keinem nach; an Reichhaltigkeit des Inhalts und Tiefe des Empfindens übertrifft er alle.

Von seinen Lebensschicksalen hat er uns selbst in seinen Gedichten mancherlei Kunde gegeben, so daß wir uns, trotzdem uns viele Einzelheiten fehlen, ein ungefähres Bild davon machen können.

Wo seine Wiege stand, ist allerdings nicht bekannt. Bozen in Tirol und Dux in Böhmen erheben vornehmlich den Anspruch, daß er vor ihren Toren geboren sei. Bestimmtes läßt sich darüber nicht sagen. Der „Vogelweide"-Höfe gab es viel in deutschen Landen. Vierzehn Örtlichkeiten dieses Namens sollen in verschiedenen Gegenden Süddeutschlands nachzuweisen sein. Festzustehen scheint, daß Walter ritterlicher Herkunft war und ums Jahr 1170 geboren ist. Jedenfalls stammte er aus dürftigen Verhältnissen; er war auf die „Milde" vermögender Gönner angewiesen.[1])

„Singen und sagen" hat er nach seinem eigenen Zeugnis in Österreich gelernt und nennt Reinmar den Alten als seinen Lehrmeister. Man nimmt an, daß er um 1190 an den Wiener Hof gekommen sei. Von dort vertrieb ihn 1198 der Tod seines herzoglichen Gönners, und damit begann für ihn ein über zwanzig Jahre währendes, vielbewegtes Wanderleben. „Von der Elbe bis zum Rhein und hinwieder bis zum Ungarland" ist er, wie er in einem Liede sagt, gekommen; „von Mur bis Seine lenkt' ich prüfend meine Schritte, vom Po bis weit zur Trave kenn' ich Menschenbrauch und Sitte", schreibt er in einem Spruch. Manche Orte kennen wir, wo er Aufnahme gefunden hat. 1198 hat er anscheinend in Mainz der Krönung Philipps von Schwaben beigewohnt und bei ihm wahrscheinlich auch noch das Weihnachtsfest des folgenden Jahres verlebt. 1204 kehrte er für längere Zeit auf der Wartburg ein, wo er auch schon früher geweilt hatte und mit Wolfram von Eschenbach zusammengetroffen war. Auch am Hofe zu Meißen und bei andern Fürsten hat er sich aufgehalten.

Die politischen Wirren, unter denen Deutschland infolge des Zweikaisertums seit 1198 und dann wieder durch die Ränke Innozenz' III. litt, haben tief in sein Leben eingeschnitten. 1198 hatte er bei dem Streit zwischen Philipp von Schwaben und Otto IV. für den ersteren Partei ergriffen, dem er als dem Sohne Barbarossas das größere Anrecht auf den Thron meinte zuerkennen zu müssen und den er um seiner persönlichen Vorzüge willen schätzte. Mit ihm und durch ihn hat er manche Enttäuschung erfahren und gelegentlich auch ernste Mahnworte an den König gerichtet. Als Philipp dann 1208 ermordet worden war, wandte sich Walter dem nunmehr einzigen Throninhaber, Otto IV., zu und ist, als Innozenz sich nach anfänglicher Anerkennung gegen ihn erklärte — 1209 hat er ihn ge-

---

[1]) 1203 hat ihm, wie wir aus einer Urkunde wissen, ein Bischof von Passau den für Beschaffung eines Pelzrocks erforderlichen Betrag überwiesen.

salbt, 1210 mit dem Bann belegt —, mit machtvollen Worten für ihn eingetreten. Aber seine Treue wurde ihm schlecht gelohnt. Mit bitteren Worten klagt er über des Kaisers Kargheit, der ihm reiche Geschenke versprochen, aber sein Wort nicht gehalten habe. So wandte er sich, als Otto mehr und mehr an Ansehen verlor, wie viele andere Friedrich II. zu. Von ihm erhielt er auf seine Bitte um 1220 ein kleines Lehen in der Nähe von Würzburg, wo er nun endlich einen festen Wohnsitz fand.

Hier hat er noch etwa zehn Jahre gelebt. Manches Gedicht hat er auch in dieser Zeit noch seinem Volk geschenkt, in mancher Not seine ratende, warnende, beschwörende Stimme erhoben. Als Friedrich II. vom Papst gebannt wurde, weil er den versprochenen Kreuzzug immer wieder verschob, hat Walter mit tief empfundenen Worten zu der „lieben Reise" aufgerufen, vielleicht auch selbst an dem Kreuzzuge teilgenommen. Um 1230 ist er dann gestorben und hat im Kreuzgange des Würzburger Münsters sein Grab gefunden. Die Sage erzählt, er habe durch eine in seinem Testament errichtete Stiftung dafür Sorge getragen, daß die Vögel auf seinem Grabsteine Körner und Wasser fänden.

Diesem wechselvollen Leben entspricht die in Walters Gedichten zutage tretende Vielseitigkeit. Sie zeigt sich schon in seinen Minneliedern, die sich nicht auf die damals üblichen Klänge beschränken, sondern durch die auf wirklichem inneren Erleben beruhende Echtheit der Empfindung die Durchschnittsleistungen des Minnesangs weit überragen und mehrfach auch schon durch eine sich darin bekundende volkstümliche Art an die besten lyrischen Erzeugnisse späterer Zeit anklingen. Dieselbe Gefühlstiefe und ähnliche dichterischen Vorzüge offenbaren sich aber auch in seinen vaterländischen Liedern und Sprüchen wie in seinen religiösen Gedichten.[1] Echte Vaterlandsliebe spricht aus der Art und Weise, wie er die Vorzüge deutschen Wesens preist und zur Bewährung rechter Treue, gut deutscher Zucht und Sitte aufruft, ebenso aus dem sprühenden Zorn und beißenden Spott, womit er die Ränke des Papstes an den Pranger stellt. Dabei geben die Anschaulichkeit seiner Bilder und die Schwungkraft seiner Phantasie, der Wohlklang seiner Sprache wie die Kunst seiner Verse und Rhythmen seinen Worten eine eindringliche Kraft, der sich schwerlich jemand entziehen kann. Nicht umsonst haben ihm seine Gegner vorgeworfen, er habe Tausende und aber Tausende betört, daß sie nicht mehr hörten „auf Gottes und des Papstes" Gebot. Dabei haben aber auch seine erbittertsten Widersacher die Echtheit der Frömmigkeit, die sich in seinen Gedichten bekundet, nicht in Zweifel ziehen können.

So offenbart sich der große Dichter auch als ein vorbildlicher Charakter. Man hat ihn freilich des Wankelmuts zeihen wollen, weil er in den politischen Wirren seiner Zeit mehrfach die Partei gewechselt hat. Aber wir haben viel zu wenig Einblick in die Verhältnisse, um die Beweggründe zu Walters Verhalten völlig aufdecken zu können, und werden daher in unserm Urteil sehr zurückhaltend sein müssen. Jedenfalls haben wir für die Mannhaftigkeit seiner Gesinnung wie für die Aufrichtigkeit seiner vaterländischen Begeisterung anderweitig die unwiderleglichsten Beweise. Er hätte sonst

[1]) Unter ihnen findet sich auch ein Leich. Er scheint in den letzten Jahren Walters gedichtet zu sein. Seine Minnelieder gehören zumeist der Wiener Zeit, seine vaterländischen Gedichte vornehmlich den Wanderjahren an.

nicht die Kraft zu der Unerschrockenheit gefunden, mit der er dem Kaiser wie dem Papst ihre Fehler vorzuhalten weiß. Dabei offenbaren sich an ihm wahrhaft liebenswerte Züge eines edlen Menschentums. Man braucht nur an die Art zu denken, wie er sich in seinen Nachrufen auf seinen Lehrmeister Reinmar über manche ihm widerfahrene Kränkung hinwegsetzt, oder an die Wahrhaftigkeit und Geradheit, die ihn auch unter der vielfachen Not seiner Wanderjahre nie zum liebedienerischen Schmeichler herabsinken, ihn immer seine Manneswürde bewahren läßt. Und dabei diese echt deutsche Freude am Glück des häuslichen Herds, wie sie aus den Klagen des „Fahrenden" spricht, daß er immer nur Gast, nie Wirt sein könne, und dann wieder aus dem Jubel über das ihm endlich durch sein Lehen zuteil gewordene eigene Heim.

So sichern ihm Adel der Gesinnung und künstlerische Meisterschaft in gleicher Weise bleibende Bedeutung. Als Dichter haben ihn seine Zeitgenossen mit Recht über alle andern gerühmt[1]), als Führer und Berater des Volks und seiner Fürsten hat er sich in den schwersten Zeiten bewährt, als Herold und Wegbereiter einer besseren Zukunft ist er in gewissem Sinne ein Vorläufer Luthers geworden.

---

§ 14. Nachblüte der höfischen Lyrik.

Schon Walter von der Vogelweide hat in seinen letzten Jahren gelegentlich über den zutage tretenden Verfall des Minnesangs geklagt. Nach seinem Tode mehrten sich schnell die Beweise der Entartung. Für das endliche Ergebnis kann am besten der steirische Ritter **Ulrich von Lichtenstein** (um 1250) als Zeuge dienen. Er beherrscht zwar noch die hergebrachten Formen. Das zeigen die in seinem „Frauendienst", einer Erzählung seiner Lebensgeschichte, verstreuten Lieder. Aber was er von seinen Fahrten und Erlebnissen berichtet, bekundet doch deutlich, daß die „Minne" der Ritter durch Übertreibungen ins Possenhafte ausartete.

Eigenart nach Form und Inhalt haben unter Walters Nachfolgern nur noch zwei Dichter zu betätigen gewußt. **Neidhart von Reuenthal**, ein bayrischer Ritter, der um 1240 gestorben sein wird, beweist in seinen Liedern, die zumeist von eigenen und fremden Erfahrungen aus dem dörflichen Minneleben erzählen, durch die Mannigfaltigkeit seines Vers- und Strophenbaus wie durch den Wohllaut der Sprache und des Rhythmus eine nicht gewöhnliche Kunstfertigkeit; manche seiner Lieder brauchen in ihrer frischen, ansprechenden Art sogar den Vergleich mit Walter von der Vogelweide nicht zu scheuen. Neben ihm ist wegen der darin sich bekundenden reichen Lebensweisheit wie wegen der knappen, eindrucksvollen, sprichwortähnlichen Form die in vierhebigen Reimpaaren abgefaßte Spruchsammlung eines uns nicht näher bekannten, wahrscheinlich bürgerlichen Dichters zu nennen: **Freidanks Bescheidenheit** (d. h. Freidenkers Weisheit oder Unterweisung)[2]), um 1230 entstanden.

---

[1]) Her Walther von der Vogelweide, || swer des vergaeze, der taet mir leide (= weh). Hugo von Trimberg (s. Anm. S. 19).

[2]) Vgl. unser „Bescheid wissen", „Bescheid sagen". — Ob „Freidank" der wirkliche oder nur ein angenommener Name sei, ist strittig.

Anmerkung. Der lehrhaften Dichtung gehören als etwa gleichzeitig noch an eines italienischen Geistlichen, Thomasin von Zerkläre, sehr umfangreiche Anweisung zu „Frömmigkeit, Zucht und Tugend für Weib und Mann“, genannt „Der welsche Gast“, und „Der Renner“ des Bamberger Schulrektors Hugo von Trimberg. Den Namen erklärt der Verfasser aus dem Zweck des Buches, das „durch die Lande rennen“ solle. Auch diese Spruchweisheit trägt das Gewand der Reimpaare, das je länger je mehr das allgemein übliche wurde.

Indessen das sind trotz aller Vorzüge doch nur Nachklänge, die in ihrem Gesamtwert weit zurückbleiben hinter dem, was Walter von der Vogelweide geleistet hat. Er hat die deutsche Lyrik des Mittelalters ebenso über ihre französischen Vorbilder hinaus reifen lassen, wie das Nibelungenlied alle volkstümliche Heldendichtung jener Zeit überragt, Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach den Gipfelpunkt der europäischen Dichtung auf dem Gebiet der höfischen Epik darstellen. So haben das 12. und 13. Jahrhundert das erste Blütezeitalter der deutschen Literatur heraufgeführt.

II. Die deutsche Dichtung am Ausgange des Mittelalters (1300—1500).

Seit etwa 1250 Anfänge der Hansa. 1256—1273 das Interregnum. 1273 bis 1291 Rudolf von Habsburg. 1291 Gründung der Schweizer Eidgenossenschaft.
1314—1330 bezw. 1337 Friedrich von Österreich und Ludwig der Bayer.
1347—1378 Karl IV. (1348 Gründung der Universität Prag, 1349 und 1350 der schwarze Tod in Deutschland, 1356 die goldene Bulle).
1410—1437 Sigismund (1414—1418 Kostnitzer Konzil). 1440—1493 Friedrich III. (um 1450 Erfindung der Buchdruckerkunst; 1492 Entdeckung Amerikas); 1493—1519 Maximilian I.

§ 15. Der Einfluß der Zeitverhältnisse auf die dichterische Entwicklung am Ausgange des Mittelalters.

Durch die „kaiserlose, die schreckliche Zeit“ wurde Deutschland der Machtfülle, die es unter den Hohenstaufen erlangt hatte, völlig beraubt. Von dem stolzen völkischen Wertbewußtsein, das damals durch die auf allen Gebieten errungenen Erfolge hervorgerufen war, konnte keine Rede mehr sein. Das wurde für die deutsche Dichtung besonders dadurch verhängnisvoll, daß für die eben angebahnte Einheitlichkeit der Schriftsprache nun wieder auf Jahrhunderte hinaus alle Aussichten verloren gingen.

Aber auch was sonst der Wechsel der Zeiten mit sich brachte, hat auf die Entwicklung des deutschen Schrifttums in einschneidender Weise eingewirkt. Die Ritter verloren mehr und mehr ihre politische Bedeutung und hörten damit auch auf, die führende Rolle auf geistigem Gebiet zu spielen. Kaiser und Fürsten zersplitterten ihre Kräfte in gegenseitigen Eifersüchteleien und im Kampfe gegen die schwierigen Zeitverhältnisse. In den Kreisen der Geistlichkeit hatte die wachsende Verweltlichung zu schlimmem Niedergang geführt, und die Klöster verloren immer mehr den Ruhm, Mittelpunkte und Pflegestätten der Volksveredlung zu sein. Nur in einer Beziehung waren Fortschritte zu spüren: der Bürgerstand kam mit der zunehmenden Bedeutung der Städte, mit dem mächtigen Aufblühen von Handel und Gewerbe zu einer un-

geahnten Entwicklung. Das hatte auch für die Handwerkerkreise vielfach einen behäbigen Wohlstand zur Folge, der im Zusammenhange mit dem Aufblühen der städtischen Schulen die Grundlage für das Wohlgefallen an allerlei Kunstübung, besonders auf dichterischem Gebiete, abzugeben vermochte. Dazu begann sich gleichzeitig auch in breiteren Schichten des Volkes eine vermehrte geistige Regsamkeit zu zeigen. Das hatte mannigfache Ursachen. Der um die Mitte des 14. Jahrhunderts in weitere Kreise dringende Einfluß der Mystik (s. S. 25) hatte im Zusammenhange mit den schweren Heimsuchungen jener Zeit, unter denen vor allem der „schwarze Tod" zu nennen ist, bei vielen zu einer Vertiefung des religiösen Sinnes geführt, die z. B. durch die bei Kirchenbauten und andern „frommen Werken" bewiesene Opferfreudigkeit wie durch die große Zahl der aus jener Zeit erhaltenen „Beichtspiegel" bekundet wird. Andererseits vergrößerte sich durch den zunehmenden Verkehr und die damit naturgemäß sich einstellende Erweiterung des Gesichtskreises die Beweglichkeit des Denkens, der dann die um die Mitte des 14. Jahrhunderts einsetzenden Universitätsgründungen und endlich die großen Erfindungen und Entdeckungen des 15. Jahrhunderts von neuem förderlich wurden.

So reichen in den Ausgangszeiten des Mittelalters die anfänglich zutage tretenden Beweise eines starken Rückgangs einem beginnenden Erwachen in geistiger Hinsicht die Hand, das auf den baldigen Anbruch besserer Zeiten hoffen ließ. Beides spiegelt sich naturgemäß auch in der Dichtung wieder.

---

§ 16. Die epische Dichtung am Ende des Mittelalters.

Bedeutendere Erscheinungen auf dem Gebiete der epischen Dichtung hat am Ausgange des Mittelalters nur die erzählende Kleinkunst gezeitigt. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts vereinigte ein Berner Dominikaner, **Ulrich Boner,** eine Sammlung von hundert gereimten Fabeln und Erzählungen, die er zum Teil lateinischen Vorlagen nachgedichtet hatte, in seinem „Edelstein" und fand damit wegen der volkstümlichen Darstellungsweise viel Anklang. Dichterisch wertlos ist das von einem Straßburger Rechtsgelehrten, **Sebastian Brant,** gegen Ende des 15. Jahrhunderts verfaßte satirische Lehrgedicht, das Narrenschiff. In den üblichen vierhebigen Reimpaaren werden hier die Torheiten und Laster der Zeit gegeißelt. Trotz seiner holprigen Form erfreute sich das Gedicht einer großen Beliebtheit, die allerdings wohl zum Teil auch auf die beigefügten komischen Holzschnitte zurückzuführen ist. Jedenfalls ist das Narrenschiff lange Zeit eine der meistgelesenen Dichtungen gewesen und in mehrfachen Übersetzungen auch außerhalb Deutschlands verbreitet worden.

Etwa um die gleiche Zeit (1498) veröffentlichte ein unbekannter niederdeutscher Dichter das satirische Tierepos „Reynke de Vos". Er hat darin vielfach ältere Stoffe verarbeitet. Schon um die Mitte des 10. Jahrhunderts waren in einem lateinischen Gedicht, in dem ein lothringischer Mönch seine Flucht aus dem Kloster schildert (Ecbasis captivi, d. h. die Entweichung des Gefangenen), mehrere Geschichten vom Löwen, Wolf und Fuchs erzählt worden, und gegen Ende des 12. Jahrhunderts hatte ein elsässischer Spielmann, **Heinrich der Glichezäre** (Gleißner), auf Grund einer

französischen Dichtung in „Reinhart Fuchs" (s. S. 7) das erste deutsche Tierepos verfaßt, dem weitere Bearbeitungen folgten. Aber erst dem niederdeutschen Dichter, seiner lebendigen, volkstümlichen Darstellung, seinem treffenden Witz und beißenden Spott verdankt die Dichtung die Anziehungskraft, um derentwillen sie in immer neuen Auflagen und Übertragungen erschien und Goethe zu seiner Umdichtung reizte.

Was neben den genannten an epischen Dichtungen in jener Zeit erschien, ist wenig bedeutsam. Das Heldenbuch, in dem **Kaspar von der Rhön** Überarbeitungen von Volksepen und alten Heldenliedern veröffentlichte, zeugt durch die Zutaten wie durch starke Verkürzungen für den eingetretenen Verfall. Dasselbe gilt bezüglich der höfischen Epik vom „Teuerdank", einem Epos in Reimpaaren, in dem Kaiser Maximilian I. die Geschichte seiner Jugend, besonders seiner Werbung um Maria von Burgund, erzählte bezw. durch seinen Geheimschreiber erzählen ließ.[1])

---

§ 17. Lyrische Dichtung am Ende des Mittelalters.

a. Der Meistersang.

Das Erbe der höfischen Lyriker wurde von den sogenannten Meistersängern übernommen. Es waren bürgerliche Dichter[2]), vielfach Handwerker, die sich bemühten, es durch Beachtung sorglich aufgestellter Regeln den Minnesängern in ihrem dichterischen Schaffen gleichzutun. Das Regelbuch hieß Tabulatur.[3]) Für ihre peinliche Beobachtung hatten als Kunstrichter bestimmte Vorstandsmitglieder der sogenannten „Singschule" zu sorgen, die „Merker". Sie rügten bei den wöchentlichen Versammlungen, in denen die Gedichte vorgetragen wurden, alle Verstöße nach Form und Inhalt. Als Versammlungsraum diente oft Kirche oder Rathaus. Darum wurde in der besten Zeit des Meistersangs zumeist daran festgehalten, daß den Dichtungen biblische oder doch geistliche Stoffe zugrunde lagen. Außerdem rügten die Merker alles, was nicht klar und was mißverständlich war. Als wesentlichste Formfehler galten Wortverkürzungen und Silbenzusammenziehungen (z. B. singe statt singen, keim statt keinem), unreine Reime und Verstöße gegen die Silbenzahl und den Strophenbau, bei dem, wie's die Minnesänger geübt hatten, Stollen (Aufgesang) und Abgesang unterschieden wurden.

Mitglieder der Singschule, denen die Tabulatur noch nicht genau vertraut war, hießen Schüler; wer die Satzungen beherrschte, durfte sich Schulfreund nennen; als Singer wurde bezeichnet, wer Lieder anderer Meister schulgerecht vortragen konnte, als Dichter, wer zu einem fremden „Ton" (Versmaß und Singweise) ein eigenes Lied geschaffen hatte. Nur

---

[1]) Mit „Teuerdank" = der auf Teures, Hohes Denkende — vgl. Freidank, ist der Kaiser gemeint. Das Werk ist eine sogenannte Schlüsseldichtung, in der sich hinter dem Helden der Verfasser selbst verbirgt. Hier wird im Anhang der „Schlüssel" jedermann in die Hand gegeben: „Teuerdank bedeutet den nobligen Fürsten K. M. E. Z. O. U. B." (Kaiser Maximilian, Erzherzog zu Österreich und Burgund).

[2]) Vgl. „Meister" Gottfried von Straßburg, s. S 12. Der Name „Meistersänger" ist aber im Hinblick auf die Minnesänger gewählt, die man in der späteren Zeit mit Vorliebe „Meister" nannte, und will Meisterschaft der Leistungen in Anspruch nehmen.

[3]) Tabulatur = Satzungen, von lat. tabula = Tafel, Gesetzestafel.

wer selbständig in einem neuen „Ton" zu dichten und zu singen vermochte, durfte sich Meister nennen.[1])

Schon aus all diesen Äußerlichkeiten ergibt sich, daß das, was Dichtung sein sollte, in ein äußeres Formelwesen ausgeartet war. Vor allem fehlte den meisten Erzeugnissen der Meistersänger das eigentliche Kennzeichen aller Lyrik, das Bekunden eigenen Erlebens. Außerdem kamen sie in der Formengebung oft über ein bloßes Abzählen der für die Verszeile als zulässig geltenden acht bis neun Silben nicht hinaus, wobei nicht einmal der natürlichen Betonung immer Rechnung getragen wurde.[2]) Trotzdem darf man die Wirkung dieser Bestrebungen nicht unterschätzen. Sie haben der Veredlung des Volkes gedient und vor allem zur Förderung von Zucht und Sitte sehr wesentlich beigetragen.

Seine Hauptblütezeit hatte der Meistersang von der Mitte des 15. bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Seine Begründung wird auf **Heinrich von Meißen,** genannt **Frauenlob**[3]) zurückgeführt, der schon um 1300 in Mainz eine Singschule begründet haben soll. In Wirklichkeit sind diese Schulen erst seit etwa 1450 ins Leben gerufen worden. Als bedeutendste werden die zu Augsburg, Straßburg, Worms, Ulm und vor allem Nürnberg genannt; hier war **Hans Sachs** (s. S. 33) der namhafteste unter den Meistern.

b. Das Volkslied.

Zum Meistersang im Gegensatz steht fast in jeder Beziehung das Volkslied. Dort Regelzwang, Unnatur hinsichtlich der Form, Einseitigkeit des Inhalts und wegen dieser Mängel Kurzlebigkeit und Bedeutungslosigkeit der einzelnen Erscheinungen — hier Urwüchsigkeit, lebensvolle Frische, unendliche Vielseitigkeit des Inhalts und wegen dieser mit Wahrheit und Tiefe der Empfindung verbundenen Vorzüge eine über Jahrhunderte hinaus sich erstreckende, alle Volkskreise berührende Wirkung.

Die Dichter sind uns ihrem Namen nach völlig unbekannt. Hie und da erfahren wir etwas vom Stand und Beruf des einzelnen. „Dies hat ein Landsknecht, ein Reitersmann, ein Jäger, ein Schreiber, d. h. Student, ein Schiffer gesungen"[4]), heißt es gelegentlich. Ihre weite Verbreitung verdanken diese Lieder dem Umstande, daß sie — mochten sie Erlebnisse des einzelnen besingen oder von Ereignissen des Tagesgesprächs erzählen — den Empfindungen des Volks entsprachen und darum vom Volke, d. h. zunächst von den unteren Volksschichten, aufgenommen und nachgesungen wurden. Daraus erklärt sich, da auf diese Weise Weglassungen und Erweiterungen an der Tagesordnung waren, der wechselnde Wortlaut, der uns überliefert ist, daraus auch, was Goethe den „kecken Wurf des Volks-

---

[1]) Das Treiben der Meistersänger hat R. Wagner in seiner Oper „Die Meistersänger von Nürnberg" geschildert.

[2]) Vgl. Hans Sachs: Wach auf, es nahet gen dem Tag! || Ich hör' singen im grünen Hag || ein wunnigliche Nachtigall usw. (Die wittenbergisch Nachtigall.)

[3]) Den Namen Frauenlob hatte Meister Heinrich sich dadurch erworben, daß er im Gegensatz zu Walter von der Vogelweide für die Bezeichnung „Frau" statt Weib eintrat. Die Sage erzählt, daß die Mainzer Frauen ihn zum Dank zu Grabe getragen hätten. Vgl. Walter: „Weib sollte stets des Weibes höchster Name sein."

[4]) Vgl. Freiligrath, Prinz Eugen.

liedes" nennt, die urwüchsige, um die Geschlossenheit des logischen Fortgangs unbekümmerte Darstellungsweise, die dem Empfinden des schlichten Mannes aus dem Volke entspricht.

Die Stoffe des Volksliedes sind so mannigfaltig wie die Erlebnisse und Empfindungen des Volkes bezw. der einzelnen Stände und Berufsarten, auf deren besondere Bedürfnisse die Lieder mehrfach zugeschnitten waren. So haben wir neben religiösen und vaterländischen Gedichten vor allem Liebeslieder in unendlicher Fülle und Gesellschaftslieder aller Art (Natur-, Wander-, Trink-, Standeslieder). Dazu kommen geschichtliche Lieder, Volksballaden[1]), in denen bedeutsame oder den einfachen Mann besonders anziehende Tagesereignisse wie Schlachten und Räubergeschichten[2]), oft aber auch Stoffe der alten Heldensage[3]) besungen werden.

Die Blütezeit des Volksliedes fällt etwa mit der des Meistersangs zusammen, in die Zeit von der Mitte bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Unter dem Jammer des Dreißigjährigen Krieges war es, soweit es nicht religiösen Inhalts war, verstummt wie aller froher Sang in deutschen Landen. Als es danach um die Mitte des 17. Jahrhunderts wieder mehr hervortrat, wollten die gebildeten, damals so arg verbildeten Kreise nichts davon wissen. Zu allgemeiner Anerkennung ist es erst auf Grund der Bemühungen Herders gekommen.

Auf seine Anregungen gehen auch die neueren Volksliedersammlungen zurück. „Des Knaben Wunderhorn" von Arnim und Brentano (mit häufigen Abänderungen des überlieferten Wortlauts), Uhlands „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder" (wortgetreu), Erks „Deutscher Liederhort" (neue Ausgabe von Böhme) sind die bedeutendsten.

Als Nachahmung entstand das volkstümliche Lied[4]), besonders seit Goethe beim Volkslied in die Schule gegangen war und Frische und Natürlichkeit des Ausdrucks sowie Gefühlstiefe und Echtheit des Empfindens zu Hauptkennzeichen volkstümlicher Lyrik erhoben hatte.

Die Bedeutung dieser Lieder besteht heute vor allem darin, daß sie echt deutsches Volksempfinden verbreiten helfen und edle Gesangsstoffe darstellen, eine Bedeutung, die angesichts der von den Gassenhauern ausgehenden Gefährdung gar nicht hoch genug gewertet werden kann.

---

[1]) Der Name Ballade geht auf das provenzalische balada = Tanzlied zurück. Es bezeichnet also zunächst das beim Tanzen gesungene, dann überhaupt das singbare Lied. Als Kunstausdruck beschränkt sich die Bezeichnung auf Lieder erzählenden Inhalts, zunächst auf singbare.

[2]) Vgl. die Lieder über die Schlachten bei Sempach und Pavia, über den Raubritter Eppele von Geilingen und den Seeräuber Störtebecker u. a. m.

[3]) Das jüngere Hildebrandslied, das Lied vom hürnenen Siegfried.

[4]) a. Historische Lieder wie Rückerts Barbarossa. b. Standeslieder, z. B. Uhland: Ich hatt' einen Kameraden; Hoffmann von Fallersleben: Ich hab' mein Roß verloren; Holtei: Mantellied. c. Liebes- und Wanderlieder, z. B. Goethe: Sah ein Knab' ein Röslein stehn; Eichendorff: In einem kühlen Grunde; Kerner: Dort unten in der Mühle; Uhland: Es zogen drei Bursche; Feuchtersleben: Es ist bestimmt in Gottes Rat.

§ 18. Die Anfänge des deutschen Dramas.

Nachweisbare Ansätze dramatischer Darstellungen haben wir aus dem 10. Jahrhundert. Was davon in früherer Zeit vorhanden gewesen sein mag, läßt sich nur vermuten. Erhalten sind uns davon keine Reste, auch keinerlei Nachrichten, die mehr als Andeutungen enthielten. Was wir aus jener frühesten Zeit besitzen, sind neben den Dramen der Nonne Roswitha (s. S. 4) Anfänge von sogenannten Osterspielen. Es sind Wechselgesänge in lateinischer Sprache, in denen an der Hand des Berichts im Markusevangelium die Ostertatsache gefeiert wird.[1]) Aus diesen Zwiegesprächen, die von entsprechenden Handlungen der die Personen des Osterevangeliums darstellenden Priester begleitet wurden, und ähnlichen Vorführungen an den andern hohen Festen haben sich allmählich umfangreichere dramatische Aufführungen entwickelt.

Diese Spiele wurden zunächst lediglich von Geistlichen in der Kirche aufgeführt. Als infolge der Erweiterungen, besonders in den immer mehr ausgebauten Passionsspielen, die schnell in den Vordergrund traten[2]), wegen der wachsenden Personenzahl auch Laien hinzugezogen wurden, erfolgte die Übertragung ins Deutsche, bald auch die Verlegung ins Freie, zunächst auf den Friedhof, dann auf den Markt. Das ist der Standpunkt der Entwicklung etwa ums Jahr 1300.

Für die weitere Ausgestaltung sind dann die deutschen Fastnachtsgebräuche bedeutsam geworden. Auf Grund der in den Städten früh üblich gewordenen Fastnachtsumzüge waren zunächst auch in das geistliche Drama mancherlei belustigende Auftritte aufgenommen worden, in denen vor allem die Verspottung des Teufels hervortrat. Damit ging dann wieder eine Stofferweiterung Hand in Hand. Neben den neutestamentlichen Festberichten wurden andere Abschnitte der Bibel, besonders die Gleichnisse Jesu, bald auch Erzählungen aus der Kirchengeschichte und der Legende den Darstellungen zugrunde gelegt.[3])

Endlich entwickelte sich im Lauf des 15. Jahrhunderts neben den geistlichen Aufführungen ein rein weltliches Drama, das als Fastnachtsspiel schnell beliebt wurde und weite Verbreitung fand. In diesen Spielen wurden Vorgänge des täglichen Lebens dargestellt, deren possenhafte Aufmachung sich bald dem Geschmack der großen Menge anpaßte und den Scherz oft in Roheit ausarten ließ.

Von einem dichterischen Wert kann bei all diesen dramatischen Anfangsgebilden nicht die Rede sein. Einen planmäßigen Aufbau der Handlung haben sie nirgends. Die Verfasser der geistlichen Spiele hielten sich eng an ihre Vorlagen, und die Fastnachtsspiele stellten überhaupt nur einzelne Auftritte dar. Auch sonst entspricht die Form naturgemäß dem wenig

---

[1]) In etwas erweiterter Form finden wir derartige Gesänge in der Osterszene von Goethes „Faust" wiedergegeben.

[2]) Die noch heute in Oberammergau und an einigen andern Orten üblichen Passionsspiele gehen auf diese ältesten dramatischen Aufführungen zurück. Schon im Mittelalter dauerten diese Spiele oft mehrere Tage, und es ist gelegentlich von fast 300 Mitwirkenden die Rede.

[3]) Besonders berühmt war das Spiel von den klugen und törichten Jungfrauen, durch das bei einer Aufführung in Eisenach (1322) Landgraf Friedrich von Thüringen (Friedrich mit der gebissenen Wange) so erschüttert wurde, daß ihn der Schlag rührte.

entwickelten Geschmack der damaligen Zeit, zumal die ganze Darbietung immer auf Massenwirkung angelegt war. So ist insbesondere von Charakterentwicklung und -schilderung in jenen Stücken noch nichts zu finden, und was wir heute unter dramatischer Gestaltung verstehen, hat sich erst in einer späteren Zeit ausgebildet.

---

§ 19. Die Entwicklung der deutschen Prosa.

Während des ganzen Mittelalters blieb für alle literarischen Erscheinungen in Deutschland das Reimpaar durchaus vorherrschend. Selbst für die einfachste Erzählung und die Streitschriften über Tagesfragen glaubte man dieser Form nicht entraten zu können, und erst durch Luthers Einfluß hat sich der Umschwung in dieser Beziehung durchgesetzt. Aber seit Beginn des 13. Jahrhunderts begegnen uns doch einzelne bedeutsame Erscheinungen in Prosa, und die letzten Jahrhunderte des Mittelalters haben ihr zu künstlerischer Ausgestaltung und zu einem bedeutenden Aufschwung verholfen.

Schon ums Jahr 1230 war in mitteldeutscher Mundart ein berühmtes Rechtsbuch erschienen, der von einem anhaltischen Edelmann, Eike von Repgowe, verfaßte Sachsenspiegel, eine Darstellung des damals gültigen sächsischen Rechts, die bald im Schwabenspiegel ein süddeutsches Gegenstück erhielt. Auch hatte um dieselbe Zeit (etwa 1250) ein sächsischer Geistlicher das erste Geschichtswerk in deutscher Prosa, die sogenannte Sächsische Weltchronik, geschrieben, die weite Verbreitung und sehr bald Nachahmung fand.[1]

Eine weitere Ausbildung erfuhr die Prosa in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts durch die deutsche Predigt, deren Pflege sich die Franziskaner und Dominikaner (begründet um 1215) im Dienste der Ausbreitung ihrer Orden und der durch sie verkündeten neuen Sittenlehre besonders angelegen sein ließen. Der berühmteste Prediger jener Zeit war **Bertold von Regensburg,** ein Franziskanermönch, der durch die Volkstümlichkeit und den hinreißenden Schwung seiner Rede Tausende um sich zu scharen wußte, wenn er predigend die Lande durchzog.

Auf den Höhepunkt der mittelalterlichen Entwicklung ist aber die deutsche Prosa erst seit Beginn des 14. Jahrhunderts gekommen. Das war wesentlich das Verdienst der Mystiker (s. Anm. 1). In den packenden Predigten und geistesmächtigen Schriften, durch die sie die von ihnen angestrebte Verinnerlichung der Frömmigkeit zu fördern suchten, zeigten sie vielfach eine künstlerisch durchgebildete Darstellungsweise. Die bedeutendsten Vertreter dieser Richtung sind die Dominikaner **Meister Eckhart,** ein Thüringer von Geburt, † 1327 in Köln, **Johann Tauler,** † 1361 in Straßburg, und **Heinrich Seuse** (Suso), ein Schweizer, † 1365 in Ulm. In etwas spätere Zeit gehört der 1510 in Straßburg verstorbene **Johann Geiler von Kaisersberg,** der allerdings nicht gerade zu den Mystikern zu rechnen ist, aber unter den Predigern des Mittelalters die größte Berühmtheit er-

---

[1]) **Vor** andern bekannt geworden sind die aus dem 14. Jahrhundert stammende Straßburger und die Limburger Chronik. Letztere hat dadurch eine besondere Bedeutung, daß eine ganze Anzahl von Liedern und Reimen, die damals in Limburg an der Lahn umliefen, in ihr Aufnahme gefunden hat.

langt hat.[1]) Aus ungefähr derselben Zeit stammen andererseits noch zwei Erbauungsschriften, in denen die mystische Richtung sehr wirksam vertreten wurde: die bis in unsere Tage viel gelesene Schrift von der Nachfolge Christi, die **Thomas von Kempen** (Thomas Hemerken aus Kempen am Niederrhein) verfaßt haben soll, und eines unbekannten Verfassers „Deutsche Theologie", die neben Taulers Predigten für Luthers Entwicklung besonders bedeutsam geworden ist und von ihm zweimal herausgegeben wurde (1516 und 1518).

So finden sich in der Prosa des ausgehenden Mittelalters ebenso bedeutsame Grundlagen für das, was in der unmittelbar bevorstehenden neuen Zeit hauptsächlich durch Luther geschaffen wurde, wie dem Volkslied die wertvollsten Anregungen für ein neues Aufblühen der lyrischen Dichtung zu entnehmen waren.

Anmerkung 1. Die Mystik (eigentlich = Geheimlehre, Versenken in die Geheimnisse der göttlichen Liebe) löste die bis dahin in der Kirche herrschende Scholastik (Schulweisheit) ab. Während die Scholastiker mit Hilfe der von Aristoteles überkommenen Philosophie die Glaubenslehren verstandesmäßig zu beweisen und zu einem festgefügten Lehrgebäude zusammenzustellen suchten, drangen die Mystiker auf inneres, gefühlsmäßiges Erfassen Gottes und erstrebten im Zusammenhang damit Verinnerlichung der Frömmigkeit und werktätige Liebe.

Anmerkung 2. Gewissermaßen als Gegenstück zu den Fastnachtsspielen entstand gegen Ende des 15. Jahrhunderts noch eine umfangreiche Prosaschrift, die ganz andere Ziele verfolgte als die bisher genannten. Es ist das niederdeutsch geschriebene, uns nur in hochdeutscher Übertragung erhaltene Volksbuch Till Eulenspiegel, in dem die Narrenstreiche des angeblichen braunschweigischen Bauernsohnes Till erzählt und die Verkehrtheiten und Torheiten der Städter, besonders der Handwerker, verspottet werden. In künstlerischer Hinsicht ist es wertlos.

C. Neuhochdeutsche Zeit.

Von der Reformation bis zur Gegenwart.

I. Das Reformationsjahrhundert.

§ 20. Die Humanisten.

Dante Alighieri (spr. Aligjehri), 1265–1321, der Vorläufer, Petrarca, 1304–1374, und Boccaccio (spr. Bokkattscho), 1313–1375, die Begründer des Humanismus.
Gründung der ersten deutschen Universitäten, vor allem zu Prag, Wien, Heidelberg, Erfurt in der zweiten Hälfte des 14., zu Leipzig, Rostock, Greifswald in der ersten Hälfte bezw. um die Mitte des 15. Jahrhunderts.
Erfindung der Buchdruckerkunst um 1450. Eroberung Konstantinopels durch die Türken 1453. Entdeckung Amerikas 1492. Entdeckung des Seeweges nach Ostindien 1498.

Die Vorbedingungen für Luthers Auftreten, das auch für die zeitgenössische Literatur von ausschlaggebender Bedeutung wurde, hat in er-

[1]) Unter andern hat Johann Geiler mehr als hundert Predigten an Sebastian Brants Narrenschiff (s. S. 20) angeschlossen und darin wie jener die Gebrechen seiner Zeit gegeißelt.

heblichem Umfange der Humanismus[1]) geschaffen. Seine Geburtsstätte war Italien. Die dortige politische, wirtschaftliche und wissenschaftliche Lage hat den für sein Wesen und seine Ziele in erster Reihe bestimmenden Grundgedanken gezeitigt: Befreiung der Wissenschaft und des einzelnen Menschen von der kirchlichen Bevormundung.

Diese Bestrebungen ergaben sich fast mit Naturnotwendigkeit aus den Zeitverhältnissen. Das 14. und 15. Jahrhundert hatten den italienischen Kleinstaaten einen gewaltigen Aufschwung gebracht.[2]) Die Grundlage dafür bildete die Vermittlung des Verkehrs zwischen Morgen- und Abendland und seine mit dem Beginn der Kreuzzüge einsetzende ungeahnte Entwicklung, die naturgemäß einen schnell wachsenden Wohlstand für die italienischen Handelsstädte zur Folge hatte. Wesentlich war für jenes großartige Aufblühen neben der durch den wachsenden Verkehr bewirkten allgemeinen Erweiterung des Gesichtskreises und ihrer Folgeerscheinungen vor allem die Wirksamkeit der machtvollen Persönlichkeiten, die sich die führenden Stellen zu sichern wußten. Diese ganze Gestaltung der Verhältnisse zeitigte dann einen Umschwung der Gesinnung, der für die bisherige, lediglich oder doch wenigstens in weit überwiegendem Maße durch die Zwecke der Kirche bestimmte Welt- und Lebensauffassung verhängnisvoll werden mußte und bei den geistigen Führern zu einem entschlossenen und hartnäckigen Ringen um die Freiheit der Wissenschaft und der persönlichen Entwicklung führte.

Die Lehrmeister für die neuen Ziele suchte man im klassischen Altertum.[3]) Auf die hier sprudelnden Quellen hatte schon Dante[4]) (1265 bis 1321) hingewiesen. Ins Leben gerufen wurde die „Renaissance", die „Wiedergeburt" der klassischen Studien und die bewußte Zurückführung der Geistesbildung auf die durch die römisch-griechische Kunst und Wissenschaft geschaffenen Grundlagen, durch die beiden florentinischen Dichter Petrarca († 1374) und Boccaccio († 1375).[5]) Zu wesentlicher Förderung dienten ihr die zahlreichen Gelehrten, die infolge der Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen nach Italien übersiedelten, und der aus der Erfin-

---

[1]) Von lat. humānus = menschlich. Der Humanismus forderte im Gegensatz gegen die von der Kirche erstrebte Beschränkung auf religiöse Zwecke eine Berücksichtigung der Forderungen des wirklichen Lebens, eine allseitige Entwicklung rechten Menschentums.

[2]) Seit 1389 Venedig nach Beendigung der Seekriege mit Genua auf der Höhe seiner Macht; seit 1400 die Medici in Florenz, unter Lorenzo dem Prächtigen († 1492) die Blütezeit; 1450 Franz Sforza Herzog von Mailand, 1452 bezw. 1471 die Este Herzöge von Modena und Ferrara.

[3]) Klassisch, lat. = mustergültig. Die Mitglieder der ersten Klasse der durch die servianische Verfassung in Rom gebildeten Abteilungen hießen die „klassischen" (classici, Klassiker). Sie gaben in den meisten Fällen den Ausschlag; nach ihnen mußte man sich also richten.

[4]) Dantes Hauptwerk ist die „Göttliche Komödie", eine Erörterung der damaligen Hauptfragen auf dem Gebiete der Philosophie, Religion und Politik.

[5]) Petrarca ist hauptsächlich als lyrischer Dichter durch die Verherrlichung seiner „Laura" bekannt geworden, Boccaccio durch seine Novellensammlung „Dekamerone" (ital. Übersetzung des griechischen „Dekameron" = Zeitraum von zehn Tagen; die Novellen sind angeblich innerhalb von zehn Tagen in einem Kreise junger Leute beiderlei Geschlechts erzählt worden).

dung der Buchdruckerkunst sich ergebende gewaltige Aufschwung der Literatur.

Anmerkung. Mit der wissenschaftlichen Neubelebung ging bald ein Aufblühen von Kunst und Wissenschaft Hand in Hand. Bezeichnend sind dafür die Namen des Malers und Bildhauers Michel Angelo (spr. An(g)jelo), 1475—1564, des Erzgießers Benvenuto Cellini (spr. Tschellini), 1500—1571, der Maler Raffael, 1483—1520, Lionardo da Vinci (spr. Vintschi), 1452—1519, Tizian, 1477—1576, und Correggio (spr. Korredscho), 1494—1564, der Dichter Ariost, 1474—1533, und Torquato Tasso, 1544—1595.

In Deutschland wurden die Universitäten in erster Reihe zu Pflegestätten der neuen Richtung. Im Unterschiede von den italienischen Humanisten, die zumeist dem Christentum gleichgültig, wenn nicht feindlich gegenüberstanden, verfolgten aber die deutschen Gelehrten nicht rein weltliche Zwecke, sondern machten sich im Anschluß an die von den Reformatoren, besonders Hus, vertretenen Forderungen vor allem die Erforschung der biblischen Sprache zur Aufgabe. Die allgemein anerkannten Führer der Bewegung wurden hier zu Beginn des 16. Jahrhunderts Johann Reuchlin († 1522) und Erasmus von Rotterdam († 1536). Ihre Anhänger übten in Erfurt schon seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts den maßgebenden Einfluß aus und wurden daher auch für Luthers Entwicklung in hervorragendem Maße bedeutsam. Von ihnen übernahm er neben den wichtigen Forderungen des Studiums der Bibel in den Ursprachen und der Wertung der Einzelpersönlichkeit auch die bewußte Berücksichtigung deutscher Eigenart, wie sie besonders durch Ulrich von Hutten († 1522) gepflegt und gefordert worden war.

Im übrigen haben die Humanisten für die deutsche Literatur keine unmittelbare Bedeutung gehabt, da sie sich mit Ausnahme von Hutten, der in den letzten Jahren seines Leben deutsch schrieb, der lateinischen Sprache bedienten und eine Einwirkung auf weitere Volkskreise grundsätzlich vermieden.[1])

---

§ 21. Luther.

Martin Luther 1483—1546.

Kaiser Maximilian I. 1493—1519. Karl V. 1519—1556.

31. Okt. 1517 Luthers Thesen. 1520 die drei großen Reformationsschriften und die Verbrennung der Bannbulle. 1521 Reichstag zu Worms. 1522 Luthers Neues Testament. 1523/24 die Entstehung des evangelischen Kirchenliedes und der ersten Gesangbücher. 1534 die ganze Bibel in Luthers Übersetzung.

Luthers Bedeutung für die Entwicklung des deutschen Schrifttums beruht vor allem auf seiner Bibelübersetzung. Nicht daß er dadurch schon die allgemeine neuhochdeutsche Schriftsprache geschaffen hätte. Es hat noch Jahrhunderte gedauert, bis sie sich durchgesetzt hatte, wie auch schon vor Luther mannigfache Bemühungen um die sprachliche Einigung Deutschlands

[1]) Eins der bekanntesten und folgenschwersten Erzeugnisse des deutschen Humanismus sind die „Briefe unberühmter Leute" (Epistolae virorum obscurorum), angebliche Mönchsbriefe, in denen besonders die in den Klöstern vielfach herrschende Unwissenheit an den Pranger gestellt wurde.

zu verzeichnen waren.[1]) Aber es bleibt Luthers Verdienst, daß er diese Bewegung wesentlich verstärkt und gefördert und durch seine Bibelübersetzung der ganzen weiteren Sprachentwicklung neue Grundlagen geschaffen hat. Schon das war etwas Großes und für die Zukunft Bedeutsames, daß er in seiner Bibel die in den früheren Übersetzungen sich auf Schritt und Tritt bekundende Abhängigkeit vom lateinischen Ausdruck zu vermeiden wußte (vgl. den Sendbrief vom Dolmetschen). Gleichzeitig hat er aber auch die Steifheit und Schwerfälligkeit der Kanzleisprache durch seine gewaltige Sprachkraft überwunden und mit Hilfe seines nie ermüdenden Fleißes der deutschen Ausdrucksweise zu einem früher nie gekannten Wohlklang verholfen.[2]) Und vor allem hat er auf Grund seiner genauen Kenntnis der Volkssprache, seines reichen Wortschatzes und seines fast untrüglichen Sprachgefühls der deutschen Sprache zu einer kaum hoch genug einzuschätzenden Bereicherung ihrer Ausdrucksformen geholfen (s. Anm.) und zugleich durch die Volkstümlichkeit seiner Übersetzung die Bibel zu einem wirklichen Volksbuche für alle deutschen Gaue gemacht. So ist die Bibelsprache die Lehrmeisterin für die weitesten Volkskreise geworden und hat gleichzeitig den später wirkenden Sprachgewaltigen, vor allem Klopstock und Goethe, Grundlage und Richtschnur für ihre Bestrebungen abgegeben.

Anmerkung. Für die Anschaulichkeit und Kraft des Ausdrucks, die Formvollendung im Satzbau, die Meisterschaft im Gebrauch aller Töne bis zu der „Fülle des Wohllauts und der erhabenen und herzgewinnenden dichterischen Schönheit an erhöhten Stellen" sind die verschiedenen Stile der Bibelübersetzung (z. B. 1. Mos. 1, 2; Mich. 6; Gal. 3; Röm. 8; Ps. 23; 1. Kor. 13) ebenso bezeichnend wie etwa die Erklärung zum 2. Artikel, der Brief an seinen Sohn Hänschen, seine Predigten (z. B. die acht gegen Karlstadt) und die wichtigsten Schriften wie die „An den christlichen Adel deutscher Nation" und „Von der Freiheit eines Christenmenschen".

Über die Wirkung seiner Bibelübersetzung hinaus hat Luther die sprachliche Entwicklung Deutschlands auch durch seine Prosaschriften in hervorragendem Maße gefördert. Schon durch ihre erstaunliche Menge[3]) mußten sie bei der riesigen Verbreitung, die seine reformatorischen Lehr- und Streitschriften, ebenso seine Predigten und Bibelauslegungen fanden, und bei der hinreißenden Gewalt ihrer Darstellungsweise eine bedeutende Wirkung ausüben. Hierzu kam, daß Luthers Verzicht auf die bisher auch für Streit- und Flugschriften übliche Kunstform des Reims zu einer ungeheuren Vermehrung der Schriftstellerei beitrug. Daraus ergab sich nicht nur ein für die damalige wie für die spätere Zeit wichtiger Aufschwung der deutschen Prosa; gleichzeitig wurde, weil Anhänger und Gegner sich an Luthers Sprache ge-

---

[1]) S. S. 19. — Luthers Meinung, daß „alle Fürsten und Könige in Deutschland, alle Reichsstädte und Fürstenhöfe" ebenso wie er selbst nach Art der sächsischen Kanzlei schrieben, beruht freilich auf einem Irrtum. Auch durch die Prager und die Wittenberger Kanzlei waren nur Ansätze zu einer einheitlichen Sprache geschaffen worden. Vgl. Roethe, Luthers Bedeutung für die deutsche Literatur. Berlin (Weidmann) 1918. S. 24 ff.

[2]) Über die rastlosen Bemühungen Luthers um die Verbesserung seiner Übersetzung und die dadurch erzielten Erfolge s. Roethe a. a. O. S. 30 ff.

[3]) Man hat berechnet, daß Luther jahrelang durchschnittlich Tag für Tag, Sonn- und Festtage und Krankheitszeiten nicht abgerechnet, so viel niedergeschrieben haben muß, daß damit vier bis fünf stattliche Druckseiten hätten ausgefüllt werden können.

wöhnten[1]), auch hierdurch die sprachliche Einigung Deutschlands in bedeutsamer Weise angebahnt.

Mit eigentlich dichterischer Tätigkeit ist Luther nur auf zwei Gebieten hervorgetreten. Durch seine Übersetzung äsopischer Fabeln[2]) (1530) hat er mannigfache Anregungen gegeben. Weit bedeutender aber ist, was er als Kirchenliederdichter geschaffen hat. Freilich trifft, was sonst das Kennzeichen echter Lyrik ist, daß sie dem inneren Bedürfnis des Herzens entsprungen sein, einem übermächtigen Gefühl Ausdruck geben soll, für diese Lieder zumeist nicht zu. Die Mehrzahl von ihnen ist entstanden, weil Luther die Notwendigkeit erkannt hatte, auch das singbare Lied in den Dienst der Verkündigung und Ausbreitung des Evangeliums zu stellen, und seine Freunde, an die er sich mit der Bitte um solche Lieder gewandt hatte, versagten. So ist einer ganzen Anzahl ein stark lehrhafter Charakter aufgeprägt, der den dichterischen Wert beeinträchtigt.[3]) Dazu beschränkt sich Luther in seinen Liedern, weil sie für den Gemeindegottesdienst bezw. für den gemeinen Mann und für die Jugend bestimmt waren, mit bewußter Absichtlichkeit auf den Ausdruck von Empfindungen, die jedem einfachen Christen zugänglich waren. Auch zeigen sich in der Form manche Härten, die durch die damals übliche Art der Silbenzählung bedingt waren. Aber trotz all dieser aus der Entstehungsgeschichte sich ergebenden Hindernisse bezeugt eine nicht geringe Zahl dieser Lieder, daß Luther seine dichterische Fähigkeit, die er sich sogar völlig absprechen wollte, viel zu gering eingeschätzt hat. Schon mit dem Liede auf den Tod der beiden Brüsseler Märtyrer, an dem, soweit wir wissen, seine Dichtergabe erwachte (Ein neues Lied wir heben an; 1523), stellte er sich in die Reihe der bedeutendsten damaligen Dichter. Der volkstümliche Ton ist ihm darin aufs beste gelungen, und an lebensvoller Frische und Anschaulichkeit kann es zweifellos mit allen Zeiterscheinungen erfolgreich in Wettbewerb treten. Diesem ersten Liede aber reihen sich manche späteren gleichwertig an oder überragen es. Was die Perlen unter Luthers Dichtungen, Ein' feste Burg, Aus tiefer Not, Vom Himmel hoch, uns heute noch bedeuten, wissen wir alle. Damals, als sie gesungen wurden, haben sie mit manchem andern von Luthers Liedern durch die hinreißende Gewalt der Sprache, durch die Macht persönlichen Erlebens, die sich trotz der sogenannten Objektivität in ihnen bekundet, durch die Freudigkeit des Gottvertrauens und des Kampfesmutes wie Offenbarungen gewirkt.

Zu der literarischen Bedeutung Luthers im weiteren Sinne muß endlich auch noch gerechnet werden, was er für die Förderung der Schule und überhaupt für die Geistesbildung seines Volkes getan hat. Die Planmäßigkeit, mit der er es im Gegensatz gegen die Humanisten von vornherein auf Wirkung unter der breiten Masse des Volkes abgesehen

---

[1]) Luther: Sie stehlen mir meine Sprache. (Sendbrief vom Dolmetschen. Braunschw. Ausg. VII. Bd. S. 26.)

[2]) Unter dem Namen des griechischen Fabeldichters Äsop war im Mittelalter eine Sammlung von Fabeln in lateinischer Sprache erschienen.

[3]) Vgl. z. B. die Umdichtungen der fünf Hauptstücke des Katechismus: Dies sind die heil'gen zehn Gebot'; Mensch, willst du leben seliglich; Wir glauben all an einen Gott; Vater unser im Himmelreich; Christ, unser Herr, zum Jordan kam; Jesus Christus, unser Heiland, der von uns den Zorn Gottes wandt'.

hatte und die von ihm entdeckten Schätze biblischer Wahrheiten jedem einzelnen zugänglich machen wollte, mußte ihn auf die schon von Karl dem Großen beschrittenen Wege führen und ihn zum Herold der allgemeinen Volksschule machen. Seine Bibelübersetzung konnte nicht wirken, wozu sie bestimmt war, wenn nicht die Kunst des Lesens wirklich ins Volk drang. Dazu hat sich der Reformator mit bleibender Hingabe der höheren Schule angenommen und schon in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit den verantwortlichen Behörden auf Herz und Gewissen gelegt, was sie ihrem Volke in dieser Beziehung schuldig waren.[1] Den deutschen Schulen aller Zeiten hat er durch seine Bibel, den Katechismus, das Gesangbuch grundlegende Hilfsmittel der Geistesbildung geschenkt und mit ihrer Hilfe dem deutschen Volke zu einer Ausbildung seiner Eigenart verholfen, die allmählich auch auf die der evangelischen Kirche nicht angehörigen Volksgenossen übergegriffen hat.

Und darin liegt seine größte, alle Zeiten überdauernde, bleibende Bedeutung. Er ist zu einem der gewaltigsten Pfleger und Förderer deutschen Wesens geworden. Was uns die halbe Welt zu Feinden gemacht hat, und was uns, nachdem wir der Übermacht unterlegen sind und in der Not uns selbst verloren haben, den Weg zu innerer Umkehr und zu neuem Aufstieg zeigt, das ist im letzten Grunde, was wir von Luther gelernt haben. Durch seine Predigten und Schriften hat er's den Deutschen verkündigt, durch sein Vorbild hat er's uns vorgelebt, daß ein rechter Deutscher sich vor niemandem beugen soll als vor Gott und seinem Gewissen, daß er um ihretwillen aber auch treu seine Pflicht zu erfüllen weiß an der Stelle, an die er gestellt ist.

---

§ 22. Luthers Gehilfen beim Reformationswerk und seine Gegner in ihrer literarischen Tätigkeit.

1546—1547 der schmalkaldische Krieg. 1552 der Passauer Vertrag. 1555 Augsburger Religionsfriede. — 1540 Gründung des Jesuitenordens. — 1577 Sonderung der Lutheraner und Reformierten durch die Konkordienformel.

---

a. Das evangelische Kirchenlied im 16. Jahrhundert.

Die durch Luther geweckten Hoffnungen haben sich in literarischer Beziehung nicht einmal auf dem Gebiete der Kirchenlieddichtung erfüllt. Dem machtvollen Aufschwung zu Anfang ist nur ein geringer Fortgang beschieden gewesen. Unter der allerdings beträchtlichen Anzahl von Liedern sind nur wenige von bleibendem Wert. Neben dem volkstümlichen Weihnachtsliede „Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich“, das Nikolaus **Hermann**, Kantor in Joachimsthal im Erzgebirge, dichtete († 1561), und dem von Luther besonders geschätzten Lob- und Bittgesang eines Unbekannten „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'“ (früher Nikolaus Decius zugeschrieben) verdienen Nikolaus **Selneckers** (Professor in Leipzig, † 1592) einstrophiges „Laß mich dein sein und bleiben“ und vor allem das in Sprache und Sangesweise gleich mächtige Wächterlied Philipp **Nicolais** (Pastor in Unna, † 1608)

[1] An den christlichen Adel deutscher Nation (1520); An die Bürgermeister und Ratsherrn aller Städte deutschen Landes (1524).

„Wachet auf, ruft uns die Stimme" besondere Erwähnung. Darüber hinaus wird nicht viel anzuführen sein, weil sich auch im Kirchenliede immer mehr die verheerende Wirkung der seit der Mitte des Reformationsjahrhunderts tobenden Lehrstreitigkeiten zeigte.

b. Die Streitschriften zu Beginn des Reformationszeitalters.

Luthers Auftreten und die Streitigkeiten, die sich daran knüpften, haben der deutschen Literatur nach ihrem Umfang zu einem sehr beträchtlichen Aufschwung verholfen. Man hat berechnet, daß bis zum Jahre 1517 in Deutschland durchschnittlich 35 bis 55 Drucke jährlich in deutscher Sprache erschienen sind. Nach Luthers Thesenanschlag stieg diese Zahl alsbald auf 71, wuchs schnell in die Hunderte hinein und stand bereits 1523 auf 498, ohne daß damit der Höhepunkt erreicht gewesen wäre. Einen erheblichen Teil davon machten die Flugblätter aus, die, gereimt und ungereimt, von hüben und drüben herausgegeben wurden und leider in ihrer Ausdrucksweise je länger je mehr die in der Zeitrichtung liegende grobe Art zeigten. Schon Luther hat sich ja auch in dieser Beziehung als ein Kind seiner Zeit erwiesen. Was nach ihm kam, ist dann noch weit über ihn hinausgegangen und besonders in den als Kampfmittel vornehmlich beliebten Satiren oft in unflätige Schimpferei ausgeartet.

Der eifrigsten und wirksamsten einer unter Luthers frühesten Parteigängern war **Ulrich von Hutten** (s. S. 28).

Als Sproß eines altadligen fränkischen Geschlechts 1488 geboren, war er von seinen Eltern fürs Kloster bestimmt. Aber bereits als Sechzehnjähriger entzog er sich der strengen Klosterzucht durch die Flucht und begann, da er mit seinem Vater zerfallen war, ein unstetes Wanderleben. Zunächst hat er in Erfurt, Köln und Frankfurt a. O. humanistische Studien getrieben, dann — oft unter Entbehrungen, wie sie nur bitterste Armut auferlegt — Norddeutschland und Österreich durchwandert (Greifswald, Rostock, Wittenberg, Wien), ist schließlich aus Not in Pavia als gemeiner Soldat ins Heer eingetreten und in schweizerische und französische Gefangenschaft geraten. Allmählich besserten sich seine Verhältnisse. Er gelangte auch verhältnismäßig früh zu Ansehen. Namentlich seine Streitschriften gegen Herzog Ulrich von Württemberg, den Mörder seines Vetters Hans von Hutten, und durch seine Beteiligung an den „Briefen unberühmter Leute" (s. S. 28 Fußn.) wurde er bekannt, war auch bereits 1517 durch Kaiser Maximilian I. zum Dichter gekrönt worden. Zu Luther führte ihn vor allem dessen mannhaftes Auftreten gegen den Papst, in dem Hutten den schlimmsten Feind der von ihm auf alle Weise erstrebten Erhebung Deutschlands zu freier Entfaltung seiner Kräfte erblickte. Aus nationaler Begeisterung begann er 1520, nachdem er bis dahin nach Humanistenart nur lateinisch geschrieben hatte, sich in seinen Schriften der deutschen Sprache zu bedienen und ist mit mehreren flammenden Flugschriften für die Reformation eingetreten. Bei seiner Begeisterung für alles, was deutsch hieß und zur Förderung des deutschen Namens dienen konnte, hätte er wohl noch Großes leisten können, wenn ihn nicht bereits 1523 die unheilbare Krankheit, an der er litt, dahingerafft hätte. Er starb, noch nicht 36 Jahre alt, auf der Insel Ufenau im Zürcher See, wo er nach dem Tode seines Freundes Sickingen und dem völligen Mißlingen der von ihnen beiden wesentlich betriebenen

Erhebung des Adels gegen die Fürsten Zuflucht gefunden hatte, in tiefstem Elend.[1])

Anmerkung. Bezeichnend für die Gesinnung, die ihn erfüllte, ist vor allem die Vorrede zu seinem „Gesprächbüchlein": Von Wahrheit will ich nimmer lan. Das soll mir bitten ab kein Mann. Auch schafft, zu stillen mich, kein' Wehr, kein Bann, kein' Acht, wie fast und sehr man mich damit zu schrecken meint. Wiewohl mein' fromme Mutter weint, da ich die Sach' gefangen an — Gott woll' sie trösten! — es muß gan. Und sollt' es brechen auch vorm End', will's Gott, so mag's nit werden gewendt. Darum will brauchen Füß' und Händ'. Ich hab's gewagt.

Unter den Gegnern Luthers ragt der elsässische Franziskanermönch **Thomas Murner** († Straßburg 1537) hervor. Er hatte sich bereits durch eine Anzahl satirischer Dichtungen nach Art von Sebastian Brants Narrenschiff (s. S. 20) einen Namen gemacht[2]) und darin auch die Schäden der katholischen Kirche nicht verschont. Aber in Luther glaubte er einen Feind des Christentums und einen Zerstörer der Kirche sehen zu müssen. Darum wandte er sich mit erbitterten Angriffen gegen ihn und bekämpfte in einer neuen gereimten satirischen Schrift „Von dem großen lutherischen Narren" das Reformationswerk aufs heftigste.

Was sonst noch an Freunden und Feinden Luthers in jenen Jahren erbitterter Kämpfe auf den Plan trat, ist trotz der großen Zahl der Männer und Schriften keiner Erwähnung wert. Über den Kreis der reformatorischen Bewegung hinaus reicht die Wirksamkeit zweier Männer, die eine eingehende Würdigung verdienen, **Hans Sachs** und **Johann Fischart.**

§ 23. Hans Sachs (1494—1576).

Als Sohn eines Schneiders war er 1494 in Nürnberg geboren, das damals durch Künstler wie Albrecht Dürer, den Maler (1470—1528), Adam Krafft, den Bildhauer (1440—1507), Peter Vischer, den Erzgießer (1455—1529), durch Gelehrte wie Wilibald Pirckheimer und Michael Beheim seine Blütezeit hatte. Einige Jahre besuchte er die Lateinschule seiner Vaterstadt. 15 Jahre alt trat er bei einem Schuhmacher in die Lehre und ging, nachdem er in die Geheimnisse der Meistersingekunst durch einen Leineweber namens Nunnenbeck eingeführt war, im Jahre 1511 auf die Wanderschaft. Nach seinem eigenen Zeugnis hat er die fünf Wanderjahre, die nun folgten, fleißig benützt, sich in der Kunstübung zu vervollkommnen. Gleichzeitig erwarb er sich auf diesen Reisen, die ihn einen großen Teil Deutschlands kennen lehrten, eine für die damalige Zeit beträchtliche Welt- und Menschenkenntnis. Einige Jahre nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt wurde er Meister in seiner Zunft und gründete seinen Hausstand. In weiteren Kreisen wurde er dadurch bekannt, daß er sich als einer der ersten unter seinen Mitbürgern für Luthers Lehre entschied, und das hat wesentlich dazu beigetragen, daß sie in Nürnberg früh Eingang fand. Im übrigen verlief sein Leben ohne bedeutende Ereignisse. Mancherlei Leid ist ihm freilich nicht erspart geblieben. Nach vierzigjähriger glücklicher Ehe verlor er seine treue Lebensgefährtin, nachdem er bereits vorher seine sämtlichen

[1]) Vgl. K. F. Meyer, Huttens letzte Tage.

[2]) Die bekannteste ist die „Narrenbeschwörung" (1508).

sieben Kinder und mehrere Enkel hatte ins Grab sinken sehen. Aber wie wenig sein Lebensmut dadurch beeinträchtigt war, erwies er dadurch, daß er noch als Sechsundsechzigjähriger einen zweiten Ehebund schloß, der ihm abermals zu einer Quelle reichen Glückes wurde. Erst 1576 ist er, von seinen Mitbürgern verehrt, 82 Jahre alt, gestorben, nachdem er zuletzt Gehör und Sprache eingebüßt hatte.

Die Zahl seiner Dichtungen ist gewaltig. Schon 1567 hat er sie selbst auf über 6000 beziffert, 4275 Meistergesänge und 1908 unstrophische Dichtungen, davon 208 dramatische Spiele, die allerdings vielfach nur gereimte Erzählungen in Gesprächsform sind, und 1700 Fabeln, Sprüche, Schwänke, Legenden. Man hat ihm über eine halbe Million Verse nachgerechnet.

Ihrem Inhalt nach sind diese Dichtungen sämtlich lehrhafter Art. Die Nutzanwendung am Schluß ließ sich der Dichter ebensowenig entgehen wie den Reim auf seinen Namen. Seine Stoffe hat Hans Sachs auf Grund einer erstaunlichen Belesenheit aus den verschiedensten Quellen entnommen. Bibel und Legende, Geschichte und Sage dienen ihm ebenso dafür wie ältere und neuere Schriftsteller. Nicht selten hat er auch denselben Stoff in mehrfacher Form, z. B. als Fabel bezw. Schwank oder als dramatisches Spiel, bearbeitet.

Bleibenden Wert wird man nur einzelnen Schwänken und Fastnachtsspielen zuerkennen können. Sie erfreuen noch heute durch anziehende Erzählungskunst, scharfe Auffassung von Personen und Sachen, durch heitere Laune und gutmütigen Spott sowie durch eine überall zutage tretende edle und vornehme Gesinnung (vgl. z. B. St. Peter mit der Geiß, St. Peter mit den Landsknechten, Der Dieb von Funsingen, Der ins Paradies fahrende Schüler). Vom künstlerischen Standpunkt aus können sie allerdings nicht hoch gewertet werden. Sachs ist nie über die damals herrschende Dichtungsweise hinausgekommen (s. S. 21 f.), und seine Meistergesänge zeigen ebenso wie seine sonstigen Dichtungen, für die er nur über die eine Form der Reimpaare des höfischen Epos verfügt, häufig die Mängel der Silbenzählung, die sich daraus ergebenden unnatürlichen Betonungen und harten Wortverkürzungen.

Für seine Zeitgenossen hat Sachs zunächst als Herold der Reformation Bedeutung gewonnen. Seine Allegorie von der wittenbergischen Nachtigall (1523) hat weit über die Grenzen seiner Vaterstadt hinaus gewirkt, ebenso seine „Gespräche" über reformatorische Fragen wie die „Disputation zwischen einem Chorherrn und einem Schuhmacher". Außerdem hat er sich um die Entwicklung des Dramas (s. S. 24 f.) vor allem dadurch verdient gemacht, daß er in seinen „Spielen" die sonst üblichen Roheiten durchaus zu vermeiden wußte, wie es ihm auch stets zum Ruhme gereichen wird, daß er im Gegensatze zu den meisten Zeitgenossen seine Werke von Grobheiten und Schmutz freizuhalten wußte. Das Beste an ihm aber ist der liebenswürdige Mensch, gleich anziehend durch den Adel seiner Gesinnung, sein mannhaftes Eintreten für Glauben, Sitte und gut deutsche Art, wie durch die treuherzige Weise, sich zu geben, und durch seine schalkhafte Laune.

---

§ 24. Fischart.

Von seinem Leben wissen wir wenig. Er wird um 1550, wahrscheinlich zu Mainz, geboren und bereits als Vierzigjähriger 1590 gestorben sein. Von Beruf war er Jurist; in Basel hat er den Doktortitel erworben. Nach ausgedehnten Reisen war er als Anwalt am Reichskammergericht zu Speier, zuletzt als Amtmann in Forbach (Lothringen) tätig. Er verfügte über eine große, weit über die Grenzen seines beruflichen Wissens hinausgehende Gelehrsamkeit und — das bezeugen seine zahlreichen, zumeist sehr umfangreichen Schriften — über eine gewaltige Arbeitskraft.

Für evangelisches Christentum ist er als überzeugter Kalvinist durch eindringliche Ermahnung zu sittlicher Lebensführung[1]) sowie durch seine scharfen Angriffe gegen die römische Kirche und durch leidenschaftliche Bekämpfung der Jesuiten[2]) eingetreten. Als begeisterten Vaterlandsfreund erweisen ihn vor allem seine noch heute beachtenswerte „Ernstliche Ermahnung an die lieben Deutschen" und die anziehende gereimte Erzählung „Das glückhafte Schiff von Zürich". Alle seine andern Werke[3]), die zumeist in Prosa geschrieben sind und auf fremden Vorlagen beruhen, zeugen von einer genialen Sprachbeherrschung und hohen sprachschöpferischen Kraft. Man hat berechnet, daß der ihm zur Verfügung stehende Wortschatz noch erheblich über den Luthers hinausgeht. Für den heutigen Geschmack sind aber diese unendlich weitläufigen, von allem möglichen gelehrten Beiwerk strotzenden Darstellungen ungenießbar, und auch Fischarts Witz, der zumeist auf Wortspielen und Wortverdrehungen beruht, will uns trotz aller sich darin bekundenden Geistesschärfe und Formengewandtheit nicht mehr behagen. Das Beste bleiben auch bei ihm die ehrenhafte Gesinnung und die Überzeugungstreue, mit der er für christliche Lebensführung und gut deutsche Art eingetreten ist.

---

§ 25. Das Drama der Reformationszeit.

Hans Sachs war nicht der einzige, der sich zu jener Zeit als Dramendichter betätigte (s. S. 34). Es traten vielmehr damals auf diesem Gebiete mannigfache Bestrebungen zutage. Allerdings wurde den früher beliebten dramatisierten Legenden (s. S. 24) durch die Reformation ein Ende bereitet. Aber Luther hatte volles Verständnis für den Wert, den das Drama für die Volksbildung und auch für die Verbreitung reformatorischer Anschauungen haben konnte. Er empfahl deshalb nachdrücklich seine Pflege. Wie immer galten seine Bestrebungen dabei in besonderer Weise der Jugend. Er suchte das in den höheren Schulen und auf den Universitäten heimische, zumeist lateinische Drama (die sog. Schuldramen) auf alle Weise zu fördern.

[1]) Vgl. seine „Anmahnung zu christlicher Kinderzucht", auch das „Philosophische Ehezuchtbüchlein".

[2]) „Bienenkorb des heiligen römischen Immenschwarms"; „Jesuiterhütlein".

[3]) Öfter genannt wird noch sein erstes Werk „Geschichtsklitterung" (d. h. Geschichtskleisterei, -geschmiere), eine Überarbeitung des ersten Buches von Rabelais' (1483—1553) satirischem Roman „Gargantua und Pantagruel". Fischart geißelt darin die Mißstände und Schäden seiner Zeit.

Daneben nahm er sich aber auch des geistlichen Schauspiels an. Nur die Passionsspiele wollte er nicht dulden, um die Höhepunkte aus dem Leben des Erlösers vor der Gefahr einer Entweihung zu sichern. Auch sonst suchte er die zutage getretenen Schäden, wie sie sich besonders im Überwiegen possenhafter Einschübe und zum Teil roher Späße zeigten, mit allem Nachdruck zu bekämpfen. So entstanden neben den Schuldramen auch Volksdramen, namentlich biblischen Inhalts, wie sie Hans Sachs in so beträchtlicher Zahl verfaßte. Der künstlerische Wert all dieser Erscheinungen ist freilich gering, ebenso bezüglich der Verse (zumeist der altbeliebten vierhebigen Reimpaare wie bei Sachs) wie hinsichtlich des Aufbaus und der meist sehr willkürlichen Einteilung in Aufzüge und Auftritte.

Prosadramen kamen zuerst gegen Ende des 16. Jahrhunderts von England aus, wo das Drama sich zu hoher Blüte entwickelt hatte (Shakespeare 1564—1616), nach Deutschland. Zu einem wirklichen Fortschritt haben aber auch die Aufführungen englischer Schauspieler damals der deutschen Dramendichtung nicht verholfen. Da die fremden Stücke zunächst in englischer Sprache aufgeführt wurden, bildeten sich allerlei Vergröberungen heraus. Man suchte den Zuhörern durch Gebärdenspiel und besonders naturwahre Darstellung das fehlende Sprachverständnis zu ersetzen, und das führte begreiflicherweise zu Übertreibungen. Außerdem wurde der Hanswurst mit seinen deutsch gesprochenen Späßen übermäßig in den Vordergrund gedrängt. An diesen Übelständen wurde auch nichts geändert, als an die Stelle der fremdsprachigen Stücke allmählich mehr und mehr deutsche Bearbeitungen traten. Außerdem waren diese Übertragungen meist an sich wenig wert; dazu bevorzugte man dabei oft die geringwertigeren englischen Dramen, weil man sie für leichter verständlich hielt.

So hat das 16. Jahrhundert trotz mannigfacher Anregungen und Ansätze für die Entwicklung des deutschen Dramas wenig zu bedeuten vermocht.[1]

---

§ 26. Unterhaltende und belehrende Prosa im Reformationsjahrhundert.

Der durch die Erfindung und schnelle Verbreitung der Buchdruckerkunst und die Verbesserung der Volksbildung bewirkte Umschwung bewährte sich auch auf dem Gebiete der lediglich der Unterhaltung dienenden Schriftstellerei durch ein schnelles Anwachsen. Zunächst entstanden, gewissermaßen als Gegenstück zu Hans Sachsens gereimten Fabeln und Erzählungen, zahlreiche Schwänke in Prosa. Besonderer Beliebtheit erfreuten sich die von einem getauften Juden, späteren Mönch und Straßburger Prediger, Johann **Pauli,** unter dem Namen „Schimpf[2]) und Ernst" veröffentlichte Sammlung (1519) und das gleichfalls im Elsaß entstandene, um die Jahrhundertmitte von

[1]) Nachgeahmt wurden die englischen Dramen mehrfach von deutschen Dichtern, z. B. von dem 1589—1613 regierenden Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, der den englischen Schauspielern in seiner Hauptstadt eine besonders freundliche Aufnahme zu bereiten pflegte.

[2]) Schimpf = Scherz. — Unter „Schwänken" wurden damals nicht nur scherzhafte Erzählungen verstanden.

Georg **Wickram** aus Kolmar, einem der frühesten Berufsschriftsteller, veröffentlichte sog. „Rollwagenbüchlein".[1])

Derselbe Wickram hat auch die ersten deutschen Romane verfaßt, damit aber die Beliebtheit des aus Portugal stammenden, auf Grund einer französischen Bearbeitung in fast alle europäischen Sprachen übersetzten und von aller Welt gelesenen weitschweifigen Ritter- und Liebesromans „Amadis (spr. Amädis) von Gallien" nicht erreicht.

Außerordentlich viel gelesen wurden auch die sog. „Volksbücher", für das Volk bearbeitete Erzählungen aus Sage, Ritterleben und Legende. Neben deutschen wurden hierin auch allerlei ausländische Stoffe dargeboten. Zu den bekanntesten zählen die Erzählungen von Herzog Ernst, den vier Haimonskindern, Kaiser Oktavian, der schönen Magelone, Genoveva u. a. Eine besondere Bedeutung für die spätere literarische Entwicklung erhielt das gegen Ende des Jahrhunderts erschienene Volksbuch von dem „weitbeschreiten" Zauberer Dr. Johann Faust. Mehr der damaligen Gegenwart entnahm seinen Stoff das gleichfalls weitverbreitete Schildbürgerbuch, durch seine Spöttereien über kleinstädtische Torheiten ein Gegenstück zum Eulenspiegel (1598).[2]) Alle diese Bücher haben sich lange als beliebte Lesestoffe erhalten. Goethe, der sie als Kind fast alle gelesen hatte, hat ihnen bis in sein hohes Alter eine dankbare Erinnerung bewahrt, und noch bei der heutigen Jugend finden sie Anklang.[3])

Auf der Grenze zwischen unterhaltender und lehrhafter Prosa steht der nach Art der damaligen Zeit unendlich weit ausgesponnene, vielgelesene „Froschmäuseler" des Magdeburger Rektors Georg **Rollenhagen** (1595), eine Nachdichtung zu einer altgriechischen scherzhaften Nachahmung der homerischen Heldengedichte („Froschmäusekrieg"). Wegen der häufigen Angriffe gegen die katholische Kirche kann man das Buch gewissermaßen zu den reformatorischen Streitschriften rechnen. Dasselbe gilt von den durch knappe Form ausgezeichneten Fabeln und Erzählungen, die Burkhard **Waldis** unter dem Titel „Äsopus, ganz neu gemacht" herausgab. Auch in ihnen wurden zum Teil die damals die Welt bewegenden kirchlichen Fragen vom evangelischen Standpunkte aus besprochen.

Zugleich unterhaltend und belehrend sind auch die zahlreichen Chroniken jener Zeit, von denen wegen der Bedeutung, die sie für Schillers Tell gewonnen hat, die des schweizerischen Landammanns **Tschudi** († 1572) genannt werden mag. Ebenso soll die Lebensbeschreibung des Ritters **Götz von Berlichingen** (1480—1562) wegen Goethes nachmaligen Dramas nicht unerwähnt bleiben.

So beweist auch die Prosaliteratur des 16. Jahrhunderts, wieviel Leben durch die Reformation geweckt war. Freilich aber gilt auch von ihr, daß nach Luther dichterische Kunstwerke von bleibendem Wert im Laufe dieses sonst so bedeutsamen, für die Gedankenfreiheit und ihre schriftstellerische Betätigung grundlegenden Zeitabschnittes nicht geschaffen worden sind.

---

[1]) Rollwagen = Reisewagen. Das Buch war bestimmt, „in Schiffen und auf Rollwagen" zur Unterhaltung gelesen zu werden.

[2]) Schilda, Gneisenaus Geburtsort, ist ein Städtchen in der Nähe von Torgau.

[3]) Gesammelt sind die Volksbücher um die Mitte des 19. Jahrhunderts von **Simrock**; eine Auswahl, die viel Anklang gefunden hat, hat bereits Gustav Schwab (s. § 45) herausgegeben (1836).

II. Aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

§ 27. Die zeitgeschichtlichen Grundlagen der literarischen Entwicklung im 17. Jahrhundert.

1608 die protestantische Union, 1609 die katholische Liga.
1618–1648 der Dreißigjährige Krieg.
Ferdinand II. 1619–1637. Ferdinand III. 1637–1657. Leopold I. 1658 bis 1705. Der Große Kurfürst 1640–1688.
1667–1681, 1672–1679, 1688–1697 Ludwigs XIV. (1643–1715) Raubkriege gegen Spanien, Holland, Deutschland.
1683 die Türken vor Wien.
1571–1635 Ratke; 1592–1670 Comenius (Große Unterrichtslehre 1627–1657).

Wie dem 16. Jahrhundert durch die Reformation, so ist dem 17. durch den Dreißigjährigen Krieg sein Stempel aufgedrückt worden.

Die konfessionellen Streitigkeiten hatten seit der zweiten Hälfte des Reformationsjahrhunderts eine immer verhängnisvollere Wirkung ausgeübt. Schon das im Augsburger Religionsfrieden den Landesherren und den freien Städten bewilligte Recht, den Religionsstand ihrer Untertanen zu bestimmen, war für die Einigkeit und Einheitlichkeit Deutschlands verhängnisvoll gewesen. Dazu kamen die Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Reformierten und die dadurch begünstigten Erfolge der Gegenreformation, die in den Jesuiten ebenso gewandte wie rücksichtslose Vorkämpfer hatte. Schon seit Beginn des neuen Jahrhunderts war man allseitig auf den nahen Ausbruch des Religionskrieges gefaßt. So ging das nationale Bewußtsein mehr und mehr verloren, und das hatte naturgemäß einen allgemeinen Rückgang der Geistesbildung und bei den sogenannten geistigen Führern der Nation ein häufiges Versinken in Einseitigkeiten und Verknöcherungen zur Folge. Es ergab sich eine verhängnisvolle Abhängigkeit von ausländischen Vorbildern, deren Einfluß besonders für die deutsche Sprache verderblich wurde.

Dagegen regte sich allerdings schon ziemlich früh mehrfach planmäßiger Widerstand. Bereits 1612 hatte Ratke[1]) die in Frankfurt am Main zur Kaiserwahl versammelten deutschen Fürsten gemahnt, in den deutschen Schulen der bewußten Pflege der deutschen Sprache eine Stätte zu bereiten. 1617 folgte dann, hauptsächlich auf Betreiben von Ratkes Gönner, dem Fürsten Ludwig von Anhalt-Köthen, die Begründung der „Fruchtbringenden Gesellschaft“, des sog. Palmenordens, der ersten unter den Sprachgesellschaften, die sich die Reinigung der deutschen Sprache von Fremdwörtern sowie die Förderung der Rechtschreibung und der rechten Ausdrucksweise zur Aufgabe machten (s. Anm.). Und diese Bestrebungen hörten nicht wieder auf. Sie fanden besonders durch Comenius[1]), der die Anregungen Ratkes bezüglich der Pflege der Muttersprache aufnahm, die wirksamste Unterstützung.

---

[1]) Johann Wolfgang Ratke (Ratichius), Schleswig-Holsteiner von Geburt, vermochte seine Absicht, das Schulwesen seiner Zeit nach Ziel und Lehrart zu verbessern, trotz mancher Versuche, z. B. in Köthen 1618/19, nicht durchzuführen. Die Grundlagen für den allmählich erzielten Erfolg schuf erst der aus Mähren gebürtige Johann Amos Comenius durch seine Schriften und seine außer in der Heimat namentlich in Polen (Lissa), Schweden und Holland ausgeübte Tätigkeit.

Aber was erreicht wurde, blieb zunächst gering. Größere Erfolge verhinderte der furchtbare Krieg, der auf Jahrzehnte hinaus die wirtschaftliche Blüte Deutschlands knickte, das geistige Leben vielfach ertötete, mindestens überall hemmte, und, namentlich bei dem übermächtigen Einfluß, den das unter Ludwig XIV. immer mehr erstarkende und mit der größten Rücksichtslosigkeit vorgehende Frankreich in allen europäischen Fragen ausübte, ein baldiges Wiedererstarken Deutschlands völlig unmöglich machte. Die Zersplitterung, die sich aus der im Westfälischen Frieden den Reichsständen bewilligten Landeshoheit ergab, wirkte dabei in ebenso unheilvoller Weise mit wie die Spaltung innerhalb des Protestantismus, in dem auch trotz der Nöte des Dreißigjährigen Krieges der Streit zwischen Lutheranern und Reformierten nicht zur Ruhe gekommen war. Inzwischen gewöhnte man sich dermaßen an die eigene Zerrissenheit und Ohnmacht, daß man sich dem fremden, vor allem dem französischen Einfluß fast willenlos hingab und selbst bei Willkürhandlungen wie dem Raube Straßburgs und der Verwüstung der Pfalz nicht aufzubegehren wagte. So blieb Abhängigkeit schlimmster Art das Kennzeichen auch der Jahrzehnte nach Beendigung des Krieges.

Trotzdem ist auch diese schwere Zeit für das deutsche Schrifttum nicht bedeutungslos gewesen. Allerdings, soweit die Dichter die sogenannte gelehrte Dichtung pflegten, haben sie nur ganz vereinzelt etwas geleistet, was bleibende Bedeutung beanspruchen kann. Doch aber hat **Martin Opitz**, der anerkannte Führer jener Kreise, trotz aller persönlichen und dichterischen Minderwertigkeit wichtige Grundlagen für die gesamte weitere Entwicklung der deutschen Literatur geschaffen, und auf dem Gebiete der volkstümlichen Dichtung ist ihr gerade infolge der schweren Not der Zeit ein voller Erfolg beschieden worden: die Blüte des evangelischen Kirchenlieds.

Anmerkung. Trotz mancher Spielereien hat der Palmenorden, dem eine beträchtliche Anzahl deutscher Fürsten, darunter der Große Kurfürst, und die meisten namhafteren Dichter und Schriftsteller jener Zeit angehörten, in mannigfacher Hinsicht eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet. U. a. verdanken ihm die erste gründliche deutsche Grammatik (Deutsche Sprachkunst von Schottel, 1641) und das erste deutsche Wörterbuch (Der deutsche Sprachschatz von Stielen, 1691) ihre Entstehung.

Von den späteren ähnlichen Vereinigungen, die durch ihre Übertreibungen den üblen Ruf der Sprachgesellschaften verschuldet haben, sind die bedeutendsten die durch Philipp von Zesen (s. S. 44) 1643 in Hamburg gestiftete Deutschgesinnte Genossenschaft und die Gesellschaft der Hirten an der Pegnitz (der Blumenorden), 1644 in Nürnberg begründet. Einer ihrer Stifter war der Verfasser des berüchtigten „Nürnberger Trichter“, der „Anweisung, die deutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Stunden einzugießen“.

---

§ 28. Die gelehrte Dichtung des 17. Jahrhunderts.

a. Martin Opitz (1597–1639).

Opitz war Schlesier von Geburt. Als Sohn eines Fleischermeisters war er in Bunzlau geboren. Sein Leben war vielbewegt, an äußeren Ehren reich. Er war schon weit umhergekommen, hatte nach kurzem Besuch der Universitäten zu Frankfurt an der Oder und Heidelberg Holland, Jütland, Siebenbürgen kennengelernt, als er, damals im Dienste des Herzogs zu Liegnitz, noch nicht siebenundzwanzig Jahre alt (1624) durch sein Buch „Von der deutschen Poeterei“ der berühmteste deutsche Schriftsteller

wurde. Bald danach wurde er (1625) von Kaiser Ferdinand II. zum Dichter gekrönt und (1628) in den Adelstand erhoben. Sein Protestantismus hatte ihn nicht gehindert, 1626 in den Dienst des durch seine Protestantenverfolgungen berüchtigten Grafen Dohna zu treten und sich durch ihn gegen seine eigenen Landsleute und Glaubensgenossen verwenden zu lassen. Später kehrte er ins evangelische Lager zurück, stand eine Zeitlang im Dienste des Herzogs von Brieg, mit dem er vor den Kaiserlichen nach Preußen flüchtete, und wurde zuletzt Hofdichter des Königs von Polen. Von seinen Zeitgenossen als „Vater deutscher Verskunst“ überall gefeiert, starb er, wenig über vierzig Jahre alt, in Danzig, wo er die letzten Jahre gelebt hatte, 1639 an der Pest.

Seine Bedeutung beruht nicht auf seinen Dichtungen. Sie sind sämtlich (geistliche und weltliche Lieder, Übersetzungen, vor allem Gelegenheitsgedichte, darunter zahlreiche Sonette) von geringem Wert.

Auch sein berühmtes Buch ist seinerzeit beträchtlich überschätzt worden. Neben Richtigem und Wichtigem steht viel Falsches und Irreführendes darin. Zweifellos liegt ihm ein ehrliches Bemühen um die Förderung der deutschen Sprache und Dichtkunst zugrunde. Auch bleiben das Eintreten für Reinigung der Sprache von Fremdwörtern sowie für Vereinfachung in Ausdruck, Wortstellung und Satzbau verdienstvoll, ebenso die Nachdrücklichkeit, mit der Opitz im Gegensatz gegen die eingerissene Zuchtlosigkeit eine strenge Regelmäßigkeit des Versbaus und die Reinheit der Reime forderte. Das Beste und Wichtigste daran war, daß er durch seine Lehre von der regelmäßigen Abwechslung zwischen stark und schwach betonten Silben gegen die von den Meistersingern her übliche Silbenzählerei mit ihren unnatürlichen Betonungen und willkürlichen Wortentstellungen (s. S. 34) mit aller Entschiedenheit auftrat und so dem Grundsatze zu allgemeiner Anerkennung verhalf, daß jedes Wort auch im Verse die ihm eigentümliche Betonung behalten müsse.

Freilich ist schon hierbei bedenklich, daß Opitz, weil er gemäß der von der altklassischen Dichtung übernommenen Grundanschauung über das Verhältnis zwischen Längen und Kürzen eine regelmäßige Abwechslung von Hebungen und Senkungen forderte, nur zweisilbige Versfüße gelten lassen wollte[1]) und der Einführung des eintönigen Alexandriners[2]) das Wort redete. Noch verhängnisvoller wurde es, daß er nur die gelehrte Dichtung anerkannt wissen wollte. Was sich nicht durch allerlei Erweise gelehrter Kenntnisse aus Geschichte und griechisch-römischer Mythologie über den Gesichtskreis des gemeinen Mannes und die Sprache des gewöhnlichen Lebens erhob, sollte nicht als dichterisch gelten dürfen. Vor allem aber hat Opitz dadurch geradezu Schaden gestiftet, daß er trotz aller grundsätzlichen Betonung der „Notwendigkeit dichterischen Talentes“ durch die Ausführungen in seiner „Poeterei“ der Auffassung von der Erlernbar-

---

[1]) Man bedenke, daß Verse wie „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt“ oder „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ nach Opitz unzulässig sind.

[2]) So genannt, weil er in einem aus dem 12. Jahrhundert stammenden altfranzösischen Gedicht auf Alexander den Großen zuerst angewandt worden war. Er besteht aus sechs jambischen Füßen mit stumpfem oder klingendem Ausgang und tritt meistens in Reimpaaren auf. Bei der geringen Wortbetonung der französischen Sprache wirkt er dort längst nicht so eintönig wie in der deutschen mit ihrer starken Hervorhebung des Worttons.

keit der Dichtkunst Vorschub leistete. Dadurch vor allen Dingen und zugleich durch seine Ermahnung zur Nachahmung der Klassiker und aller möglichen sonstigen ausländischen Vorbilder wie durch seine Wertung der Belehrung als der Hauptaufgabe der Dichtung riß die geistlose Reimerei der zahllosen angeblichen Dichter ein, die auf Grund ihres Wissens auf dichterische Betätigung Anspruch zu haben oder gar dazu verpflichtet zu sein meinten. Ebenso hing damit das Überhandnehmen der Gelegenheitsdichtung mit ihrer Inhaltsleere und bezahlten Lobrederei zusammen, die Opitz durch sein eigenes Beispiel in übler Weise gefördert hatte.

b. Die Anhänger und Nachahmer Opitzens.

Von den zahlreichen Dichtern, die sich Opitz zum Vorbild genommen haben, ist wenig Bedeutsames geschaffen worden. Zumeist handelt es sich nur um einzelne Gedichte, die sich aus dem Wust des Wertlosen herausheben. Die bedeutendsten Vertreter der sogenannten ersten schlesischen Dichterschule, die allerdings durchaus nicht nur Schlesier umfaßte, sind Fleming, Gryphius und Logau.

Paul **Fleming** (1609—1640) war gebürtig aus einem Städtchen im sächsischen Erzgebirge, wo sein Vater Pfarrer war. Er selbst war Arzt von Beruf. Eben erst dreißigjährig, starb er in Hamburg. Er dichtete sein in der bekannten Verkürzung zum Kirchenlied gewordenes Trostgedicht „In allen meinen Taten" zu Beginn einer mehrjährigen Reise nach Rußland und Persien, die er als Mitglied einer holsteinschen Gesandtschaft machte (1633—1639). Unter seinen sonstigen Gedichten sind „Ein getreues Herze wissen" und das Sonett „Sei dennoch unverzagt" wohl die besten. An Innigkeit des Empfindens und künstlerischer Darstellungskraft überragt er Opitz und die meisten Zeitgenossen. Eine Grabschrift, die er kurz vor seinem Tode für sich dichtete, zeugt allerdings auch von starkem dichterischen Selbstbewußtsein.

Andreas **Gryphius,** 1616—1660, war Schlesier von Geburt und wie Fleming eines evangelischen Geistlichen Sohn. Seine Vaterstadt war Glogau, wo er auch als Syndikus (d. h. rechtskundiger Vertreter) der Stände des Fürstentums starb. Er hat neben Sonetten und Liedern mehrere Trauerspiele nach fremdländischen Vorlagen gedichtet, daneben einige wirksame Lustspiele in Prosa. In weiteren Kreisen ist heute auch von ihm nur noch das Kirchenlied bekannt „Die Herrlichkeit der Erden muß Rauch und Asche werden".

In etwas weiterem Umfange haben die Sinngedichte, die Friedrich **von Logau** unter dem Namen Salomon von Golau in zwei Sammlungen herausgab, bleibende Lebenskraft betätigt. Er war gleichfalls Schlesier von Geburt (1604—1655) und wie Gryphius Jurist. Er starb als herzoglicher Rat in Liegnitz. In seinen Sammlungen finden sich unter dem Wust gelehrter Zutaten, die uns auch in allerlei verhüllenden lateinischen und griechischen Namen entgegentreten, Perlen der Lebensweisheit, die auch nicht echter Volkstümlichkeit ermangeln. Manche wie „Gottes Mühlen mahlen langsam", „Hoffnung ist ein fester Stab", „Willst du fremde Fehler zählen", „Leichter träget, was er träget" u. a. m. sind heute noch weit bekannt. Ein Anrecht auf besondere Anerkennung hat sich Logau außerdem durch seine echt vaterländische Gesinnung erworben, die ihn in Warnungen vor der bösen Erbkrankheit der Deutschen, der Ausländerei, und

in treuen Mahnungen zur Bewährung rechten deutschen Wesens beachtenswerte Worte finden ließ.

Eine besondere Gemeinschaft bildete sich unter den Nachahmern Opitzens neben der obengenannten schlesischen Schule noch in dem Königsberger Dichterkreis. Ihr Führer war der dortige Professor Simon **Dach** (geb. 1605 in Memel, gest. 1659 in Königsberg). Von dem, was sie geschaffen haben, hat sich aber auch nur als lebensfähig erwiesen, was einen volkstümlichen Ton anschlägt, wie Dachs herziges „Ännchen von Tharau" (übrigens auch ein Gelegenheitsgedicht, ursprünglich in samländischer Mundart) und einige Kirchenlieder.[1])

Um eine Weiterbildung der von Opitz ausgegangenen Anregungen bemühte sich die sog. zweite schlesische Dichterschule. Ihre beiden Hauptvertreter waren die kaiserlichen Räte in Breslau, **Hofmann von Hofmannswaldau** (1618—1679) und **Kaspar von Lohenstein** (1635—1683). Sie wollten vornehmlich die von Opitz geforderten Bemühungen um Reinheit der Sprache und Regelmäßigkeit des Versbaus durch „galante" Schreibart und „Lieblichkeit" des Ausdrucks ergänzen, verfielen aber einem geschmacklosen Wohlgefallen am Schwülstigen. Ihre gesuchten Beiwörter und Bilder, ihre geschraubten Wendungen und die ganze gezierte Gespreiztheit ihrer Darstellungsweise haben sie in üblen Ruf gebracht, den sie trotz einiger durch echte Empfindung und schöne Sprache ausgezeichneten Gedichte auch wegen der Lüsternheit in ihrer Liebeslyrik (Hofmannswaldau) und der in ihren Dramen betätigten Vorliebe für das Gräßliche und Greuelhafte vollauf verdienten.[2])

---

§ 29.
Die volkstümliche Dichtung im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges.

a. Das geistliche Lied.

Im Gegensatze zu der gelehrten Dichtung, die auf eine Wirkung unter der breiten Masse des Volkes verzichtete und deshalb vielfach in Stoff und Darstellungsart das nach Art und Zeit Entlegene bevorzugte, entnahmen die volkstümlich gerichteten Dichter den Anlaß zu ihren Dichtungen dem Erleben der Gegenwart. So verdankt das geistliche Lied seinen Aufschwung in jenen Jahrzehnten vor allem dem Umstande, daß es in den Zeitereignissen wurzelte und die in jenen Tagen von jedermann geteilten Empfindungen darstellte. Auf den von Opitz aufgestellten Forderungen beruht der hier erzielte Fortschritt insofern auch, als jene die Grundlage für die gegenüber den Erzeugnissen des Reformationsjahrhunderts sich bekundende Veredelung der Form abgaben. Besonders aber kam es zu einer erneuten Vertiefung des Inhalts, bezüglich dessen die besten Lieder der Zeit den Vergleich mit Luther nicht zu scheuen brauchen. Die Mängel des Streit- und Lehrliedes aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurden mit

---

[1]) Besonders Valentin Thilo (1607—1662): Mit Ernst, o Menschenkinder; Heinrich Albert (1604—1651): Gott des Himmels und der Erden.

[2]) Die Vorliebe für das Gräßliche hat in seinen Trauerspielen auch Gryphius gezeigt, den manche deshalb und wegen seiner Neigung zu übertriebenem Redeschmuck der zweiten schlesischen Dichterschule zurechnen.

Hilfe der durch die Not der Zeit bewirkten Erneuerung und Verinnerlichung des Glaubenslebens überwunden.

Unter den Dichtern aus den Kriegsjahren sind neben den schon oben genannten Fleming, Gryphius und Dach in erster Reihe drei evangelische Geistliche zu nennen, Georg **Weißel** in Königsberg (1590—1635; Such', wer da will, ein ander Ziel; Macht hoch die Tür'), Johann **Heermann** in dem schlesischen Städtchen Köben an der Oder (1585—1647; O Gott, du frommer Gott), Martin **Rinckart** in Eilenburg (1586—1649; Nun danket alle Gott).

Der eigentliche Begründer der Blütezeit des evangelischen Kirchenliedes war aber Paul **Gerhardt** (1607—1676), dessen Lieder zumeist nach dem Kriege entstanden sind.

Er hat in seinem Leben viel Not auszustehen gehabt. 1607 war er als Sohn des Bürgermeisters im Städtchen Gräfenhainichen bei Wittenberg geboren und bezog 1627 die Universität Wittenberg. Über die nächsten fünfzehn Jahre seines Lebens wissen wir nichts. Wahrscheinlich hat er unter den Unbilden des Krieges auch mannigfach gelitten. Jedenfalls hat er ein Amt in dieser Zeit nicht zu erwerben vermocht. 1642 finden wir ihn noch als Hauslehrer in Berlin. Dort blieb er, bis er 1651 als Pfarrer nach Mittenwalde berufen wurde. Von da kam er sechs Jahre später als Diakonus an der Nikolaikirche wieder nach Berlin.

Hier hat er durch die treue Anhänglichkeit vieler Gemeindeglieder viel Freude erfahren. Aber schweres Leid ist auch über ihn gekommen. Drei Kinder hat er ins Grab sinken sehen. Dazu kamen große amtliche Schwierigkeiten. Für ihn sind die Streitigkeiten zwischen den Lutheranern und Reformierten verhängnisvoll geworden. Sie waren damals in Brandenburg, wo das Fürstenhaus (Johann Sigismund 1613) sich dem reformierten Bekenntnis zugewandt hatte, besonders heftig. Auch auf die Kanzeln wurde der Streit getragen. Das hatte Gerhardt allerdings vermieden. Aber er war, als auf Veranlassung des Kurfürsten Verhandlungen begannen, die zur Beilegung der Streitigkeiten führen sollten, der Wortführer der Lutheraner und bestand mit aller Entschiedenheit auf seinem Standpunkte. Da das seitens der Gegner auch geschah, zerschlugen sich die Verhandlungen, und nun verlangte der Kurfürst eine schriftliche Verpflichtung sämtlicher Geistlichen, daß sie sich bei ihren Predigten weiterer gegenseitigen Angriffe enthalten würden. Diese Versicherung hätte Gerhardt insofern getrost abgeben können, als er nie zu den Eiferern auf der Kanzel gehört hatte. Aber er fühlte sich in seinem Gewissen gebunden, derartige für alle Fälle bindende Verpflichtungen nicht zu übernehmen. So wurde er 1666 seines Amtes entsetzt und erklärte, als es ihm auf Grund zahlreicher Fürbitten vom Kurfürsten in der Erwartung eines entsprechenden Verhaltens wieder angeboten wurde, es aus den gleichen Bedenken nicht wieder übernehmen zu können. Nachdem er danach zwei Jahre ohne Amt in Berlin gelebt und in dieser Zeit auch noch seine Gattin verloren hatte, übernahm er ein Pfarramt in dem damals sächsischen Lübben, wo er 1676 starb.

Was vorhin im allgemeinen von der Wirkung der schweren Zeiten gesagt wurde, hat sich an ihm reichlich bewährt. Seine Lieder zeichnen sich durch besondere Innigkeit des Empfindens aus. Dabei sind ihnen Wohllaut der Sprache, Schlichtheit des Ausdrucks und gefällige

dichterische Formen in gleichem Maße eigen; sie sind volkstümlich im besten Sinne des Wortes. Beweise dafür lassen sich in Menge erbringen (Befiehl du deine Wege; Nun ruhen alle Wälder; Sollt' ich meinem Gott nicht singen u. a. m.).

Gerhardts Vorbilde ist eine große Anzahl von Dichtern gefolgt. Michael **Schirmer**, Konrektor am Grauen Kloster in Berlin († 1673; O heil'ger Geist, kehr' bei uns ein), Georg **Neumark**, Bibliothekar in Weimar († 1681; Wer nur den lieben Gott läßt walten) und der schon von Spener beeinflußte Joachim **Neander**, Pfarrer in Bremen († 1680; Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren) verdienen, in erster Reihe genannt zu werden.

Auf katholischer Seite sind vornehmlich zwei Dichter hervorgetreten, Friedrich von **Spee** und Johann **Scheffler.**

Der erstere (1591—1635), Rheinländer von Geburt, gehörte dem Jesuitenorden an und hat sich als mutvoller Gegner der Hexenprozesse Anerkennung verdient. Er starb in so jungen Jahren, weil er sich bei der Krankenpflege das Lazarettfieber zugezogen hatte. Die Sammlung seiner Lieder, „Trutznachtigall" (die „trutz aller Nachtigallen süß und lieblich singt"), ist erst längere Jahre nach seinem Tode herausgegeben worden. Sein „Trauergesang von der Not Christi am Ölberg" (Bei stiller Nacht zur ersten Wacht) ist heute noch, auch unter Evangelischen, weit verbreitet.[1])

Johann **Scheffler** (1624—1677), aus Breslau gebürtig, geriet als Leibarzt des Herzogs von Öls wegen seiner Hinneigung zu dem von Jakob Böhme (1575—1624, Schuhmacher in Görlitz) gelehrten Mystizismus mit der evangelischen Geistlichkeit in Zwiespalt und trat zum Katholizismus über. Er wird seitdem meist Angelus Silesius (der schlesische Engel) genannt. 1677 starb er in seiner Vaterstadt. In seinen besten Liedern (Ich will dich lieben, meine Stärke; Mir nach, spricht Christus, unser Held) kommt er Gerhardt nahe, verrät aber mehrfach auch eine an die Übertreibungen der zweiten schlesischen Dichterschule gemahnende Neigung zu Überschwenglichkeiten. Das tritt auch in seiner Spruchsammlung „Cherubinischer Wandersmann", meist alexandrinischen Zweizeilern, öfters hervor.

b. Die volkstümliche Prosa des 17. Jahrhunderts.

Was das Jahrhundert des großen Krieges an Romanen der gelehrten Richtung geliefert hat, ist trotz der reichen Fülle von Erscheinungen vergessen worden. Es steckte nach Inhalt und Form zu viel Unnatur darin. Die Stoffe wurden meist ausländischen Vorbildern entlehnt (Schäfer- und Abenteurerromane oder die von Philipp von Zesen — s. S. 39 Anm. — empfohlenen „Liebes-, Helden- und Staatsaffären"); die Darstellung war überladen mit allerlei gelehrtem Kram, schwülstig und unerträglich breit.

Aus den großen Erlebnissen der damaligen Gegenwart schöpfte nur der „Simplizissimus" (Einfaltspinsel). Von dem Verfasser, Christoph **von Grimmelshausen,** wissen wir wenig. Er war Hesse von Geburt, in Gelnhausen wahrscheinlich um 1625 geboren. In seiner Jugend wurde er von Soldaten geraubt, bei denen er zehn Jahre verbrachte, und starb 1675 als Schultheiß im badischen Schwarzwald. Auch im Simplizissimus finden

[1]) Von Brahms — Deutsche Volkslieder, 6. Heft Nr. 42 — herrlich vertont.

sich zwar vielfach Breiten und allerlei gelehrte Abschweifungen; sogar die erste Robinsonade[1], die Darstellung des Lebens zweier Schiffbrüchigen auf einsamer Insel, ist darin eingefügt. Aber das Ganze ist doch eine äußerst lebensvolle Schilderung all des Jammers und Elends, das durch den furchtbaren Krieg über Deutschland gebracht wurde, und zugleich die an Wolframs Parzival gemahnende Entwicklungsgeschichte eines Menschenlebens. Was Grimmelshausen, dessen spätere Romane die oben angeführten Merkmale der gelehrten Richtung in erheblichem Maße an sich tragen, an echter Volkstümlichkeit zu leisten vermochte, zeigt auch das in den Roman eingestreute „Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall", eins der schönsten Lieder der ganzen Zeit.

Unter den Satiren, zu denen die Verkehrtheiten der Zeit begreiflicherweise reichlich Anlaß gaben und die deshalb in ähnlicher Fülle wie im vorangegangenen Jahrhundert auftraten, nahmen die Predigten und Schriften des Augustinermönches **Abraham a Santa Clara** (Ulrich Megerle aus dem Badischen, 1644—1709), der in Wien als Hofprediger wirkte, eine hervorragende Stelle ein. Sie zeichnen sich, wenn auch öfter possenhaft und plump, durch beißenden Witz sowie sichere Sprachbeherrschung aus und bekunden ernste Sittlichkeit und eine aufrichtige Sorge um des Vaterlandes Wohl. Das gilt auch von der Türkenpredigt aus dem Jahre 1683, die in Schillers Kapuzinerrede fortlebt und Uhland den Stoff zur „Schwäbischen Kunde" lieferte.

Ein protestantisches Gegenstück zu dem Wiener Prediger ist der an dreißig Jahre jüngere Balthasar **Schupp** (1610—1661), Professor in Marburg, später Pfarrer in Hamburg. Seine Predigt über das 3. Gebot verdient noch heute Beachtung.

Anmerkung. Ein Vorläufer der beiden oben genannten Geistlichen, ihnen gleich an aufrichtiger Vaterlandsliebe und mannhaftem Eintreten für deutsche Art, war Michael Moscherosch, der 1669 als Geheimer Rat der Landgräfin von Hessen-Kassel starb. Sein Hauptwerk sind die an ein spanisches Vorbild sich anlehnenden „Gesichte Philanders von Sittewald".

So haben auch in diesem der Ausländerei in so bedauernswerter Weise verfallenen Zeitabschnitt die Stimmen nicht gefehlt, die den Deutschen die Wege zur Selbstbesinnung wiesen. Das hat sich neben dem, was Opitz an wichtigen Erkenntnissen für die Dichtungsformen zum Allgemeingut gemacht hatte, und dem, was im geistlichen Liede an bleibend Wertvollem geschaffen worden ist, als wichtige Grundlage für den Umschwung und Aufschwung erwiesen, den der nächste Zeitabschnitt einleiten sollte.

---

[1]) Der „Robinson Crusoe" des englischen Schriftstellers Daniel Defoe (Difoh), erschienen 1719, wurde mit großer Begeisterung in Deutschland aufgenommen und gab Anlaß zu zahlreichen Nachdichtungen. Das Buch ist heute noch bei der Jugend beliebt.

III. Die Anbahnung der zweiten Blütezeit der deutschen Dichtung.

§ 30. Grundzüge der allgemeinen Entwicklung zwischen 1680 und 1780.

a. Der Tiefstand gegen Ende des 17. Jahrhunderts und die durch Pietismus und Aufklärung angebahnte Wendung zum Besseren.

Ludwig XIV. 1643–1715.
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, 1640–1688.
Friedrich III. (I.) 1688–1713; 1701 Preußen wird Königreich.
Friedrich Wilhelm I. 1713–1740. (1717 Einführung der allgemeinen Schulpflicht.)
1670 Speners collegia pietatis **(fromme Versammlungen), 1675 seine Schrift** Pia desideria **(fromme Wünsche).**
1692 Francke Pastor in Glaucha bei Halle, seit 1794 Professor an der neu gegründeten Universität (1696 sein Seminarium praeceptorum**; 1702 Kurzer und einfältiger Unterricht).**
1694 Thomasius, bis dahin Professor in Leipzig, einer der bedeutendsten Wortführer der Aufklärung, wird mit der Organisation der Universität Halle betraut.
1700 Gründung der Akademie der Wissenschaften in Berlin auf Anregung von Leibniz, dessen Schüler Christian Wolff, der Vater des deutschen Rationalismus, 1707 Professor in Halle wird.

Nicht nur in literarischer Hinsicht, sondern in jeder Beziehung wiesen die Zustände in Deutschland gegen Ende des 17. Jahrhunderts beklagenswerte Mängel auf. Man hat mit Recht gesagt, der Dreißigjährige Krieg habe für die deutsche Entwicklung einen Rückschritt um zwei Jahrhunderte bedeutet. Das zeigte sich im politischen und sozialen wie im wissenschaftlichen und kirchlichen Leben. Die Abhängigkeit von Frankreich, gegen die der Große Kurfürst vergeblich angekämpft hatte (1679 Friede zu St. Germain en Laye), die an den Höfen herrschende, gleichfalls dem französischen Vorbilde nachgeahmte Unsittlichkeit, die Geringschätzung der deutschen Sprache und des deutschen Wesens bei den führenden Ständen sind ebenso traurige Beweise dafür wie die wissenschaftliche Unfreiheit, die Verknöcherung des Dogmas und die Neigung zu einseitiger Betonung des kirchlichen Gesichtspunktes, wie sie sich bei Evangelischen und Katholiken zeigten. Bei letzteren hatten die Erfolge der Jesuiten im Bunde mit der durch Zersplitterung bedingten Ohnmacht der Protestanten eine Rückkehr auf den Standpunkt des ausgehenden Mittelalters bewirkt. Bei Lutheranern und Reformierten hatte man über den ständigen Streitereien um die sogenannte reine Lehre zum großen Teil wieder eingebüßt, was die deutschen Humanisten und Luther für Wissenschaft und Kirche errungen hatten.

Der Umschwung wurde etwa seit dem Jahre 1680 von zwei Seiten ziemlich gleichzeitig betrieben, durch die Pietisten und die Aufklärung. Die ersteren bekämpften die Mängel der in der evangelischen Kirche auf den Thron gehobenen Rechtgläubigkeit zugunsten des vernachlässigten Gefühls und schufen durch ihr Eintreten für Herzensfrömmigkeit und „praktisches Christentum“ (Bewährung der rechten christlichen Gesinnung in

allen Verhältnissen und Beziehungen des täglichen Lebens) die Grundlagen für eine neue Entfaltung der Kräfte.[1]) Was Spener in Frankfurt am Main, in Dresden (seit 1675), in Berlin (seit 1691) gelehrt hatte, das trug Francke durch seine vorbildlichen Einrichtungen in Halle und sein erfolgreiches Eintreten für Pflege der Geistesbildung in Volks- und höheren Schulen, namentlich mit Hilfe der von ihm beeinflußten und angeleiteten Studenten, in weite Kreise.

Ungefähr gleichzeitig begannen die Vertreter der deutschen Aufklärung ihren Kampf zugunsten des aus kirchlichen Interessen bei Evangelischen und Katholiken unterschätzten bezw. unterdrückten Verstandes. Leibniz (1646 bis 1716) und Thomasius (1655—1728) waren ihre ersten Wortführer, Christian Wolff (s. Anm. 1) der Hauptvermittler ihrer Gedanken an die breiten Schichten der Gebildeten. Was die großen Entdeckungen zu Ausgang des Mittelalters an Erweiterung des Gesichtskreises bewirkt, die astronomischen Forschungen eines Kopernikus (1473—1543), Kepler (1571—1630), Galilei (1564—1642) für die Veränderung des Weltbildes bedeutet hatten, was durch Baco von Verulam und Cartesius, Spinoza und Locke (s. Anm. 2) für die Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse und Arbeitsweisen geleistet war, das wurde nun fruchtbar gemacht, um die Grundlagen für die Beseitigung altüberkommener Mißstände auf den verschiedensten Lebensgebieten zu schaffen und der Verbreitung nützlicher Erkenntnisse in allen Volkskreisen zu dienen. Gegen Hexenprozesse und religiöse Unduldsamkeit, gegen Frondienst, Leibeigenschaft und Anwendung der Folter bei der Rechtspflege wurde mit wachsendem Erfolge angekämpft; in das Dunkel, das Aberglauben und Unwissenheit schufen, suchte man auf alle Weise hineinzuleuchten. Vor allem aber traten die besten unter den deutschen Vertretern der Aufklärung auch gegen die Schäden auf, die für die Entfaltung deutscher Volkskraft am verhängnisvollsten gewesen waren, gegen die aus der Kleinstaaterei und den kirchlichen Zänkereien sich ergebende Zersplitterung wie gegen die Verachtung der Muttersprache durch die Gelehrten.

Zwar fehlte es daneben nicht an Schattenseiten und Entstellungen aller Art. Beim Pietismus bildeten sich allmählich vielfach ein leidiger Gefühlsüberschwang und ein den Grundsätzen der Stifter schnurstracks zuwiderlaufendes engherziges Aburteilen über Andersdenkende heraus. Bei der Aufklärung traten der Nützlichkeitsstandpunkt und eine übergroße Verständigkeit und Nüchternheit je länger je mehr in den Vordergrund.

Die von beiden Richtungen angestrebten Fortschritte im geistigen Leben machten sich aber doch auch auf literarischem Gebiet vorteilhaft geltend. Allerdings erwies sich die seit Wolff immer mehr zunehmende Geringschätzung des Gefühls für die Anhänger der Aufklärung naturgemäß als Hemmnis der dichterischen Gestaltungskraft. Ihr hervorragendster Vertreter, Gottsched, sah seine Hauptaufgabe in der Aufstellung verstandesmäßiger Regeln und Gesetze über Dichtung und Dichter. Der Pietismus dagegen hat mehr schöpferische Kräfte entfaltet. Er hat schon um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts auf das evangelische Kirchenlied befruchtend

[1]) Vgl. die Bemühungen der Humanisten um allseitige Entwicklung edlen Menschentums (s. S. 27 Fußn. 1).

gewirkt und vor allem in Klopstock der deutschen Dichtung neue, verheißungsvolle Lebenskeime erschlossen.

Anmerkung 1. Leibniz, Bibliothekar und Historiograph in Hannover, galt als der größte Gelehrte seiner Zeit. Er war gleich bedeutend als Philosoph, Mathematiker, Rechtsgelehrter und Geschichtsforscher. Er ist der Begründer der Monadenlehre, wonach das Weltall aus ungezählten beseelten Monaden (vom griech. mŏnŏs, einzig = einfache, unteilbare Grundbestandteile) besteht, deren „prästabilierte (im voraus bestimmte) Harmonie" auf Gott zurückzuführen ist. Er trat in zwei Schriften für „Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache" ein (1679 und 1697). — Thomasius war der erste Professor an einer deutschen Universität, der seine Vorlesungen in deutscher Sprache hielt (1687), und ein eifriger Bekämpfer der Hexenprozesse. Auch die erste literarische Zeitschrift ist von ihm herausgegeben worden. — Wolff, Professor in Halle, wurde wegen seines Rationalismus (von lat. ratio, Vernunft) 1723 von Friedrich Wilhelm I. als Religionsverächter seines Amtes entsetzt. Seine Schriften schrieb er im Gegensatz zu seinem Lehrer Leibniz in deutscher Sprache.

Anmerkung 2. Baco von Verulam, 1561—1626, berühmter englischer Staatsmann, trat für die Erfahrung als einzige Lehrmeisterin ein. — Cartesius (lateinisierter Name des in Holland lebenden Franzosen Descartes), 1596—1650, lehrte die Notwendigkeit des Zweifels an allen nur auf Grund der Überlieferung übernommenen oder auf sinnliche Wahrnehmungen sich gründenden Anschauungen: „Die Wahrheit kann nur durch Denken gefunden werden." — In ihre Fußtapfen traten Spinoza (1632—1677) in Holland und John Locke (1632—1704) in England (Untersuchung über den menschlichen Verstand, 1690).

b. Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

Friedrich II., der Große, 1740—1786 (5. November und 5. Dezember 1757 Roßbach und Leuthen; 15. Februar 1763 Friede zu Hubertusburg. — 1. April 1763 Anordnung einer für alle Provinzen geltenden Schulverordnung; 12. August 1763 Veröffentlichung des Generallandschulreglements; 1782 Allgemeines Landrecht Teil I).

Des großen Preußenkönigs überragende Persönlichkeit war auch für die Entwicklung der deutschen Literatur von ausschlaggebender Bedeutung. Durch ihn und seine Taten ist nach Goethes bekanntem Ausspruch „der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie gekommen". In ihm wurde den Deutschen wieder ein Held geschenkt, für den sie sich begeistern konnten. Durch seine Taten wurden der Dichtkunst neue Stoffe erschlossen. An ihm und durch das, was unter seiner Führung geleistet worden war, erstarkte nach so langen Jahrzehnten schmählichster Erniedrigung das deutsche Volksbewußtsein. Und das alles blieb nicht auf die Grenzen des preußischen Staates beschränkt. Es wurde Eigentum des gesamten Deutschtums, das in Friedrich — wenigstens seit dem Hubertusburger Frieden — seinen geistigen Führer verehrte. So entwickelte sich endlich wieder das für alle Kulturfortschritte unerläßliche nationale Selbstgefühl, das der würdelosen Nachäffung französischer Vorbilder ein Ende machte.

Für die Aufklärung ist Friedrich der Große von dem Tage seiner Thronbesteigung an mit aller Entschiedenheit eingetreten. Die Abschaffung der Folter und die Zurückberufung des aus Halle vertriebenen Philosophen Wolff gehörten zu seinen ersten Regierungshandlungen. Ebenso forderte er alsbald von den Anhängern der verschiedenen Religionsgemeinschaften gegen-

seitige Duldsamkeit und erneuerte die von seinem Vater erlassenen Vorschriften über die allgemeine Schulpflicht. Die Pflege der Schulen hat er sich überhaupt ständig, selbst in den schwersten Zeiten des Siebenjährigen Krieges angelegen sein lassen und ist ebenso eifrig auf den Ausbau eines „lediglich auf Vernunft und Landesverfassung gegründeten" Landrechts bedacht gewesen. Dabei hat er aber wesentlich dazu beigetragen, daß die verhängnisvollen Irrwege der Aufklärung, wie sie auf der zweiten Stufe ihrer Entwicklung anderwärts zutage traten, in Deutschland vermieden wurden. In England hatte der sogenannte Deismus[1]) vielfach zur Gottesleugnung geführt. In Frankreich, wo Voltaire und die Enzyklopädisten[2]) die Wortführer bei der Fortbildung der Aufklärung waren, traten je länger je mehr ein ausgesprochener Materialismus zutage und die Strömungen, die letzten Endes zur Revolution führten. Solchen Ausartungen stand in Deutschland freilich von vornherein alles das im Wege, was als Luthers und der älteren Pietisten Erbe in weiten Kreisen erhalten geblieben war. Aber Friedrich ist, obwohl er Männer wie Voltaire und La Mettrie[3]) um ihrer wissenschaftlichen Verdienste willen an seinen Hof zog, immer für das Recht eines echten Gefühls und gegen die übermäßige Wertung des Verstandes in die Schranken getreten. Gerade durch seine auch in so vielseitiger Kunstpflege bewährte Begeisterung für alles Edle und Schöne sowie durch die Betätigung seines unbeirrbaren, stets wachen Pflichtgefühls hat er in Deutschland jener edleren Richtung der Aufklärung zum Siege verholfen, die in Lessing ihren besten Vertreter hatte.

Was diese Ausgestaltung der Aufklärung im Zusammenhang mit der Neubelebung des vaterländischen Gefühls für die deutsche Literatur bedeutete, läßt sich am besten in denselben Namen Lessing zusammenfassen. Gleichzeitig wurden dadurch auch die Grundlagen geschaffen für die Art und Weise, wie die von Rousseau ausgegangenen Anregungen in Deutschland verwertet wurden. Die in den Werken des geistvollen Franzosen[4]) mit hinreißender Begeisterung geforderte Rückkehr zur Natur hat dem deutschen Schrifttum, vor allem auf Grund der Bemühungen Herders, zur Überwindung von Künstelei, Unnatur und Regelzwang verholfen. Aber die verhängnisvollsten Übertreibungen Rousseaus, sein Eintreten für schrankenlosen Subjektivismus und ein auch die berechtigte Eigenart mißachtendes Weltbürgertum wurde in Deutschland durch ein Zusammentreffen glücklicher Umstände hintangehalten. Was daran richtig war, wurde durch die von den Besten unter den führenden Geistern vertretene Forderung

[1]) Von lat. dĕus = Gott: Gottesverehrung; die Anhänger dieser Richtung wollten im Gegensatz gegen die kirchliche Trinitätslehre und die gesamte Offenbarungsreligion nur die Anerkennung eines höchsten Wesens und dies allein aus Vernunftgründen zulassen.

[2]) Voltaire, 1694—1778, in Sanssouci 1750—1753. — Enzyklopädisten nennt man die Mitarbeiter an der „Enzyklopädie" (griech. = übersichtliche Darstellung), einem von den Franzosen Diderot und d'Alembert begründeten Sammelwerk mit Einzelabhandlungen aus allen Wissensgebieten, bezw. die Anhänger der in diesem Werke vertretenen Weltanschauung.

[3]) La Mettrie, 1709—1751, Arzt von Beruf, Verfasser des berüchtigten Buches L'homme machine, fand bei Friedrich Zuflucht und wurde Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften.

[4]) Hauptsächlich kommen „Die neue Heloise" (1759), der „Gesellschaftsvertrag" und „Emil oder über die Erziehung" (beide 1762) in Betracht.

der Humanität, der Emporbildung des menschlichen Wesens durch Entfaltung seiner besten Gaben und Kräfte, veredelt (Lessing, Herder), während das Erwachen des vaterländischen Gefühls und des völkischen Bewußtseins sowie die Fortbildung des von Friedrich dem Großen vorbildlich vertretenen Pflichtgedankens (Kant, Schiller) für die deutsche Literatur und ihren Aufstieg zur höchsten Blüte von wesentlicher Bedeutung wurde.

---

§ 31. Erste Ansätze zur Wiederbelebung echter Lyrik.

Im Gegensatz zu Opitz und dem von ihm beeinflußten Heer unbefähigter Gelegenheitsdichter traten gegen Ende des 17. Jahrhunderts zum ersten Male pietistische Kirchenlieddichter mit Dichtungen hervor, die echtes und tiefes Empfinden zum Ausdruck bringen, die nicht belehren, sondern dem Bedürfnis des eigenen Herzens genugtun wollen. Sie haben die Wucht Luthers und die nach Form und Inhalt bewiesene Meisterschaft Gerhardts nicht zu erreichen vermocht; auch ist unter ihnen kein überragendes Talent hervorgetreten. Aber die evangelische Kirche verdankt ihnen eine ganze Anzahl ihrer bekanntesten Lieder. „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut" von Johann Jakob Schütz († 1690), einem mit Spener befreundeten Rechtsgelehrten in Frankfurt am Main, „Eins ist not" und „Jesu, hilf siegen" von Johann Heinrich Schröder († 1699 dreiunddreißigjährig), Pfarrer in der Nähe von Magdeburg, „Ich habe nun den Grund gefunden" von Andreas Rothe († 1758), dem ersten Pfarrer der von Zinzendorf in Berthelsdorf begründeten Herrnhutergemeinde, „Gott ist gegenwärtig" und „Ich bete an die Macht der Liebe" von dem allerdings mehrfach schon zu Gefühlsüberschwang neigenden rheinischen Kaufmann Gerhard **Tersteegen** († 1769) gehören in die erste Reihe. Auch Zinzendorf selbst (1700—1760), dessen meiste Lieder in dem Schwulst und der Rührseligkeit ihrer „Blut- und Lammesbegeisterung" deutliche Spuren der Entartung zeigen, hat durch zwei Lieder, „Jesu, geh voran" und „Herz und Herz vereint zusammen", bleibende Bedeutung erlangt. Auf weitere Kreise hat diese neue Blütezeit des evangelischen Kirchenliedes allerdings nicht eingewirkt, soweit es sich um dichterische Betätigung handelt. Dagegen ist die durch Bach und Händel herbeigeführte Blütezeit der deutschen geistlichen Musik zum großen Teil auf pietistische Anregungen zurückzuführen.

Unabhängig von diesen Dichtern, überhaupt vom Pietismus nicht berührt, hat auch der hochbegabte, infolge seiner eigenen Haltlosigkeit unter der Ungunst der Verhältnisse früh zusammengebrochene Christian **Günther** (1695—1723), ein Schlesier von Geburt, Student in Jena, in seinen Gedichten von echter Empfindung getragene Töne gefunden. Einen weitergehenden Einfluß hat er indessen gleichfalls nicht auszuüben vermocht, so großer Beliebtheit sich seinerzeit auch seine Gedichte erfreuten.

Anmerkung. Johann Sebastian Bach, 1685 in Eisenach geboren, 1750 als Thomaskantor in Leipzig gestorben, war als ausübender Künstler und Tondichter von gleicher Meisterschaft. Am bekanntesten sind unter seinen zahlreichen Kompositionen in weiteren Kreisen seine Matthäus- und Johannespassion. — Händel, geboren 1685 in Halle, 1759 in London gestorben, hat die längste Zeit seines Lebens in England verbracht. Seine größte Meisterschaft entfaltete er in seinen Oratorien (Messias, Simson, Judas Makkabäus, Josua).

---

§ 32. Die Theoretiker der Aufklärung in der deutschen Literatur.

a. Gottsched.

Was die Aufklärung für die deutsche Dichtung glaubte leisten zu können, hat zum ersten Male der Leipziger Professor Gottsched (1700—1766) in seinem „Versuch einer kritischen Dichtkunst für die Deutschen“ (1730) zusammengefaßt. Er war, Ostpreuße von Geburt, in der Nähe von Königsberg als Sohn eines Pfarrers geboren, 1724 als „langer Kerl“ auf der Flucht vor den Werbern Friedrich Wilhelms I. nach Leipzig gekommen. Dort hielt er Vorlesungen an der Universität und wurde früh außerordentlicher, dann ordentlicher Professor. Auf dem Gebiete der Dichtkunst hat er sich wie seinerzeit Opitz ein Ansehen zu erwerben gewußt, das ihn für ein Jahrzehnt zum allgemein anerkannten Schiedsrichter in allen dichterischen Fragen machte. Die Höhe seines Ruhms hat er aber um mehr als ein Vierteljahrhundert überlebt und war, als er 1766 starb, wie Goethe berichtet, längst allgemeiner Geringschätzung verfallen.

Beides, das Übermaß von Anerkennung und die völlige Mißachtung, ist gleich unberechtigt. Gottsched war zweifellos ein kenntnisreicher Mann und von den besten Absichten beseelt. Er hat sich die Förderung der deutschen Dichtung mit allem Ernste angelegen sein lassen und das Beste, was er hatte, dafür eingesetzt. Dabei besaß er, wie seine umfangreiche schriftstellerische Tätigkeit beweist, einen unermüdlichen Eifer und rastlosen Fleiß. Auch als Charakter ist er einem Opitz, an den er in so vielfacher Hinsicht erinnert, unbedingt überlegen. Aber es fehlte ihm gleich jenem an wirklicher dichterischer Fähigkeit. Seine Stärke lag in der Schärfe des Verstandes. So konnte er wohl Regeln über das Dichten aufstellen, wobei er sich auch noch nicht als selbständiger Geist bewies;[1]) aber er selbst vermochte nicht, Vorbildliches zu leisten. So kam er schnell um allen Einfluß, als er eigensinnig und selbstherrlich alle Welt auf die von ihm aufgestellten Regeln dauernd festlegen wollte.

Was Gottsched in seinem obengenannten Werk über die Dichtkunst zu sagen wußte, bewegte sich in den Bahnen der rationalistischen Grundforderungen. Verstandesmäßigkeit und Nützlichkeit sollten danach auch für die Poesie oberste Richtschnur bilden. Im übrigen galten schöpferische Fähigkeit und Empfindung für den Dichter nicht als erforderlich; das Dichten, das nicht etwa Ausdruck des Gefühlslebens, sondern Sache des Verstandes ist, wird als lehr- und lernbar bezeichnet, als Hauptzweck der Dichtung Belehrung und Besserung; als sicherster Weg zu diesem Ziel wird bezüglich des Inhalts Darstellung der Wirklichkeit unter Zurückstellung alles Wunderbaren und möglichst umfassender Ausschaltung der Phantasie empfohlen, bezüglich der Form strenge Regelmäßigkeit nach dem Vorbilde der Franzosen.[2]) Im wesentlichen stellen also diese Grundgedanken gegenüber Opitz kaum etwas Neues dar und jedenfalls nichts, was geeignet gewesen wäre, der deutschen Dichtkunst zu einem wirklichen Aufschwung zu verhelfen, geschweige denn ihr zu geben, was sie am dringendsten bedurfte, nationalen Gehalt und eigenwüchsigen Charakter.

---

[1]) In seinem berühmten Buche war er stark abhängig von der als Meisterwerk im Zeitalter Ludwigs XIV. geltenden L'art poétique des Franzosen Boileau.

[2]) Als Klassiker der Franzosen gelten für das Trauerspiel Corneille (1606 bis 1684) und Racine (1639—1699), für das Lustspiel Molière (1622—1673), für die Fabel Lafontaine (1621—1695), für die Satire der durch seine Verskunst berühmte, oben erwähnte Boileau (1636—1711).

Bedeutender ist dagegen, was Gottsched durch Vorbild und Lehre[1]) für die Reinigung und Vereinfachung der deutschen Sprache geleistet hat, und um die Entwicklung der deutschen Schauspielkunst hat er sich zweifellose Verdienste erworben. Zwar daß er die deutschen Dramatiker auf Jahrzehnte an die von den Franzosen aus Mißverständnis des Aristoteles[2]) geforderten drei Einheiten der Handlung, des Ortes und der Zeit band, kann ihm ebensowenig zum Ruhme gereichen wie das, was er in seinem als Mustertragödie gedachten Drama „Der sterbende Cato" geleistet hat. Die ursprüngliche Beliebtheit des Stückes ist nur aus dem Tiefstande des damaligen deutschen Schauspiels zu erklären. Aber durch seine mit Hilfe seiner dichterisch begabten Frau herausgegebenen Dramensammlungen (Übersetzungen ausländischer, besonders französischer Stücke und deutsche Dramen) und seine Zeitschriften (s. Anm.) hat Gottsched ebenso wie durch die auf seine Anregung zurückgehenden Aufführungen der „Neuberin"[3]) viel zur Hebung des Geschmacks wie zur Förderung der Schauspielkunst beigetragen. Vor allem hat er all die sitten- und sinnlosen Stücke der damaligen Zeit, die blutrünstigen „Haupt- und Staatsaktionen" nebst den Hanswurstiaden, und das Schaugepränge der damals besonders beliebten, in musikalischer Hinsicht meist geringwertigen, nach Inhalt und Form des Textbuches völlig wertlosen Opern von der deutschen Bühne verdrängt. Auch darf ihm nicht vergessen werden, daß er persönliche Bemühungen nicht gescheut hat, um einen größeren Ernst in der Ausübung des Schauspielerberufs, vor allem Beseitigung des Stegreifspiels und einen nach künstlerischen Gesichtspunkten gestalteten Vortrag, durchzusetzen.

Anmerkung. Seit dem Vorgange des Thomasius (s. S. 47 Anm. 1) und besonders zufolge des dafür in England seit Beginn des 18. Jahrhunderts gegebenen Vorbildes hat die Aufklärung in sogenannten moralischen Wochenschriften ein besonders wertvolles Mittel zur Verbreitung ihrer Ansichten gesehen. Gottsched hat mit seinen Anhängern im Lauf der Zeit sechs verschiedene Zeitschriften herausgegeben, unter denen die „Beiträge zur Belustigung des Verstandes und Witzes" am bekanntesten sind. Von sonstigen sind am bedeutsamsten geworden die von Bodmer und Breitinger herausgegebenen „Diskurse der Maler" — die einzelnen Ausführungen wurden Malern in den Mund gelegt — und die „Bremer Beiträge" (s. unten § 33 b).

b. Der Streit der Leipziger und Schweizer.

Als Gottscheds Herrschsucht und Eigensinn in immer zunehmendem Maße Widerspruch hervorriefen, haben die beiden Zürcher Professoren **Bodmer** (1698—1783) und **Breitinger** (1707—1776)[4]) am wesentlichsten dazu beigetragen, seinen Einfluß zu untergraben. Den Ausschlag gaben mehrere im

---

[1]) Grundlegung einer deutschen Sprachkunst 1748.

[2]) Aristoteles von Stagīra in Mazedonien (der Stagirit), 384—321 v. Chr., Lehrer Alexanders des Großen, der größte Gelehrte und einer der bedeutendsten Philosophen des Altertums, hatte auch eine Poetik verfaßt.

[3]) Die berühmte Schauspielerin und Theaterleiterin Karoline Neuber veranstaltete damals zunächst in Leipzig, dann auch in zahlreichen andern Städten Deutschlands Aufführungen in Gottscheds Sinn.

[4]) Bodmer war Professor an der Universität, Breitinger am Gymnasium. Beide waren Schweizer von Geburt und engere Landsleute, Breitinger in Zürich, Bodmer in der Nähe geboren.

Jahre 1740 von ihnen veröffentlichte Streitschriften, von denen Breitingers nach Gottscheds Hauptwerk benannte „Kritische Dichtkunst" die wichtigste ist.

Zwar Rationalisten waren die beiden Schweizer ihren Grundanschauungen nach gleichfalls. Als Hauptaufgabe der Dichtung galt ihnen ebenso wie Gottsched „Darstellung der Natur zum Zweck der Besserung und Belehrung". Auch an eigenen dichterischen Fähigkeiten waren sie ihrem Widersacher nicht überlegen. Aber sie wußten sich vor seinen Einseitigkeiten zu hüten. Vor allem wollten sie nicht das Dichten lehren und zu dem Zwecke Regeln oder gar als unverbrüchlich anzusehende Gesetze aufstellen. Dazu bekämpften sie Gottscheds trockene Verstandesmäßigkeit und vertraten das Recht der Phantasie und des Gefühls. Nicht nur die nüchterne Wirklichkeit darf der Dichter darstellen wollen. Alles, was poetische Wahrscheinlichkeit besitzt, muß ihm als Stoff willkommen sein. Auch ist in der Regelmäßigkeit der Form durchaus nicht das letzte Geheimnis künstlerischer Darstellung zu suchen. Höher als die Befolgung von allerlei Regeln ist die Natürlichkeit der Sprache zu werten, damit sie dem inneren Empfinden den ihm entsprechenden Ausdruck verleiht. Statt der Franzosen mit ihrer starren Formenstrenge gelten deshalb den Zürcher Kritikern die wegen des starken germanischen Einschlags dem deutschen Wesen viel näher stehenden Engländer als vorbildlich; sie preisen als deren bedeutendsten Vertreter **Milton** (s. Anm.). Damit haben sie den für die weitere Entwicklung der deutschen Dichtung bedeutungsvollsten Schritt getan. Mit ihrem Hinweis auf Milton, überhaupt auf die religiösen Stoffe und ihre gefühlsmäßige Verwertung in der Dichtung haben sie sich über die engen Schranken rationalistischer Auffassung erhoben und dem größeren, der nach ihnen kam, **Klopstock**, Wegweiserdienste geleistet.

Anmerkung. Milton (1608—1674) war ein Zeitgenosse Cromwells. Sein berühmtes Epos „Das verlorne Paradies" war schon 1665 vollendet, blieb aber infolge der Zeitwirren zunächst auch in England trotz seiner Gedankentiefe und seiner Formschönheit ziemlich unbekannt. In Deutschland wurde es durch Bodmer und Breitinger bekannt. Übrigens haben diese auch für Shakespeares überragende Bedeutung schon ein wenigstens ahnendes Verständnis gehabt und auf ihn hingewiesen. Sie nannten ihn Saspar.

---

§ 33. Die Dichter der Aufklärung.

a. Haller und Hagedorn.

Unter den Dichtern, die auf seiten der Zürcher standen, sind Haller und Hagedorn zuerst hervorgetreten. In den eigentlichen Streit zwischen jenen und Gottsched haben sie nicht eingegriffen. Ihre Dichtungen waren zum großen Teil schon veröffentlicht, ehe er zum Ausbruch kam. Als Anhänger der Aufklärung kennzeichnen sie sich durch den lehrhaften Zug, der durch ihre Dichtungen geht, und ihre Neigung, die Besserung ihrer Mitmenschen durch ihre Poesien anzustreben.[1] Im übrigen sind sie in mancher Beziehung auch eigene Wege gegangen.

[1] So hat Hagedorn eine aus Fabeln, Erzählungen und Lehrgedichten bestehende Sammlung als „moralische Gedichte" bezeichnet.

Albrecht **von Haller,** 1708 in Bonn geboren, wo er auch 1777 starb, wurde 1736 als Professor der Medizin und Botanik an die neugegründete Universität Göttingen berufen; 1753 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er zu hohen Ehren kam. Er hat noch heute als Naturforscher einen Ruf. Von seinen Dichtungen ist jetzt kaum mehr als sein Jugendwerk, das Gedicht „Die Alpen" (1729), bekannt. Bezeichnend für die Zeitrichtung ist die Tatsache, daß der Dichter trotz seines echten Naturgefühls die Schilderung der nützlichen Erzeugnisse, der weisen Verfassung, der Lebensgewohnheiten der Älpler und des moralischen Einflusses, den die Alpenwelt auf die Bewohner ausübt, in den Vordergrund stellt. Über diese lehrhafte Art ist Haller auch in seinen andern Werken (Gedichte und Romane) nicht hinweggekommen. Doch hat er sich durch seine edle, wenn auch etwas schwerfällige Sprache und die Gedankentiefe mancher Gedichte um die weitere Entwicklung der deutschen Literatur verdient gemacht.

Friedrich **von Hagedorn,** ein Altersgenosse Hallers, hat die meiste Zeit seines Lebens in seiner Vaterstadt Hamburg verbracht. Er hatte Rechtswissenschaft studiert und erhielt in verhältnismäßig jungen Jahren die sehr gut bezahlte Stellung als Sekretär einer englischen Handelsgesellschaft. Er starb bereits 1754. Durch seine dem heiteren Lebensgenuß zugewandte Art und mit den gewandten Formen seiner weniger gedankenreichen als anmutigen Gedichte stellt er einen ausgesprochenen Gegensatz zu Haller dar. Vorbilder für seine Trink- und Liebeslieder waren ihm Anakreon und Horaz.[1]) Seine Fabeln und Erzählungen sind bei der Jugend zum Teil heute noch beliebt (Das Hühnchen und der Diamant; Der Hahn und der Fuchs; Johann, der muntere Seifensieder). Sein größtes Verdienst besteht in der gefälligen Sprache und der gewandten Reimkunst seiner Verse. Die Zeitgenossen haben auch seine Gefühlstiefe gerühmt und ihn, wie Klopstock mehrfach bezeugt, hoher Verehrung wert gehalten.

b. Gellert (1714–1769).

Ausgesprochen lehrhaft in seinen Dichtungen ist auch Christian Fürchtegott **Gellert,** das Haupt des sogenannten Leipziger Dichterkreises.

Er entstammte einem kinderreichen evangelischen Pfarrhause im sächsischen Erzgebirge (Hainichen bei Freiberg), in dem Schmalhans öfters Küchenmeister war. Mit Hilfe einer Freistelle, die ihm bewilligt worden war, konnte er die Fürstenschule in Meißen besuchen und studierte dann in Leipzig Theologie. Wegen seiner Ängstlichkeit, die ihm zeitlebens angehaftet hat, und seines schlechten Gedächtnisses, über das er auch in der berühmten Unterredung mit Friedrich dem Großen klagte, verzichtete er auf den Eintritt ins Pfarramt und erstrebte ein Amt an der Universität. 1751 wurde er in Leipzig außerordentlicher Professor. Er las über Poesie und Beredsamkeit, später auch über Moral und war bald einer der beliebtesten Lehrer der Hochschule.

[1]) Anakreon, griechischer Lyriker, lebte um 500 v. Chr. Die unter seinem Namen verbreitete Sammlung von Wein- und Liebesliedern enthält zum Teil spätere Nachahmungen.

Horaz (Horatius), der berühmteste Dichter des augusteischen Zeitalters (65—8 v. Chr.), erfreute sich der besonderen Gönnerschaft des berühmten Kunstfreundes Mäcēn, eines Vertrauten des Augustus. Johann Heinrich Voß hat seine Werke (Oden, Satiren, Episteln) übersetzt.

Sein Leben lang hat er unter allerlei körperlichen Schwächen und Gebrechen gelitten. Das hat ihn aber nicht gehindert, eine außerordentlich umfang- und segensreiche Tätigkeit im Dienste seiner Mitmenschen zu entfalten. Infolge der Lauterkeit seines Charakters, der von ihm stets bewiesenen Herzensgüte und Freundlichkeit und der allgemeinen Verehrung, die ihm die volkstümliche Art seiner Dichtungen eintrug, war er der Vertrauensmann weiter Kreise geworden. Aus allen Gegenden Deutschlands wandten sich in jener briefseligen Zeit Protestanten und Katholiken, hoch und niedrig mit Anfragen und Bitten über große und kleine Nöte an ihn, und trotz seiner schwachen Gesundheit gab er in peinlicher Gewissenhaftigkeit und mit rührendem Eifer jedem einzelnen Antwort. Die sich so für ihn ergebende außerordentliche Arbeitslast hat wahrscheinlich mit zu seinem frühen Tode beigetragen; aber seine Treue hat ihm zahlreiche Beweise herzlicher Anhänglichkeit und Dankbarkeit eingebracht, in denen sich Fürsten mit einfachen Land- und Bürgersleuten begegneten. Trotz alledem ist er stets der einfache und bescheidene Mann geblieben, als den ihn auch der große König kennen lernte, das ganze Gegenstück von Gottsched, wie Friedrich ihm nachrühmte. Als er starb, war die Trauer in ganz Deutschland allgemein und äußerte sich in Leipzig derartig, daß der Rat der Stadt die Wallfahrten zu dem Grabe des Dichters meinte verbieten zu müssen.

In seinen Dichtungen erweist sich Gellert durchaus als Anhänger der Aufklärung. „Besserung und Belehrung" stehen auch bei ihm im Vordergrunde, und das Verstandesmäßige tritt stark hervor. Damit weiß er aber eine wohltuende Gefühlswärme und Innigkeit zu verbinden, durch die er sich in der angenehmsten Weise von Gottsched unterscheidet. Den völligen Bruch mit dem zunächst auch von ihm aufrichtig bewunderten Manne vollzog sich dadurch, daß er sich an der von seinen Freunden in bewußter Ablehnung der kritischen Zänkereien Gottscheds und seiner Anhänger begründeten Zeitschrift, den sog. „Bremer Beiträgen", beteiligte.[1])

Gellert ist unter allen seinen Zeitgenossen bei weitem der volkstümlichste Dichter. Er verdankt das den Vorzügen seiner anziehenden Persönlichkeit, die sich in seinen Dichtungen widerspiegeln, der Wärme seines Gefühls, dem steten, fast seelsorgerlich anmutenden Bemühen um die Wohlfahrt des Nächsten, auch gerade des geringsten, der daraus sich ergebenden Einfachheit seiner edlen Sprache wie der Gewandtheit seiner Verse und dem zuzeiten sich bekundenden schalkhaften Humor. All diese Vorzüge gelten allerdings in erster Reihe von seinen „Fabeln und Erzählungen", die 1746 und 1748 erschienen und schnell das Lieblingsbuch der gesamten Leserschaft jener Tage wurden. Eine ganze Anzahl von ihnen sind heute noch weiten Kreisen vertraut (Die Geschichte von dem Hute; Der Maler; Der Prozeß; Der Bauer und sein Sohn u. a. m.) In Gellerts geistlichen Liedern (1757) tritt das Lehrhafte und Verstandesmäßige öfters reichlich zutage. Aber sie zeichnen sich durch eine echte Frömmigkeit aus. Um ihretwillen und wegen der ansprechenden Form erfreuen sich manche bis heute noch einer weit verbreiteten Wertschätzung (Dies ist der Tag, den Gott gemacht; Jesus lebt, mit ihm auch ich; Wie groß ist des Allmächt'gen Güte; Wenn ich, o

[1]) Eigentlich „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" genannt als Gegenstück zu der S. 52 Anm. erwähnten Gottschedschen Zeitschrift; der abgekürzte Name rührt von dem Druckort her.

Schöpfer, deine Macht; Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre, wenn auch an dessen Beliebtheit Beethovens machtvoller Tonsatz den Hauptanteil tragen wird).

Gellerts Lustspiele, die Lessing noch als am meisten von allen zeitgenössischen der deutschen Art entsprechend bezeichnete, sind heute vergessen, ebenso seine Romane. Auch seine noch lebenskräftigen Dichtungen haben keinen hohen künstlerischen Wert.

Als Persönlichkeit wird er immer einen Ehrenplatz unter unsern Dichtern behalten, und er verdient ihn auch deshalb, weil er durch die Bekundung echt deutscher Eigenschaften als Vorbereiter einer nationalen Dichtung gelten kann.

c. Die Anakreontiker.

Nach Hagedorns Vorbild haben einige jüngere Zeitgenossen vornehmlich Wein und Liebe besungen. Man nennt sie deshalb Anakreontiker (s. S. 54 Fußn. 1). Der bekannteste unter ihnen ist **Gleim** (1719—1803). Als Anhänger der „Aufklärung" und der von Gottsched gelehrten Art zu dichten, wird er schon dadurch gekennzeichnet, daß er täglich früh um vier Uhr sein Tagewerk als Dichter begann und nach seinem eigenen Zeugnis seine Trink- und Liebeslieder „ohne Wein und Liebe" schuf. Jurist von Beruf, war er verhältnismäßig früh als Mitglied des Domkapitels in Halberstadt zu ansehnlichen Einkünften gekommen und benutzte sie in rühmlicher Weise zur Förderung dichterischer Talente. Das hat ihm eine große Verehrung eingetragen; als „Vater Gleim" war er in vieler Munde. Das Beste, was ihm gelungen ist, liegt abseits von jenen Gedichten Hagedornscher Art. Aus den „Preußischen Kriegsliedern von einem Grenadier" spricht mehrfach echtes Empfinden. Sie beruhen zum Teil auch auf eigenem Erleben, da Gleim als Sekretär eines Prinzen von Brandenburg-Schwedt am zweiten schlesischen Kriege teilgenommen hatte.

Neben Gleim sind als Anakreontiker noch **Uz**, Rat am Landgericht zu Ansbach (1720—1796), und Johann Georg **Jacobi**, Professor der Philosophie in Halle (1740—1814), zu nennen sowie der durch seine Zeitschrift „Der Kinderfreund" mehr als durch seine anakreontischen Lieder und französelnden Dramen bekannt gewordene Christian Felix **Weiße**, zunächst Student der Theologie, schließlich Kreissteuereinnehmer in Leipzig (1726—1804).

Als begeisterter Verehrer Friedrichs des Großen betätigte sich **Ramler** (1725—1798), Professor an der Kadettenschule in Berlin, in Liedern und Oden. Wärmere Töne wußte Ewald von **Kleist** (1715—1759) in seiner „Ode an die preußische Armee" anzuschlagen (1757). Vorher war er schon (1749) durch ein beschreibendes Gedicht „Der Frühling" bekannt geworden, das auch in der Form, Hexameter mit einer Vorsilbe, anziehend wirkt. Er starb als Major an den Folgen einer schweren Verwundung zwölf Tage nach der Schlacht von Kunersdorf in Frankfurt an der Oder (1759), von seinen Freunden, vor allem Lessing, wegen der Vorzüge seines Charakters innig betrauert.

§ 34. Klopstock (1724—1803).

„Den wirklichen Umschwung zum Besseren nach allen vorausgegangenen, letzten Endes doch wenig wirksamen Versuchen hat Klopstock der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts vermittelt. Mit ihm beginnt die Vorzeit der zweiten Blüteperiode unserer Dichtung.

1724 war er (Friedrich Gottlieb) in Quedlinburg geboren. Sein Vater, Jurist von Beruf, war damals dort als schleswig-holsteinscher Lehnssekretär tätig. Von seinem elften bis zum dreizehnten Jahre lebte die Familie auf einem nahe gelegenen, vom Vater gepachteten Gute. Seine Schulbildung empfing der zuerst wenig lerneifrige Knabe zumeist in Schulpforta.

Die Eindrücke seiner Jugend sind in mannigfacher Hinsicht für sein späteres Wirken bedeutsam gewesen. Das lebhafte Naturempfinden des Dichters wird zu nicht geringem Teil auf die Naturschönheiten zurückzuführen sein, an denen er sich in seinen Entwicklungsjahren hatte erfreuen dürfen. Dem Einfluß des Vaters und dem ländlichen Aufenthalt verdankt er die Freude an Leibesübungen aller Art, die ihn bis in sein Alter auszeichnete. Aus Schulpforta hat er die gründliche Kenntnis der klassischen Dichtungen, die ihm später als Vorbild gedient haben, mitgebracht, dazu auf Grund seiner Beschäftigung mit Bodmers und Breitingers Schriften die Vorliebe für Milton (s. S. 53). Sie ließ ihn, nachdem er sich zunächst mit dem Gedanken an ein vaterländisches Epos[1]) getragen hatte, schon während der Schulzeit den Plan zu einem „Messias" fassen. Bestimmend dafür waren neben den literarischen Vorbildern in erster Reihe die Eindrücke seines frommen Elternhauses. Ihm verdankt er neben der vaterländischen Gesinnung, die er als Erbe des Vaters überkam, die tiefe Religiosität, die nicht nur ein Schwelgen in Gefühlen war, sondern in ernster Befolgung der pietistischen Grundlehren ein aufrichtiges Trachten nach Bewährung des Christentums im Leben. Besonderen Einfluß hat in dieser Beziehung des Vaters Mutter, die mit im Hause lebte, nach des Dichters Zeugnis (Ode: Der Segen) auf den Knaben und Jüngling ausgeübt.

Seine Studienzeit begann Klopstock im Herbst 1745 in Jena. Er studierte Theologie und Philosophie, hatte aber von vornherein sein Absehen auf seinen zukünftigen Dichterberuf gerichtet. Im folgenden Jahre siedelte er nach Leipzig über. Der dortige Aufenthalt wurde in mehrfacher Hinsicht für ihn bedeutsam. Er fand in dem Kreise um Gellert nahe Freunde, gab den ersten drei Gesängen des „Messias", die er in Jena zunächst in Prosa entworfen hatte, ihr heutiges Gewand und lernte die „Fanny" seiner Oden kennen, seine Base Sophie Schmidt. Um ihr nahe zu sein, nahm er im Frühjahre 1748 eine Hauslehrerstelle in ihrer Vaterstadt Langensalza an. Aber seine Neigung blieb unerwidert. Auch alle Versuche, eine Anstellung zu gewinnen, schlugen fehl. So folgte er im Sommer 1750 gern einer Einladung des für ihn begeisterten Bodmer nach Zürich. Als sich auch hier bald Mißhelligkeiten herausstellten — Bodmer hatte von dem Dichter des „Messias" etwas ganz anderes erwartet, als er an dem lebensfrohen Jüngling fand —, half ihm das großherzige Anerbieten des dänischen Königs aus

[1]) Heinrich der Vogelsteller. — Quedlinburg ist eine Gründung dieses Königs; er ist dort begraben und soll in der Nähe beim Vogelfang die Kunde von seiner Wahl erhalten haben.

seiner mißlichen Lage. Er siedelte 1751 nach Kopenhagen über, wo ihm ein auskömmliches Jahresgehalt die Muße zur Vollendung seines biblischen Epos geben sollte.

In Dänemark hat der Dichter neunzehn glückliche Jahre zugebracht (1751—1770). Durch seine Sittenreinheit, die mannhafte Art seines Auftretens und das von ihm zur Schau getragene dichterische Selbstbewußtsein, das sich früh bei ihm gezeigt hat, gelang es ihm schnell, sich, obwohl ohne Amt und Titel, am Hofe eine geachtete Stellung zu erringen. Dazu befriedigte die schöne Umgebung der Hauptstadt, die er zu Fuß und zu Roß durchstreifte, sein Naturgefühl, und er hatte (1754) in der „Cidli" seiner Oden (Meta — eigentlich Margarete — Moller aus Hamburg) eine hingebende, inniggeliebte Gattin gefunden. Freilich wurde sie ihm, samt einem Sohne, den sie ihm geschenkt hatte, bereits nach vier Jahren entrissen. Aber durch die Tröstungen der Religion, unter dem beruhigenden Einfluß der Natur und mit Hilfe emsigen Schaffens fand er das schwer erschütterte innere Gleichgewicht wieder.

Die letzten dreiunddreißig Jahre hat er mit kurzen Unterbrechungen in Hamburg verlebt. 1770 war er, nachdem sein königlicher Gönner gestorben war, dorthin übergesiedelt. Das ruhige Gleichmaß seiner Tage wurde auch hier nur für kurze Zeit durch die Stürme der französischen Revolution unterbrochen. Die Begeisterung des eifrig für die Freiheit eintretenden Dichters wurde schnell durch eine schmerzliche Enttäuschung abgelöst. Dafür fand er 1791 durch die Ehe mit einer Nichte seiner ersten Gattin ein neues Glück, das er, fast bis zuletzt von körperlichen Beschwerden kaum berührt, noch zwölf Jahre genießen durfte. Als er 1803 starb, wurde er, obwohl er die Höhe seines Ruhms fast ein Menschenalter überlebt hatte, mit fürstlichen Ehren an „Fannys" Seite in Ottensen bei Hamburg beigesetzt.

Der Stetigkeit seines Lebensweges entspricht die bei Klopstock zutage tretende Gleichartigkeit seines dichterischen Schaffens. Er hat bereits in seinen ersten Veröffentlichungen die Höhe seines Könnens erreicht, und seine dichterische Betätigung ist während der langen Zeit seines Wirkens im wesentlichen unverändert geblieben.

Die gewaltige Begeisterung, die durch die drei ersten Gesänge des „Messias" (1748, in den Bremer Beiträgen) ausgelöst wurde und ungeachtet des langsamen Fortschritts[1]) lange anhielt, muß uns heute wundern. Trotz vieler Schönheiten an einzelnen Stellen stören uns die Unbestimmtheit in der Auffassung und Darstellung der Personen und Handlungen, die Breite der Ausführung, nicht selten auch Schwerfälligkeiten im Satzbau, Überschwenglichkeit des Gefühls und ein übertriebenes Pathos zu sehr den Genuß. Aber wir dürfen nicht verkennen, daß die Dichtung mit ihrer begeisterten Darstellung religiöser Gefühle, mit der großartigen Wucht und anschaulichen Kraft der Sprache, mit dem Wohlklang ihrer Rhythmen gegenüber der Nüchternheit und künstlerischen Armseligkeit der damals üblichen Poesien wie eine Offenbarung wirken mußte.

Höher stehen uns trotz des gleichen, an Zinzendorf erinnernden Gefühlsüberschwangs und einer häufigen, heute fast lächerlich wirkenden Rührseligkeit einzelne seiner Oden, namentlich unter den von religiöser und vaterländischer

[1]) Erst 1773 erschien der letzte Gesang, in weiten Kreisen kaum noch beachtet.

Begeisterung getragenen.[1]) Auch in Klopstocks Lyrik stört uns freilich manches. In der Geringschätzung des Reims geht er zu weit. Bei der Nachahmung klassischer Versmaße hat er sprachliche Gewalttätigkeit nicht immer vermieden. Die häufige Verwendung der klassischen Mythologie, später der nordischen — die Vertauschung setzt etwa ums Jahr 1770 ein — muten trotz aller Anerkennung des dem Wechsel zugrunde liegenden Bemühens um Förderung der vaterländischen Gesinnung jeden befremdlich an. Dazu kommen sprachliche Härten wie im „Messias". Bei dem allen darf aber wieder nicht unterschätzt werden, was gerade unter den damaligen Verhältnissen diese aus wirklichem inneren Erleben geborne, von echter Gefühlswärme und lebenskräftiger Phantasie getragene Darstellung von Religion, Vaterlands- und Freiheitssinn, von Freundschaft, Liebe, Natur- und Kunstbegeisterung bedeutete. Volkstümlichkeit konnten freilich diese Gedichte mit wenigen Ausnahmen naturgemäß nicht erringen. Aber es bleibt Klopstocks Verdienst, daß er zum ersten Male in vorbildlicher Weise die Wege zu beschreiten wußte, auf die das, was an den Zürcher Forderungen richtig war, den Dichter verweisen wollte. Er hat an die Stelle gelehrter Nachahmung wieder das schöpferische Gestalten auf Grund tiefinnerlichen eigenen Erlebens gesetzt und die von Gottsched geschmiedeten Fesseln starrer Regelmäßigkeit der Form endgültig gebrochen.

Klopstocks biblische Schauspiele sind heute mit Recht vergessen; auch seine vaterländischen Dramen[2]) werden heute nur als weiterer Beweis seiner nationalen Gesinnung erwähnt.

Anmerkung. Auch an Klopstocks bekanntester Prosaschrift „Die deutsche Gelehrtenrepublik" ist das Beste die Entschiedenheit, mit der er für rechte Wertschätzung der deutschen Sprache und Dichtkunst eintritt und der Überschätzung des Auslandes sowie der Nachahmung fremdländischer Vorbilder den Krieg erklärt. Die erkünstelte Altertümelei der Bestimmungen, die er zu dem Zwecke vorschlägt und die auf eine angeblich seit Jahrhunderten bestehende Vereinigung literarisch interessierter Leute, die „Gelehrtenrepublik", zurückgeführt werden, wirkt geschmacklos.

So hat er seinen Dichtungen dauernden Lebenswert nicht einzuflößen vermocht, aber seine bleibende Bedeutung beruht darauf, daß er durch sie der weiteren Entwicklung die wertvollsten Grundlagen gab. Dem von der „gelehrten" Richtung gepflegten Dichten ohne inneren Beruf und ihrem Verseschmieden nach angelernten Regeln hat er endgültig ein Ende gemacht, der dichterischen Form eine seit Walters von der Vogelweide Tagen nicht mehr gekannte Freiheit wiedergeschenkt und den nationalen Gedanken mit Nachdruck betont. Dazu bleibt bis in die Gegenwart hinein wertvoll, was er für die deutsche Sprache, die Erweiterung ihres Sprachschatzes und ihre dichterische Verwendung geleistet hat. Durch eine ganze Anzahl von glücklichen Neuschöpfungen in Wortbildung und Aus-

[1]) Eine der besten bleibt die ursprünglich (1749) auf Friedrich den Großen gedichtete, später unter der Überschrift „Heinrich der Vogler" verbreitete Ode. Die ältere Fassung siehe in des Verfassers Hilfsbuch „Zur deutschen Literatur" S. 59. — Vgl. hierzu S. 57 nebst Fußn.

[2]) Hermanns Schlacht, Hermann und die Fürsten, Hermanns Tod. — Er nannte sie „Bardiete" (s. S. 1) und wollte darunter „Bardengesänge" verstanden wissen, die den Schöpfungen eines von ihm fälschlich vorausgesetzten altgermanischen Sängerstandes der Barden verwandt wären.

drucksweise hat er unserer Muttersprache eine bis dahin unbekannte Fähigkeit zur Darstellung tiefer Gedanken und einen mit Würde und Erhabenheit gepaarten, seit lange nicht mehr erreichten Wohllaut verliehen. Gleichzeitig bedeutet die durch ihn geschaffene Bereicherung der dichterischen Formen gegenüber der Eintönigkeit des Alexandriners einen so wesentlichen Fortschritt, daß darüber einige Härten, wie sie sich namentlich in häufiger Undurchsichtigkeit des Satzbaus und Unverständlichkeit des Ausdrucks zeigen, nicht zu sehr ins Gewicht fallen dürfen. Andererseits sind ihm seine Verdienste um unsere Sprache um so höher anzurechnen, als seine Erfolge, wenn sie auch in erster Reihe auf seiner genialen, sprachschöpferischen Begabung beruhen, wesentlich auch durch seinen emsigen Fleiß bedingt waren. Immer wieder hat er, in dieser Beziehung mit Luther vergleichbar, an seinen Dichtungen, besonders am „Messias", gefeilt, um für jeden Begriff den ihm entsprechenden, bezeichnenden Ausdruck zu finden und der Sprache die anschauliche Kraft, die Wucht und Erhabenheit zu verleihen, die er erstrebte.

Was seinen Charakter außer diesem gewissenhaften Fleiß auszeichnete, Frömmigkeit und Vaterlandsliebe, Sittenreinheit und Mut, mannhaftes Eintreten für seine Überzeugung, ist schon erwähnt worden. Um so bedauernswerter ist das an ihm zutage tretende übertriebene Selbstbewußtsein und die sich daraus ergebende kleinliche Eitelkeit. Sie ist der Anlaß geworden zu der Tragik seines Lebens. Der Mann, dem das Herz so warm schlug für des Vaterlandes Größe und Herrlichkeit, hat Friedrich den Großen verkannt, ja verkleinert, weil er ihm die Gleichgültigkeit gegen die eigenen Verdienste nicht zu vergeben vermochte. Und den gefeierten Meister, der schon als Jüngling danach gestrebt hatte, seiner Zeit ein Führer zu neuen Höhen deutscher Dichtung zu werden, hat übertriebene Wertung der eigenen Leistungen blind gemacht, als vor seinen Augen die deutsche Dichtkunst zu ihrer schönsten Blüte sich entfaltete. Mit Goethe hat er sich überworfen, für Schiller hat er kein Verständnis gehabt. So endete trotz all des vielgerühmten Prunkes seines Leichenbegängnisses klein und kläglich, was groß und verheißungsvoll begonnen hatte.

---

§ 35. Wieland (1733—1813).

Der um neun Jahre jüngere Wieland (Christoph Martin) stellt trotz mancher Ähnlichkeiten nach Lebensführung und Wirksamkeit einen ausgesprochenen Gegensatz zu Klopstock dar.

Als Sohn eines Pfarrers in der Nähe von Biberach (im südlichen Württemberg) geboren, wuchs er im Elternhause wie in der Schule Kloster Bergen bei Magdeburg[1]) unter pietistischen Einflüssen auf. Diese behielten infolge der Einwirkung zweier Lehrer zunächst auch gegenüber den Eindrücken, die der frühreife Knabe aus enzyklopädistischen Schriften (s. S. 49) gewann, die Oberhand. Auch in einer ganzen Anzahl von Dichtungen und Prosaschriften offenbarte Wieland zunächst seine pietistische Gesinnung und seine Begeisterung für Klopstock. Er hatte von 1750 bis 1752 in Tübingen

---

[1]) Leiter der Anstalt war damals der aus Friedrich Wilhelms I. Bestrebungen um Förderung der Volksschullehrerbildung bekannte Abt Steinmetz.

die Rechte studiert, sich aber vorwiegend mit Literatur und Philosophie beschäftigt. Danach weilte er fast zwei Jahre (1752—1754) als Gast in Bodmers Hause, mit dem er sich im Gegensatz zu Klopstock durchaus gut zu stellen wußte, und war dann noch sechs weitere Jahre als Hauslehrer in Zürich und Bonn tätig. Erst 1760 kehrte er in die Heimat nach Biberach zurück. Er war dort auf Betreiben seiner Verwandten — der Vater stammte aus einer alteingesessenen Patrizierfamilie und war bereits seit 1736 Pfarrer in Biberach — zum Senator gewählt worden.

Hier erfolgte nun durch nähere Bekanntschaft mit der freigeistigen englischen und französischen Literatur ein völliger Umschwung in seiner Lebensanschauung. Er trat für die breitere Öffentlichkeit vor allem durch eine Reihe von Gedichten über „lockere Themata" in Erscheinung, durch die sich Wieland nach seinem eigenen Zeugnis für die „Martern" rächen wollte, die ihm durch die „heilige Prüderie und affektierte Züchtigkeit" mancher Persönlichkeiten aus seinen bisherigen Kreisen auferlegt worden waren. Inzwischen ließen die Krähwinkeleien, denen er in Biberach ausgesetzt war, trotz der reichlichen Muße, die ihm das Amt für seine wissenschaftlichen und schriftstellerischen Arbeiten ließ, keine rechte Befriedigung aufkommen. Allerdings hatte er (1765) nach zweimaligen argen Enttäuschungen, die er bei leidenschaftlicher Zuneigung zu schöngeistigen Mädchen seiner Bekanntschaft erlebt hatte, durch die Heirat mit einer entfernten Verwandten ein ihn tief innerlich befriedigendes häusliches Glück gefunden. Immerhin bedeutete die Berufung in eine Erfurter philosophische Professur (1769) eine Erlösung aus mannigfachen Unerquicklichkeiten. Von dort siedelte er 1772, da ihn die Herzoginwitwe Amalie mit der Erziehung des Erbprinzen Karl August und seines jüngeren Bruders betraute, nach Weimar über, wo er nun seine eigentliche Heimat fand.

Schon unter dem Einfluß der Erfurter philosophischen Studien hatte in dem Dichter eine Abklärung zu einer ernsteren Weltanschauung begonnen. Sie vollendete sich in Weimar schnell, und Wieland hat hier, seit 1775 von allen Amtspflichten befreit und nur noch schriftstellerisch tätig, mehr als vierzig Jahre in seinem von zahlreichen Kindern belebten Hause und in anregendem Verkehr mit allen, die das damalige Weimar berühmt machten, glückliche Tage verlebt.

Für seine persönlichen Vorzüge haben wir mannigfache Beweise. Karl August hat, als er zur Regierung kam, das bisherige Einkommen seines Lehrers fast verdoppelt, um ihn von der geplanten Rückkehr nach Württemberg abzuhalten und ihn an seinen Hof zu fesseln. Goethe hat den menschlichen und dichterischen Eigenschaften des verstorbenen Freundes — er starb 1813 — in einer vielbewunderten Gedächtnisrede ein sehr ehrenvolles Zeugnis ausgestellt und ihn als einen „ganz unendlich guten Menschen" bezeichnet.

Wielands dichterische Erfolge liegen im Gegensatz zu Klopstock, der auch, wo er Epiker sein wollte wie im Messias, seine durchaus aufs Lyrische gerichtete Art nicht verleugnen konnte, wesentlich auf epischem Gebiet. Aber auch von seinen zahlreichen hierher gehörigen Dichtungen werden heute nur noch wenige genannt. In weiteren Kreisen ist kaum mehr als der „Oberon" bekannt (1780), der durch Inhalt und Form immer wieder anziehend wirkt. Von seinen Romanen ist „Agathon" (1767) für die weitere Entwicklung des deutschen Romans wichtig geworden. Die Erzählung verdankt die An-

ziehungskraft, die bei ihrem Erscheinen von ihr ausging, vor allem dem Umstande, daß hier, wenn auch unter griechischer Maske („Agathon" ist ein angeblicher Landsmann und Zeitgenosse des Sokrates), eigene Erlebnisse und Seelenzustände des Dichters geschildert werden. Auf eigenen Erfahrungen Wielands aus seiner Biberacher Zeit beruht zum großen Teil auch der satirische Roman „Die Abderiten"[1]. Im allgemeinen ist, was Wieland zu bieten hatte, über anmutige Unterhaltung im Zeitgeschmack nicht hinausgegangen und ist deshalb mit dem Wechsel der Zeitrichtung der Beachtung entschwunden.

Neben den eigenen Dichtungen Wielands verdienen seine Prosaübersetzungen Shakespearescher Dramen (1762—1766) Erwähnung. Durch sie hat er manchem die Bekanntschaft mit dem großen Briten vermittelt. Auch die seit 1773 von ihm herausgegebene Zeitschrift „Der deutsche Merkur" hat auf die literarische Entwicklung Deutschlands in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts beträchtlichen Einfluß ausgeübt.

Als Mensch und Dichter ist Wieland wegen der Leichtfertigkeiten in den Erzeugnissen seiner zweiten Periode viel angegriffen worden. Zugute zu rechnen ist ihm dabei, daß er für sich selbst an einem aufrichtigen sittlichen Streben stets festgehalten hat und infolge seiner ruhigen Gemütsart sich wohl tatsächlich, wie er behauptet, der verführerischen Wirkung nicht bewußt gewesen ist, die seine von ihm nur der heiteren Unterhaltung bestimmten Worte haben konnten.

Seine bleibende Bedeutung beruht darauf, daß seine Dichtungen eine erwünschte Ergänzung Klopstocks darstellen. Einig mit diesem in dem bewußten Gegensatz gegen rationalistische Nüchternheit, bekämpfte er sie auf andere, vielfach glücklichere Weise. Während Klopstock nur erhabene Stoffe darstellen wollte, durch seine Gedankentiefe und durch schwerfällige Ausdrucksweise nicht selten unverständlich wurde, auch durch die planmäßige Vermeidung des Reims manchen abstieß, wirkte Wieland durch die schlichte Sprache, die gewandte Verwendung des Reims, die ganze leichtflüssige, anmutige Darstellung harmloser Stoffe und durch die Bekundung heiterer Lebensweisheit außerordentlich anziehend. Seiner natürlichen Begabung kamen die Erfahrungen, die ihm das Hofleben und der vielseitige Verkehr in Weimar eintrugen, in glücklicher Weise zu Hilfe, um seine Schöpfungen in vorbildlicher Weise wirken zu lassen. Gleichzeitig vermittelten sie um ihrer Vorzüge willen den sogenannten höheren Kreisen, deren Geschmacksrichtung bisher wesentlich durch die Vorliebe für das Französische gekennzeichnet war[2], das für die weitere Entwicklung sehr wesentliche Interesse an der deutschen Dichtung, das Klopstock nicht zu erzielen vermocht hatte. So wiederholt sich der Gegensatz, der uns an Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg, danach an Haller und Hagedorn entgegengetreten ist, an jenen beiden und zeitigt für die deutsche Literatur wertvolle Wirkungen.

---

[1]) Abdera ist das Schilda oder Schöppenstedt des alten Griechenlands.

[2]) Friedrichs des Großen Schrift De la littérature allemande und Oberon sind in demselben Jahre erschienen (1780).

§ 36. Lessing (1729—1781).

Was Klopstock und Wieland vergebens erstrebt hatten, gelang dem dritten in der Reihe der Vorklassiker, Gotthold Ephraim **Lessing**. Er hat auf dramatischem Gebiet Grundlegendes geschaffen und der deutschen Dichtkunst wesentliche Dienste zur Erreichung bewußter Selbständigkeit gegenüber den Vorbildern des Auslands zu leisten vermocht.

Sein Leben weist in den Anfängen mannigfache Ähnlichkeiten mit Gellert auf. Kursachse wie jener, entstammte auch er einem kinderreichen Pfarrhause, in dem es oft knapp herging, hat in Meißen die Fürstenschule besucht und in Leipzig studiert. In Kamenz unweit Bautzen hat seine Wiege gestanden. Dem Vater werden scharfer Verstand, wissenschaftliches Streben und leidenschaftliche Heftigkeit, der Mutter Schlichtheit und Herzensgüte nachgesagt. Beider Erbe tritt in all diesen Eigenschaften in ihrem ältesten Sohne zutage.

Schon auf der Schule hatte sich der frühreife Knabe durch ungewöhnliche Fassungskraft und vielseitige Interessen ausgezeichnet. Mathematik war sein Lieblingsfach, aber auch in den alten Sprachen hatte er sich gründliche Kenntnisse erworben und sich mit den zeitgenössischen deutschen Schriftstellern in einem die Ziele der Schule erheblich überschreitenden Maße vertraut gemacht.[1])

Das gleiche unermüdliche Bildungsstreben zeigte er auf der Universität. Siebzehnjährig kam er nach Leipzig.[2]) Zunächst lebte er nur seinen Büchern. Neben dem Fachstudium, Theologie, beschäftigte er sich mit alten Sprachen, Mathematik, Philosophie und Medizin. Als er Verkehr fand, wurden ihm, wie er selbst bezeugt hat, die ihm anhaftende Schüchternheit, Ungewandtheit und Weltfremdheit lästig. Mit der ihm eigenen Zähigkeit kämpfte er durch Leibesübungen aller Art und Pflege der Geselligkeit dagegen an, und das wurde für seine weitere Entwicklung entscheidend. Er wurde ein leidenschaftlicher Freund des Theaters, für das er mit seinem Freunde Weiße (s. S. 56) oft den letzten Groschen opferte, und kam in regen Verkehr mit den Mitgliedern der Neuberschen Truppe (s. S. 52).

Im Sommer 1748 verließ er Leipzig. Schulden, in die er infolge seiner steten Hilfsbereitschaft durch Bürgschaft für einige Schauspielerfreunde geraten war, hatten ihm den Aufenthalt verleidet. Schon kurz vorher hatte er im Einverständnis mit den Eltern die ihm seinerzeit vom Vater aufgedrängte Theologie aufgegeben und war seiner alten Neigung zur Medizin gefolgt. Er setzte diese Studien zunächst in Wittenberg, dann, seit Ende 1748, in Berlin fort. Hier vollzog sich der schon auf der Schule trotz der dort herrschenden Rechtgläubigkeit angebahnte Übergang von der strenggläubigen Lebensauffassung des Elternhauses zur Aufklärung. Gleichzeitig trat das Brotstudium je länger je mehr zugunsten der schriftstellerischen Tätigkeit zurück, in der er sich schon in Leipzig mit wachsendem Erfolg versucht hatte. Von jenen Zeiten an begannen aber auch dem Leben des Dichters jener

---

[1]) Gegen Ende der Schulzeit bezeugte ihm der Rektor: „Es ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lektionen, die andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen."

[2]) Einige Monate nach Klopstock. Beide sind sich, trotzdem ihr Studiengang ähnlich war und sie in derselben Straße wohnten, damals nicht näher getreten.

Zug von Unstetigkeit anzuhaften, der ihm eigen ist, und jenes tragische Mißlingen in allem, was nicht unmittelbar zu seinen schriftstellerischen Erfolgen gehört.

Zweiundzwanzig Jahre lang hat er ein unstetes Wanderleben geführt. In Berlin blieb er zunächst drei Jahre (1748—1751). Sein Brot verdiente er durch Tagesschriftstellerei, besonders als Mitarbeiter der Vossischen Zeitung. Schon damals erregte der Zwanzigjährige durch die Klarheit, Gedankenschärfe und Freimütigkeit seiner Kritiken erhebliches Aufsehen. Besonders bedeutsam wurde in dieser Zeit für ihn der Verkehr mit Voltaire, nicht nur durch die nähere Bekanntschaft mit den Ansichten des gefeierten Mannes, sondern auch durch einen unangenehmen Streit mit ihm, auf den man eine bei Friedrich dem Großen in einer für den Dichter später verhängnisvollen Weise hervorgetretene Abneigung zurückführt.

Von Ende 1751 verlebte Lessing noch einmal ein knappes Jahr in Wittenberg. Er erweiterte dort unter großen Entbehrungen seine Kenntnisse durch eifrige Forschungen und erwarb sich die Magisterwürde. Der darauffolgende zweite, wieder dreijährige Berliner Aufenthalt (1752—1755) brachte ihm an bedeutungsvollen Bekanntschaften vor allem den Verkehr mit den beiden Popularphilosophen, dem Kaufmann Moses Mendelssohn und dem Buchhändler Nicolai. Seine schriftstellerische Tätigkeit gewann in dieser Zeit nach Umfang und Bedeutung sehr erheblich. Vor allem erwarb er sich durch seine vernichtende Kritik der Horazübersetzung eines Pastors Lange[1]) den Ruf eines bedeutenden Gelehrten und erregte durch sein bürgerliches Trauerspiel „Miß Sara Sampson" (1755) großes Aufsehen.

Das Angebot einer Hofmeisterstelle führte den Dichter im Herbst 1755 nach Leipzig. Er schlug aber schließlich die Stelle aus und verpflichtete sich einem jungen Leipziger Kaufmann als Reisebegleiter. Der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges machte indes der Reise schon nach fünf Monaten ein Ende, und Lessing kehrte im Herbst 1756 nach Leipzig zurück. Eifrig bemühten sich der damals dort als Major stehende Ewald von Kleist (s. S. 56), mit dem der Dichter ein enges Freundschaftsbündnis geschlossen hatte, und andere Freunde, ihm irgendeine Lebensstellung zu verschaffen. Da alles vergeblich blieb, siedelte Lessing abermals (Mai 1758) nach Berlin über.

Dieser dritte Berliner Aufenthalt, der bis Ende 1760 währte, vermehrte seinen Ruhm vor allem durch die 1759 in Gemeinschaft mit Mendelssohn und Nicolai begründete Zeitschrift „Briefe, die neueste Literatur betreffend", die schnell zu bahnbrechender Bedeutung gelangte.[2]) Indes ein Amt hat er dem Dichter, der freilich in seinem ausgeprägten Freiheitsdrang auch keine Schritte deswegen tat, wieder nicht gebracht. Da wurde die Freundschaft mit Kleist — dieser war im August 1759 den bei Kunersdorf empfangenen Wunden erlegen — noch einmal für ihn bedeutsam. Auf Grund einer früheren Empfehlung berief ihn der General Tauentzien als Gouvernementssekretär nach Breslau.

---

[1]) „Vademekum (lat. = geh mit mir; Taschenmerk- und Auskunftsbuch) für Herrn Samuel Gotthold Lange, Pastor in Laublingen" 1754.

[2]) 1759 erschienen auch die in Gemeinschaft mit Ramler herausgegebenen Sinngedichte Logaus, das an die Ereignisse des Siebenjährigen Krieges anklingende, von vaterländischer Begeisterung getragene einaktige Trauerspiel Philotas und die „Fabeln nebst Abhandlungen".

Die viereinhalb Jahre, die Lessing in dieser Stellung verbrachte (Ende 1760 bis April 1765), hat man als eine der arbeitsreichsten Zeiten seines Lebens bezeichnet.[1]) Hier sind „Minna von Barnhelm“ entworfen (1763) und die Niederschrift des „Laokoon“ nach umfangreichen Vorarbeiten begonnen worden. Das ist um so staunenswerter, als der Dichter, den sein Bedürfnis nach geselligem Umgang und seine Leichtlebigkeit den Verkehr mit den Offizieren eifrig pflegen ließen, die Nacht, namentlich am Spieltisch, oft zum Tage machte und über die ihm obliegende unbefriedigende Tätigkeit bald mit starken Ausdrücken klagte. Er benützte darum auch die erste Gelegenheit, sich seiner Verpflichtungen zu entledigen — sehr zum Unwillen seines Vaters, den er mit dem Breslauer Gehalt vielfach unterstützt hatte —, und ging nochmals nach Berlin.

Zwei Jahre hat dieser letzte Aufenthalt in Berlin gedauert. Sie waren für den Dichter eine schwere Zeit. Noch immer fehlte dem Sechsunddreißigjährigen jede gesicherte Lebensgrundlage, während die Seinen ständig Ansprüche auf Unterstützung an ihn stellten. Dazu mußte er damals eine der schmerzlichsten Erfahrungen seines an bitteren Enttäuschungen so reichen Lebens machen: die Stelle des Vorstehers der Königlichen Bibliothek, für die er sich durch seinen Ostern 1766 erschienenen „Laokoon“ von neuem als in erster Reihe geeignet erwiesen hatte, ging ihm trotz der eifrigsten Bemühungen seiner Freunde verloren. Das Vorurteil des Königs gegen ihn war unüberwindlich.

So begrüßte er den von Hamburg an ihn ergehenden Ruf als Dramaturg (Kritiker) an dem dort zu begründenden Nationaltheater als eine Erlösung (April 1767). Aber er ging neuen Enttäuschungen entgegen. Zwar schriftstellerische Erfolge waren ihm beschieden. Die neue Zeitschrift „Hamburgische Dramaturgie“, die „Briefe antiquarischen Inhalts“ und die Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet“ vermehrten abermals seinen Ruhm. Jedoch das Theater ging ein, und Lessing war wieder eines festen Einkommens beraubt. Endlich befreite ihn ein Angebot des Erbprinzen von Braunschweig[2]) aus der peinlichen Lage. Im April 1770 siedelte er als Leiter der Herzoglichen Bibliothek nach Wolfenbüttel über. Seine Wanderjahre waren endlich zu Ende.

Freilich, was er gehofft hatte, hat ihm auch Wolfenbüttel nicht gehalten. Im Gegenteil, er hat dort die bittersten Jahre seines Lebens verbracht. Die amtlichen und persönlichen Verhältnisse gaben ihm bald zu lebhaften Klagen Anlaß. Als ausgesprochen gesellige Natur fühlte er sich durch die Einsamkeit und Abgeschiedenheit seines dortigen Lebens schwer bedrückt, seine Geldverlegenheiten wollten kein Ende nehmen. Hauszuhalten hatte er nie verstanden, und von Hamburg her lasteten Schulden auf ihm; das ihm vom Erbprinzen versprochene besser bezahlte Amt erhielt er nicht; als er endlich nach jahrelangem Warten die Witwe seines Hamburger Freundes König heimführen konnte, schuf sie ihm zwar ein erquickliches häusliches Glück, aber nach wenig über Jahresfrist lag es in Scherben: Eva folgte ihrem neugebornen Söhnchen im Tode nach, als eben die Hoffnung auf ihre Genesung sich einzustellen begonnen hatte. Von da an kränkelte Lessing. Das alles hat freilich seiner

[1]) Oehlke, Lessing und seine Zeit. München (Beck) 1919. I. Bd. S. 388.

[2]) Karl Wilhelm Ferdinand, der Sieger von Krefeld und Minden, der spätere Führer in der Unglücksschlacht bei Auerstädt.

Schaffenskraft und Arbeitslust auch nicht Eintrag zu tun vermocht. „Emilia Galotti“ (1772), die „Fragmente eines Ungenannten“ (1774/77) und die sich darauf beziehenden Streitschriften (1777/79), vor allem „Nathan der Weise“ (1779) zeigen, um nur einiges zu nennen, was er zu leisten vermochte. Aber seine Lebensfreude war dahin, seine Kraft gebrochen. Der Tod, der ihn während eines Aufenthalts in Braunschweig ereilte, war ihm eine Erlösung. Er erlag einem Schlaganfall am 15. Februar 1781, erst 52 Jahre alt.

Lessings dichterische Tätigkeit hat sich fast ausschließlich auf dem Gebiete des Dramas bewegt. Was er außerdem geschaffen hat, kommt heute, abgesehen von den Fabeln in Prosa, die mit ihrer knappen Kürze ein anziehendes Gegenstück zu der behaglichen Breite Gellertscher Darstellung bilden, wenig in Betracht, beschränkt sich übrigens auch in der Hauptsache auf anakreontische Lieder und Sinngedichte aus der Jugendzeit.

Als Dramatiker hat er schon mit einem seiner Jugendwerke Anerkennung gefunden. Sein Lustspiel „Der junge Gelehrte“ wurde von der „Neuberin“ in Leipzig aufgeführt und fand Beifall. Gegenwartswert besitzt es heute so wenig wie „Miß Sara Sampson“ und „Philotas“. Seinerzeit war das erstere bedeutsam, weil es nach Inhalt und Form etwas Neues darstellte: bürgerliche Schicksale in Prosa statt des Alexandrinergeklappers der Helden- und Königstragödien Gottschedscher Art.

Seinen dichterischen Ruhm verdankt Lessing seinen drei Meisterdramen, Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und Nathan. Er selbst hat freilich über seine dichterische Fähigkeit gering gedacht. Er glaubte, seine Erfolge lediglich seinem ehrlichen Bemühen und seinem kritischen Verständnis zuschreiben zu müssen.[1] Aber was alle Wandlungen einer an Wechselfällen so reichen Zeit, wie es die letzten anderthalb Jahrhunderte für Deutschland gewesen sind, überdauern konnte, muß auch dichterischen Wert besitzen.

Für die damalige Zeit lag das Geheimnis des Erfolges zum Teil schon in der Form. Der festgefügte dramatische Aufbau, der den straffen Fortschritt der Handlung sicherte und ihr fortreißende Kraft verlieh, hat ebenso dazu beigetragen wie die natürliche, ungezwungene Sprache.[2] Gerade in bezug auf sie stimmte Lessings Abneigung gegen alles Gekünstelte, Gemachte und darum letzten Grundes innerlich Unwahre mit Rousseaus Naturevangelium voll überein und kam dem dadurch in weiten Kreisen geweckten Bedürfnis entgegen. Außerdem hat er — im Gegensatz zu Klopstock, s. S. 59 — in der Wahl bedeutsamer, allgemein verständlicher und anziehender Stoffe eine sehr glückliche Hand bewiesen. Für „Emilia“ ist uns das heute meist nicht von vornherein klar. Aber unter der damaligen absolutistischen Willkürherrschaft bedeutete das Stück ebenso wie zwölf Jahre später Schillers „Kabale und Liebe“ einen allen Deutschen verständlichen flammenden Einspruch gegen einen fressenden Krebsschaden der Zeit und hat dem Dichter begeisterte Zu-

[1] „Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, . . . ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen“ (Hamb. Dramat.).

[2] Mit Lessings „Nathan“ hat sich der fünffüßige jambische Vers (Blankvers) als das dem Drama am meisten entsprechende Versmaß durchgesetzt.

stimmung eingetragen. Für die beiden andern großen Dramen war ja das allgemeinste Interesse dem Stoffe von vornherein sicher. Für „Minna“ bewirkten es der große geschichtliche Hintergrund und seine volkstümlichen Gestalten, der nationale Gehalt, der feine Humor und die packende Behandlung ernster Lebensfragen, für „Nathan“ die dem Deutschen innewohnende Geneigtheit zu religiösen Problemen und die damalige, durch die Aufklärung geweckte lebhafte Anteilnahme an allem, was mit der Frage der Duldung zusammenhing.[1]) Darüber hinaus hat aber bei beiden Stücken noch sehr wesentlich die Fülle und Tiefe inneren Miterlebens mitgesprochen, das von dem Dichter bekundet wird und sich unwillkürlich auf seine Gemeinde überträgt. Was Goethe mit dem Zeugnis „eine wahrhafte Ausgeburt des Siebenjährigen Krieges von vollkommen norddeutschem Nationalgehalt“ der „Minna“ nachrühmt, das rührt vor allem daher, daß hier auf Grund der Erfahrungen im Heerlager, der Erinnerungen an Kleist und der mannigfachen, namentlich Tellheim in den Mund gelegten Selbstbekenntnisse so viel von dem eigenen Herzblut Lessings pulsiert. Und bei „Nathan“ ist das, wenn auch in anderer Richtung, in demselben Maße der Fall. Im Fragmentenstreit hatte man ihm den Mund verboten. Da half ihm der „närrische Einfall“, zu „versuchen, ob man ihn auf seiner alten Kanzel, auf dem Theater, wenigstens ungestört predigen lassen“[2]) werde, zu einer Selbstbefreiung und gab ihm Anlaß, den Ertrag des Kampfes, den er fast ein Menschenalter lang für Aufklärung im edelsten Sinne des Worts geführt hatte, den Reichtum seiner abgeklärten Lebensweisheit und die Innigkeit seines frommen Empfindens mit einer die Jahrhunderte überdauernden Lebensfrische darzustellen.[3])

Zu Lessings literarisch-kritischer Tätigkeit stehen diese Dramen insofern in Beziehung, als sie Musterbeispiele für die Erfüllung der Forderungen sind, die er in den Hauptschriften dieser Art aufgestellt hat.

Was er in dieser Hinsicht zu sagen hatte, war das Ergebnis langjähriger Studien. Schon während der Leipziger Studentenjahre hatte ihm die eifrige Beschäftigung mit dem Theater eine gute Grundlage dafür geschaffen. Dann hatten die ersten Berliner Kritiken und mannigfache Einzelschriften von seinen weiteren umfassenden Arbeiten auf diesem Gebiete gezeugt. Zu nachhaltiger Wirkung in den weitesten Kreisen haben es aber erst die Beiträge zu den „Briefen, die neueste Literatur betreffend“ gebracht, die wie ein Wirbelwind aufräumten mit allem, was an Übersetzungen und Dichtungen damals in unverdienter Wertschätzung stand.[4]) Hier wurden Gottscheds dich-

---

[1]) Vgl. hierzu, besonders auch über Lessings Stellung zum Christentum des Verfassers Hilfsbuch „Zur deutschen Literatur“ S. 67 ff.

[2]) Aus Briefen an seinen Bruder Karl und seine Freundin Elise Reimarus, die Tochter des „Ungenannten“.

[3]) In dem Gedankengange des „Nathan“ bewegt sich auch die letzte von Lessing veröffentlichte Schrift „Die Erziehung des Menschengeschlechts“ (1780), die sich in mancher Hinsicht mit der in demselben Jahre erschienenen Erstlingsschrift Pestalozzis „Abendstunde eines Einsiedlers“ berührt.

[4]) Der Plan der Zeitschrift ging von Lessing aus, ebenso die Einkleidung. Es waren angeblich Briefe an einen bei Zorndorf verwundeten Offizier, der während seines Krankenlagers über die neueste Literatur unterhalten und unterrichtet werden wollte. Die eigentliche Mitarbeit an der Zeitschrift stellte Lessing schon 1760 ein. Er hat von den 332 Briefen etwa ein Sechstel verfaßt.

terische Grundsätze endgültig abgetan. Gleichzeitig wurde durch die Empfehlung der in Shakespeares Dramen vorliegenden Vorbilder (s. Anm. 1) der blinden Verehrung und Nachahmung der Franzosen ein Ende gemacht.

Auf der damit gewonnenen Grundlage bauen sich die grundsätzlichen Behauptungen und Forderungen der „Hamburgischen Dramaturgie" auf. Ihre 52 Besprechungen von aufgeführten Dramen sind im letzten Grunde nähere Ausführungen und mit Einzelbeispielen belegte Erweiterungen zu der in den Literaturbriefen vertretenen Auffassung. Sie führten den glücklich begonnenen Kampf zum Siege. Nicht mehr die peinliche Beachtung strengen Regelzwanges und das leere Wortgepränge prunkender Phrasen galten nun als Prüfsteine dichterischer Werte. „Wahre und lebhafte Schilderung von Sitten und Charakteren" hieß jetzt die Losung, und statt der Zeichnung fertiger Charaktere galt die Ableitung von Worten und Taten, von Konflikt und Katastrophe aus der darzustellenden Charakterentwicklung als Hauptaufgabe des dramatischen Dichters.

Der Zeit nach in der Mitte zwischen diesen beiden, wesentlich der Erneuerung des deutschen Dramas dienenden kritischen Schriften Lessings steht die berühmteste von allen, „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie". Die ursprünglich auf drei Teile berechnete Schrift — nur der erste ist erschienen — ist in der Hauptsache eine durch den Nebentitel gekennzeichnete, an Winckelmanns grundlegende Aufstellungen (s. Anm. 2) sich anlehnende Untersuchung über die notwendige Verschiedenheit der Darstellungsweise der bildenden und der redenden Kunst. Sie hat bleibende Grundgesetze besonders für die epische Dichtung aufgestellt und im Gegensatz zu Hallers „Alpen" und ähnlichen Erzeugnissen beschreibender Dichtung vor allem der Erkenntnis, daß der Dichter nur fortschreitende Handlung darstellen darf, Bahn gebrochen. „Alle bisherige anleitende und urteilende Kritik war wie ein abgetragener Rock weggeworfen", sagt Goethe (Dichtung und Wahrheit) von der Wirkung der Schrift, die er „einen Lichtstrahl aus dunklen Wolken" nennt und die durch die umfassende Gelehrsamkeit und Belesenheit ihres Verfassers noch heute unser Staunen, durch die zwingende Kraft ihrer Beweisführung unsere Bewunderung erregt.

Anmerkung 1. William Shakespeare (spich Williäm Schēkspier), geboren und gestorben in Stratford am Avon (Stretford, Ew'n), 1564—1616, das größte dramatische Talent der nachreformatorischen Zeit, mustergültig vor allem in seiner von all unsern bedeutenden Dramatikern nachgeahmten Charakterzeichnung. Von seinen Trauerspielen sind die bedeutendsten „Julius Cäsar", „Hamlet", „König Lear" (Lier), „Macbeth", „Othello". Von seinen Lustspielen ist am bekanntesten „Der Kaufmann von Venedig". Viel genannt wird auch sein Märchenspiel „Der Sommernachtstraum".

Anmerkung 2. Johann Joachim Winckelmann (1717—1768), Altmärker von Geburt, als Sohn armer Eltern für die Befriedigung seines Wissensdranges von frühester Jugend an auf die eigene Kraft angewiesen, ist durch seine Aufforderung zur Nachahmung der altgriechischen Bildhauerkunst der erfolgreichste Wortführer in dem Kampfe gegen die Ausartungen der Rokokokunst geworden. Seinen Grundsatz von der „edlen Einfalt und stillen Größe" der klassischen Meisterwerke hat er in erster Reihe an der Lakoongruppe nachgewiesen. Seine Hauptwerke sind „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" (1755) und „Geschichte der Kunst des Altertums" (1764). Zu Laokoon vgl. Vergil, Äneis 2, 40 ff.; 200 ff.; Schiller, Die Zerstörung von Troja Str. 7—9. 34—38.

Dieselben Vorzüge nach Inhalt und Form hat Lessing auch auf dem dritten der von ihm schriftstellerisch behandelten Gebiete, in seinen philosophischen und theologischen Streitschriften, bewiesen. Was sie einst als wissenschaftliche Leistungen bedeutet haben, kommt heute natürlich nur noch wenig in Betracht. Der eitle Professor Klotz in Halle, der durch die „Briefe antiquarischen Inhalts" um seinen Ruf als Gelehrter und als Mensch kam, ist uns ebenso gleichgültig wie der streitbare Hauptpastor Goeze und die übrigen Widersacher, die gegen die „Fragmente" auftraten und denen gegenüber Lessing, der übrigens, wie er nachdrücklich betont hatte, durchaus nicht in allen Stücken mit dem „Ungenannten" (Professor Reimarus in Hamburg) übereinstimmte, im Sinne der Aufklärung das Recht der freien Forschung vertrat. Aber auch diese Schriften zeigen neben der ungewöhnlichen Gelehrsamkeit und der überragenden Verstandesschärfe ihres Verfassers alle Vorzüge seines Stils. Im höchsten Grade anschaulich durch treffende Bilder und Vergleiche, wie's bei Klopstock der Fall war, im Gegensatz zu dessen prunkvollem Pathos, undurchsichtigem Satzbau und oft unverständlichen Wendungen einfach und schmucklos in der Darstellung, durchsichtig im Satzbau, klar und bestimmt im Ausdruck bezaubert Lessings Sprachkunst vor allem durch die Schärfe der logischen Gedankenentwicklung, die mit ihrer induktiven Beweisführung den Leser unwillkürlich in ihren Bann zwingt und durch schlagende Kürze sowie scharf zugespitzte Gegenüberstellungen auch den Widerstrebenden fortreißt.

Lessings bleibende Bedeutung beruht aber nicht nur auf diesen stofflichen und sprachlichen Vorzügen seiner Schriften. Sie sind an sich gewaltig und hoher Bewunderung wert. Was damit für das deutsche Schrifttum geleistet worden ist, wird unvergessen bleiben, solange es ein bewußtes Deutschtum geben wird. Einer, der dafür ein besonderes Verständnis hatte, Friedrich Rückert, hat dem großen Kritiker und Dichter den Ehrennamen des „Befreiers" beigelegt. „Die Befreiung vom Wertlosen, die Erlösung vom Undeutschen" sind sein unsterbliches Verdienst. Dazu kommen die positiven Werte, die vor allem in „Minna von Barnhelm" als mustergültigem Vorbild eines Lustspiels höherer Gattung, in den unvergänglichen Wahrheiten und Schönheiten seines „dramatischen Gedichts" (Nathan) und in den Vorzügen seiner sprachlichen Darstellung liegen.

Aber daß das alles so werden konnte und so wirken mußte, ist im letzten Grunde der Ausfluß der liebens- und bewunderungswerten Persönlichkeit dieses edelsten Vertreters der Aufklärung. Seine Fehler brauchen deshalb nicht verhehlt zu werden. Auf seine Unstetigkeit und seine Unfähigkeit hauszuhalten wurde schon hingewiesen. Auch über den Stolz und das übertriebene Ehrgefühl, die den Wortkargen selbst den nächsten Angehörigen und den besten Freunden gegenüber oft völlig verstummen ließen, wenn er nur Trübes hätte melden können (vgl. Tellheim), ist oft geklagt worden. Aber das alles wird überstrahlt durch die Vorzüge seiner echt mannhaften Seele, seiner edlen Gesinnung, seines liebevollen und treuen Gemüts. Er hat mit dem Pfunde, das ihm in seinem unbezähmbaren Wissensdrang, seinem überragenden Scharfsinn, seiner unermüdlichen Arbeitsfreudigkeit gegeben worden war, mit einer seltenen Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit gewuchert, und die leidenschaftliche Wahrheitsliebe, die ihn zu einem so unerbittlichen Streiter werden ließ, hat ihn für

alle Verkannten eintreten lassen[1]) und ihn die schönste Demut gelehrt.[2]) Was seine Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit seinen Angehörigen, seinen Freunden und allen, die ihm mit Bitten nahten, gewesen sind, haben sie ihm über das Grab hinaus gedankt. Für den Adel seiner Seele aber ist das Wort bezeichnend, das er nach der ihm durch Friedrichs des Großen Voreingenommenheit bereiteten bitteren Enttäuschung in „Minna von Barnhelm" schreiben konnte: „Der König kann nicht alle verdienten Männer kennen, und wenn er sie auch alle kennt, so kann er sie nicht alle belohnen", nicht minder aber auch das in seiner Ergebung und Gefaßtheit so rührende Zeugnis vom Sarge seines Sohnes und dem hoffnungslosen Krankenlager seiner Gattin: „Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen, aber es ist mir schlecht bekommen." So ist er durchs Leben gegangen, aufrechten Ganges und erhobenen Hauptes trotz aller Widerwärtigkeiten und Schicksalsschläge, gefürchtet von allen, die seine unbestechliche Wahrheitsliebe zu scheuen hatten, geliebt und verehrt von Unzähligen, die seine zarte Rücksichtnahme kannten. „Dem Deutschen geht das Herz auf, wenn er von Lessing redet."[3])

---

§ 37. Herder (1744–1803).

In weit höherem Grade als Lessing, den er in mannigfacher Hinsicht ergänzte, verdankt Johann Gottfried (von) **Herder** seine Einreihung in die Vorklassiker mehr seiner kritischen und wissenschaftlichen als seiner dichterischen Tätigkeit.

Herder war — auch darin ein Gegenstück zu Wieland, Klopstock und Lessing — Ostpreuße von Geburt. In Mohrungen, der Hauptstadt des mittelsten unter den an Westpreußen grenzenden fünf ostpreußischen Kreisen, wirkte sein Vater, der von Hause aus Weber war, als Lehrer und Kantor. Die Familie lebte in dürftigen Verhältnissen. Unter mannigfachen Entbehrungen ist daher der reichbegabte Knabe aufgewachsen. Die frommen Eltern haben außer dem ernst religiösen Sinn, dem ausgeprägten Pflichtgefühl und dem ausdauernden Fleiß — Eigenschaften, die er sein Leben lang betätigt hat — auch die Liebe zur Natur, zur Dichtkunst und Musik früh in ihm geweckt. Aber er ist, schon von jungen Jahren an zu harter Arbeit genötigt, seiner Jugend nie recht froh geworden.

Dem brennenden Wunsch des Knaben, sich dem geistlichen Stande zu widmen, schienen sich unüberwindliche Hindernisse in den Weg zu stellen. Den Eltern fehlten die Mittel, ihm über den Besuch der städtischen Lateinschule hinaus noch eine weitere Ausbildung angedeihen zu lassen. Eine Aussicht, die sich ihm in der Vaterstadt zu eröffnen schien, erwies sich als trügerisch. Einer der Stadtgeistlichen nahm ihn zu sich ins Haus, aber die

[1]) Vgl. seine „Rettungen — d. h. Rechtfertigungen — des Horaz" u. a. sowie sein Wort: „Auf wen alle losschlagen, der hat vor mir Frieden."

[2]) Vgl. die bekannten Worte aus der „Duplik": Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgendein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. . . . Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: „Wähle!", ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: „Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein."

[3]) H. Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrunderts.

erhoffte Förderung seiner Wünsche fand der von lebhaftem Bildungsdrang erfüllte Jüngling dort nicht. Zwar hatte er Gelegenheit, die zeitgenössischen Dichter, die er in der Bücherei seines Brotherrn fand, kennen zu lernen. Im übrigen wurde er von dem literarisch tätigen Manne nur zu qualvollen Abschreiberdiensten, zu denen ihn seine gute Handschrift befähigte, und zu allerlei niedriger Hausarbeit ausgenützt, so daß er später über die trübe Zeit im Dienste dieses „Tyrannen und Heuchlers" bittere Klage geführt hat.

Mit einem Male wurde ihm unverhoffte Hilfe zuteil. Im Winter 1761/62 kam mit einem russischen Regiment ins Winterquartier nach Mohrungen ein Wundarzt deutscher Herkunft, der an dem geweckten jungen Menschen Wohlgefallen fand, ihn mit nach Königsberg nahm und ihn studieren lassen wollte. Freilich mit der Medizin, für die ihn sein Wohltäter bestimmt hatte, wurde es nichts. Herder fiel bei der ersten Leichenöffnung, der er beiwohnte, in Ohnmacht und wandte sich, obwohl er damit der ihm zugesagten Unterstützung verlustig ging, der Theologie zu.

Nur etwas über zwei Jahre hat seine Studienzeit gedauert. Seinen Unterhalt während dieser Zeit hat er sich zumeist durch Privatunterricht erwerben müssen. Mit Hilfe seiner eigenartigen Lehrgabe gelang es ihm, in einer altberühmten Königsberger Erziehungsanstalt, wo man ihm zunächst einige Aufsichtsstunden anvertraut hatte, als Lehrer, bald sogar in oberen Klassen, beschäftigt zu werden. Trotzdem ermöglichten es ihm seine hervorragende Begabung, seine gewaltige Arbeitskraft und sein zäher Fleiß, sich eine Fülle gediegener Kenntnisse anzueignen. Neben seinem eigentlichen Fach hat er vor allem Literatur und Philosophie getrieben. Für letztere war Immanuel Kant (1724—1804) sein Lehrer, damals freilich noch ein wenig bekannter Privatdozent. Näher noch als ihm trat Herder dem „Magus des Nordens", Hamann, der ihn in Shakespeare einführte, für die Schönheit der Volksdichtung begeisterte und nächst Kant auf Rousseau hinwies, mit dessen Schriften er sich eingehend beschäftigte.

Anmerkung. Den Beinamen „Magus des Nordens" verdankt Hamann (1730—1788) seiner schwer verständlichen Schreibart. Um ihretwillen sind seine Schriften vergessen worden. Es sind aber wichtige Anregungen von ihm ausgegangen. Im Kampf gegen die vom Rationalismus ausgegangene übertriebene Wertung des Verstandes und die einseitige Betonung der Moral ist er als einer der Bahnbrecher für das Recht des Gemüts und die Bedeutung des Glaubens eingetreten. — Nach mehrjähriger Tätigkeit als Hauslehrer lebte er von 1759 bis 1787 in seiner Vaterstadt Königsberg, wo er untergeordnete Stellungen bei der Steuerbehörde bekleidete.

Auf Hamanns Empfehlung erhielt Herder bereits im Herbst 1764, wenig über zwanzig Jahre alt, eine Stelle an der Domschule in Riga. Durch seine anregende Lehrweise und sein gewandtes Auftreten wußte er sich bald Anerkennung zu erringen. Auch als Kanzelredner erfreute er sich — man hatte ihn in ein Predigtamt berufen — einer großen Beliebtheit. Dabei war er eifrig schriftstellerisch tätig. In jener Zeit erschienen seine ersten bedeutenden Schriften, die durch Lessings Literaturbriefe und den Laokoon veranlaßten und beeinflußten „Fragmente über die neuere deutsche Literatur" (1767) und die „Kritischen Wälder[1]) oder Betrachtungen, die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend" (1769).

[1]) „Wälder": eine damals mit Vorliebe gebrauchte, dem Lateinischen entlehnte Bezeichnung, etwa = Sammelband (vgl. Opitzens letzte Gedichtsammlung „Poetische Wälder").

Doch blieb er nur reichlich vier Jahre in Riga. Im Frühjahr 1769 gab er sein Amt auf. Infolge seiner inneren Unstetigkeit waren ihm die Stadt und die dortigen Verhältnisse verleidet. Dazu hatte er sich durch anfängliche Ableugnung seiner Schriften in eine mißliche Lage gebracht. In seinem genialen Unverständnis für Geld und Geldeswert machte er sich auch nichts daraus, sich lediglich auf die Unterstützung seiner Freunde zu verlassen. So trat er zur See eine Reise nach Frankreich an. Sie ist für seine weitere Entwicklung von großer Wichtigkeit geworden. Gerade angesichts der französischen Kultur, mit der er sich eingehend beschäftigte, erwachte in ihm das bewußte Deutschtum, das ihn fortan mit Entschiedenheit für die Förderung des deutschen Geisteslebens und die Pflege seiner Eigenart eintreten ließ.

Noch vor Ende des Jahres 1769 kehrte Herder nach Deutschland zurück, um einen jungen holsteinschen Prinzen auf einer mehrjährigen Reise zu begleiten. Doch trennte er sich, nachdem er sich während eines längeren Aufenthalts in Darmstadt verlobt hatte, bereits im Herbst des folgenden Jahres von der Reisegesellschaft und blieb in Straßburg zurück. Während der schmerzhaften Behandlung eines alten Augenübels verkehrte er hier eifrig mit Goethe, für dessen Entwicklung diese Zeit von entscheidender Bedeutung wurde.

Seiner Dankbarkeit hatte Herder die angesehene Stellung, die er fast dreißig Jahre lang in Weimar bekleidet hat, zu verdanken. 1771 war er zunächst Hofprediger in Bückeburg geworden und hatte hier seinen Hausstand begründet. Das hatte ihm zwar zu ungetrübtem häuslichen Glück verholfen. Seine geistig bedeutende und hauswirtschaftlich äußerst tüchtige Gattin, die auch der durch des Gatten unwirtschaftliche Art entstandenen Schulden Herr zu werden wußte, ist ihm bis an sein Lebensende die treueste Gefährtin und beste Freundin geblieben. Auch seine schriftstellerische Tätigkeit nahm wieder einen größeren Umfang an.[1]) Aber er hat sich in den engen Verhältnissen der kleinen, abgelegenen Residenz nie wohl gefühlt und folgte daher mit Freuden dem Ruf des Weimarer Herzogs. Im Herbst 1776 trat er sein Amt als Generalsuperintendent an.

Er übernahm damit eine gewaltige Arbeitslast, unter der er manchmal zu erliegen meinte. Aber sie gab ihm Gelegenheit zu segensreichem Wirken. Für die religiösen und kirchlichen Verhältnisse des Landes wie für die Schulen, die ihm gleichfalls unterstellt waren, hat er Wesentliches geleistet, für die höheren ebenso wie für die Volksschulen, zu deren Bestem er ein Lehrerseminar ins Leben rief. Auch ermöglichten ihm sein Fleiß und seine Arbeitskraft, besonders in der ersten Hälfte der Weimarer Jahre, trotz der Fülle seiner Amtsgeschäfte eine reiche schriftstellerische Tätigkeit[2]) und anregenden

---

[1]) 1772 erschien „Über den Ursprung der Sprache", 1773 folgten die „Blätter von deutscher Art und Kunst" (darin von Herder „Über Ossian und die Lieder alter Völker" und „Shakespeare"), 1774 die „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts", eine dichterische Erläuterung von 1. Mos. 1—6, und zahlreiche andere religiöse Schriften.

[2]) Die wichtigsten Schriften aus der Weimarer Zeit sind seine durch die 1765 erschienene Sammlung des Engländers Percy angeregten „Volkslieder", von einem späteren Herausgeber „Stimmen der Völker in Liedern" genannt, 1778/79, „Vom Geist der hebräischen Poesie" 1782/83, die „Ideen zur Philosophie der Geschichte" 1784—1791, „Briefe zur Beförderung der Humanität" 1793—1797, und der „Cid", erst 1805 nach seinem Tode erschienen. — Herder versteht übrigens unter „Volksliedern" nicht nur, was heute diesen Namen trägt, sondern schließt das volkstümliche Lied sowie die der Eigenart des Volkes entsprechende Kunstdichtung mit ein.

Verkehr. Neben Goethe standen ihm vor allem die Herzogin Luise und Wieland nahe. Aber je länger je mehr hatte er unter den üblen Wirkungen seiner Charakterfehler zu leiden. Reizbar, empfindlich, mißtrauisch und, bei aller ihn sonst auszeichnenden Milde, in Augenblicksstimmungen zu schroffen Urteilen geneigt hatte er sich früh gezeigt. Infolge der Anfälligkeit, an der er während des letzten Jahrzehnts seines Lebens litt, traten jene üblen Eigenschaften immer schärfer hervor. „Er vergällte sich und andern die schönsten Tage, da er jenen Unmut, der ihn in der Jugend notwendig ergriffen hatte, in der Folgezeit durch Geisteskraft nicht zu mäßigen wußte", schreibt Goethe von dem einst so hoch verehrten Freunde, dem er sich trotz mehrfacher Entfremdungen immer wieder in selbstlosem Entgegenkommen genähert hatte. Seitdem er mit Schiller, zu dem Herder ein näheres Verhältnis nicht zu gewinnen vermochte, in inniger Freundschaft verbunden war, ging die frühere Vertrautheit endgültig verloren und damit leider auch bei Herder das Verständnis für die gerade durch jenen Dichterbund bewirkte Erfüllung seiner eigenen dichterischen Wünsche und Hoffnungen. „Solange Atem Gottes in meiner Nase weht, will und werde ich streben, daß aus Rauch Feuer, aus hinfälliger Blüte Frucht werde", hatte er einst an Hamann geschrieben. Nun loderte das Feuer und die Früchte reiften, aber Herder vermochte nicht die rechte Freude daran zu haben. Das Verhängnis seines Lebens, über das er selbst gelegentlich so bitter klagen konnte,[1] die Unausgeglichenheit seines Wesens, brachte ihn darum. Auch unter Geldsorgen hatte er bei seinem verhältnismäßig geringen Einkommen und den Aufwendungen für die Erziehung seiner reichen Kinderschar wieder oft zu leiden und trug daran in Tagen der Krankheit besonders schwer, zumal er, hauptsächlich wegen der Enttäuschungen, die er in dieser Hinsicht erlitten hatte, zu dem Herzog in ein sehr gespanntes Verhältnis gekommen war. So war er am Abend seines Lebens trotz der Freude, die er an seinen Kindern erlebte, vereinsamt und verbittert. Am 18. Dezember 1803, im Todesjahre Gleims und Klopstocks, starb er nach wiederholten Schlaganfällen.

Herders dichterische Bedeutung ist gering. Außer einigen Legenden, Parabeln, Paramythien ist, wenn man von den heute auch mehr dem Namen nach bekannten Nachdichtungen des „Cid" absieht, kaum etwas lebendig geblieben. Aber durch seine schriftstellerische Tätigkeit hat er die Entwicklung des deutschen Schrifttums in hervorragender Weise gefördert. Vielfach ist er dabei in den Bahnen Lessings gegangen. In der Forderung einer nationalen Dichtkunst und der Verwerfung der Nachahmung französischer Vorbilder stimmen beide ebenso überein wie in dem Hinweis auf die Vorzüge Homers und Shakespeares. Aber andererseits geht er über Lessing hinaus, namentlich durch die Nachdrücklichkeit, mit der er Rousseaus Forderung „Zurück zur Natur" zum Grundgesetz auch für die Dichtung seiner Zeit machte. Nicht daß er damit etwas ganz Neues gesagt hätte. Auch Lessing hat schon auf die Quellen echter Dichtkunst hingewiesen, die im Volkslied sprudeln. Aber daß die Pflege persönlicher und nationaler Eigenart, die ungehemmte Darstellung des eigenen Empfindens und inneren Erlebens, der Kampf gegen den Zwang der Regel, die Abneigung gegen Hergebrachtes

[1] „Wenn irgendein Mensch das nicht ist, was er sein könnte und sein sollte, so bin ich's", bekennt er von sich selbst.

und Gesetzmäßiges zu Losungsworten des jüngeren Dichtergeschlechts (s. S. 77) wurden, das ist doch wesentlich auf Herders einschlägige Schriften zurückzuführen, die „Fragmente“, „Wälder“, „Ossian“[1]), „Shakespeare“. Und dabei ist er nicht in Rousseaus Verherrlichung der Rückkehr zum Urzustande stecken geblieben. Er hat seinen Meister überflügelt durch die mit immer stärkerem Nachdruck, wiederum in Übereinstimmung mit Lessing (Nathan; Erziehung des Menschengeschlechts) verlangte volle Ausgestaltung der in den Menschen gelegten Gaben und Kräfte, die Entwicklung zur Humanität, und ist dadurch erst recht der Vorläufer und Wegbereiter der beiden Großen geworden, die nach ihm kamen.

Im einzelnen haben seine Anregungen wesentlich zu dem Aufblühen der deutschen Balladen- und Romanzendichtung beigetragen. Ebenso hat er der Behandlung der Literaturgeschichte neue Bahnen gewiesen. Die heute allseitig anerkannte Notwendigkeit einer Berücksichtigung der geschichtlichen Bedingungen bei der Beurteilung der Dichtungen ist auf ihn zurückzuführen. Zugleich hat er durch seine zahlreichen Übersetzungen und Nachdichtungen die Kenntnis der Weltliteratur den Deutschen in einem bis dahin unbekannten Umfange vermittelt. Nicht minder sind ihm die philosophische Geschichtsbetrachtung, namentlich auf Grund seiner „Ideen“, und die vergleichende Erdkunde zu Dank verpflichtet, desgleichen die Pädagogik, für die er bereits die heute allseitig anerkannten Forderungen der Förderung der Denkkraft und Urteilsfähigkeit, der Selbständigkeit und Selbsttätigkeit, der Ausbildung für die Aufgaben des praktischen Lebens mit allem Nachdruck vertreten hat.

Auch die deutsche Prosa hat er mit Hilfe der ihm eigenen weitgehenden Sprachbeherrschung durch die Lebhaftigkeit und fortreißende Gewalt seines Stils sowie durch sein Eintreten für Vermeidung unnötiger Fremdwörter erheblich gefördert. Die „Originalität“ und Naturwahrheit der Darstellung, der sprunghafte Stil und die eigenartige Ausdrucksweise in den Schriften aus seinen mittleren Jahren sind dafür ebenso wirksam gewesen wie die vorbildliche Klarheit in den Schriften aus seiner späteren Zeit, namentlich in den „Schulreden“. Dabei tritt überall der Unterschied von Lessing in bemerkbarer Weise zutage. Bei ihm war das Verstandesmäßige in erster Reihe ausschlaggebend. Daher war seine Sprache von seinem ersten Auftreten an fast ohne Entwicklung. Besonnene Ruhe und streng wissenschaftliche Methode sind die hervorstechenden Kennzeichen seiner kritischen Schriften. Herders Anziehungskraft und nachhaltige Wirkung beruhen dagegen wesentlich auf der Lebhaftigkeit des Gefühls, das seiner ständig wechselnden, immer aber anregenden, bilderreichen, oft kühnen Darstellung den fortreißenden Schwung der Begeisterung verlieh.

Für seine persönliche Eigenart haben zeit seines Lebens das Eintreten für hohe Ideale, das warme Empfinden für alles Edle, Schöne, echt Menschliche, sein Reichtum an anregenden, vielfach neuen Gedanken, seine umfangreichen Kenntnisse und sein emsiger Fleiß die Grundlagen gebildet. Unter den üblen Nachwirkungen der ihm anhaftenden Empfindlichkeit und

[1]) Die angeblichen Lieder dieses dem dritten nachchristlichen Jahrhundert angehörigen altschottischen Volksdichters waren 1760—1765 durch den Schotten Macpherson veröffentlicht worden. In Wirklichkeit waren es meist Nachdichtungen des Herausgebers.

Schroffheit, der Abhängigkeit von Augenblicksstimmungen und des Mangels an Selbstzucht, der Neigung zu Überhebung und der Unfähigkeit zu neidloser Anerkennung fremden Verdienstes hat er selbst am schmerzlichsten gelitten. Um ihretwillen ist trotz der anfänglichen Begeisterung, die ihm entgegengebracht wurde, schon zu seinen Lebzeiten vergessen worden, was er geleistet hatte. Erst die neuere Gegenwart hat wieder gelernt, die von ihm ausgegangenen wertvollen Anregungen zu würdigen, die auch ihm einen Ehrenplatz unter den Vorläufern der klassischen Zeit unsers Schrifttums sichern.

---

§ 38. Nachwirkungen und Übergangserscheinungen.

a. Der Göttinger Dichterbund.

Ein Bindeglied zwischen dem ersten und dem letzten in der Reihe der Vorklassiker stellen die Dichter dar, die sich in dem sog. Göttinger Dichterbunde zusammenschlossen. Als begeisterte Schüler Klopstocks sind sie auf den Plan getreten. Ihren Namen, „Der Hain", hatten sie nach einer seiner Oden[1]) gewählt; Bekundung edler Begeisterung für Religion, Vaterland und Freiheit, für Natur und Freundschaft war ihr Ziel wie das seine; hingebende Verehrung für ihn, ihren bewunderten Meister, galt ihnen ebenso als Pflicht und Kennzeichen wie bittere Feindschaft gegen alle Französelei und den verabscheuten „Sittenverderber" Wieland. Je länger je mehr trat aber die Pflege der volkstümlichen Dichtung, wie sie von Herder so warm empfohlen worden war, bei den Mitgliedern des Bundes in den Vordergrund, und, was sie Wertvolles geleistet haben, liegt auf diesem Gebiete.

Die wichtigsten Mitglieder des 1772 unter Göttinger Studenten geschlossenen Bundes waren Johann Heinrich Voß, Hölty, zwei Grafen Stolberg; nahe standen ihm, ohne Mitglieder zu sein, Claudius und Bürger. Ihr Organ war der Musenalmanach.[2])

Voß (1751—1826), als gewählter „Ältester" der Mittelpunkt des Bundes, Sohn eines verarmten Pächters aus dem Mecklenburgischen, schon auf der Schule durch lebhaftes Interesse für klassische und deutsche Literatur ausgezeichnet, wurde Rektor in Otterndorf, Bezirk Stade, und Eutin, zuletzt Professor in Heidelberg. Er hat sich vor allem durch seine als Gesamtleistung heute noch unübertroffene Homerübersetzung und seine Idyllen einen Namen gemacht. Er ersetzte in ihnen — die bekanntesten sind „Luise" und „Der siebzigste Geburtstag" — die Künsteleien der namentlich durch den Zürcher Salomon Geßner eingeführten Bilder aus einem erdichteten Hirtenleben durch naturwahre, volkstümliche Schilderung einfacher ländlicher Lebensverhältnisse.

Hölty (1748—1776), ein Pfarrerssohn aus der Nähe von Hannover, achtundzwanzigjährig bald nach Beendigung seines Theologiestudiums an der Schwindsucht gestorben, war der begabteste Lyriker unter den eigentlichen

---

[1]) „Der Hügel (Parnaß; Sinnbild der griechischen Dichtung) und der Hain" (Eichenhain = Sinnbild der vaterländischen Dichtung).

[2]) Von dem ersten Herausgeber, dem Schleswiger Boie, stammt das heute noch viel gesungene Studenten- und Schülerlied von der Lore am Tore: Von allen Mädeln, so blink und so blank.

Bundesbrüdern. Seine Oden haben freilich trotz mancher hervorragenden dichterischen Schönheiten heute keine Lebenskraft mehr, aber einzelne seiner oft durch die aus seiner Krankheit sich erklärende Schwermut gekennzeichneten Lieder sind noch in weiten Kreisen bekannt; allgemein verbreitet ist sein Gedicht „Der alte Landmann an seinen Sohn“ (Üb' immer Treu und Redlichkeit).

Graf Friedrich **Stolberg** (1750—1819), Holsteiner von Geburt, der jüngere der beiden als Goethes Reisebegleiter auf der Schweizerreise bekannten Brüder, hat uns mehrere wirksame vaterländische Lieder geschenkt, vor allem „Sohn, da hast du meinen Speer“ und „Mein Arm wird stark und groß mein Mut“. Er hat sich später durch seinen Übertritt zum Katholizismus mit den früheren Freunden entzweit.

Matthias **Claudius** (1740—1815), ein holsteinscher Pfarrerssohn, Jurist von Beruf, war durch seine innige Frömmigkeit, seine Gemütstiefe und Schalkhaftigkeit, seine Vorliebe für das Einfache und Naturgemäße sowie seine echt lyrische Begabung zu volkstümlicher Wirkung besonders geeignet. Von seinen Liedern sind heute noch das volksliedartige „Christiane“ (Es stand ein Sternlein am Himmel), das „Abendlied“ (Der Mond ist aufgegangen), „Der Tod und das Mädchen“ (Vorüber! Ach, vorüber! Geh, wilder Knochenmann! — Vertonung von Schubert), „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher“, „Stimmt an mit hellem, hohem Klang“ in weiten Kreisen bekannt, nicht minder seine Schnurren „Wenn jemand eine Reise tut“, „War einst ein Riese Goliath“. In der nach seinem langjährigen Wohnsitz Wandsbeck bei Hamburg benannten Wochenschrift „Der Wandsbecker Bote“, der er durch seine volkstümliche Schreibweise zu weitreichender Wirkung verhalf, hat er sich in der letzten Zeit leider zu Übertreibungen einer gesuchten Volkstümelei verleiten lassen. Aber in seinen gesammelten Werken ist viel Stilles und Feines zu finden, das bleibende Beachtung verdient.[1])

Bürger (1747—1794), ein Pfarrerssohn aus dem Harz (Grafschaft Mansfeld), erst Theologe, dann während seiner Göttinger Studienjahre Jurist, darauf Amtmann eines Gerichtsbezirks in der Nähe von Göttingen, zuletzt unbesoldeter Professor der Philosophie daselbst, ist durch seine „Lenore“ der Begründer der deutschen Balladendichtung geworden und hat sich zugleich als einer ihrer größten Meister erwiesen. Auch was von seinen sonstigen Dichtungen noch bekannt ist, gehört der volkstümlichen Richtung an (Der wilde Jäger, Das Lied vom braven Mann, Der Kaiser und der Abt). Leider verband sich mit seiner großen Begabung die ihm von Schiller (Über Bürgers Gedichte 1791) mit hohem sittlichen Ernst vorgehaltene Willensschwäche. Infolge dieser inneren Haltlosigkeit zerrann auch ihm wie einst dem ihm wesensverwandten Christian Günther sein Leben. Körperlich und seelisch zerrüttet, fast völlig verarmt, starb er, erst siebenundvierzigjährig, gequält durch zu späte Reue über sein selbstverschuldetes Unglück.

Nach der Art seines Schaffens steht den auf Pflege der volkstümlichen Dichtungen gerichteten Bestrebungen des Göttinger Dichterbundes auch Johann Peter **Hebel** nahe, der in seinen Dichtungen namentlich mit Voß

[1]) Vgl. W. Herbst, Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. Ein deutsches Stilleben. 4. Aufl. Gotha (Perthes) 1878.

und Claudius mannigfache Verwandtschaft zeigt. Er war 1760 als Sohn eines Webers aus einem Dorfe in der Nähe von Schopfheim (südwestliches Baden) in Basel, wo seine Eltern den Sommer über zu tagelöhnern pflegten, geboren. Schon nach einem Jahre verlor er den Vater, mit dreizehn Jahren die Mutter. Durch tatkräftige Hilfe von Gönnern wurde dem begabten Knaben, der bis dahin nur die Dorfschule besucht hatte, der Besuch des Gymnasiums ermöglicht. Schon mit achtzehn Jahren konnte er die Universität beziehen. Er studierte Theologie, war aber seit 1780 zunächst im Schulamte tätig. 1791 kam er als Hilfsgeistlicher und als Lehrer am Gymnasium nach Karlsruhe und stieg schnell zu hohen Ehren auf. 1808 wurde er Direktor des Gymnasiums, 1819 evangelischer Prälat. Er starb 1826 auf einer Dienstreise in Schwetzingen bei Mannheim.

Als Dichter hat er seinen Namen zunächst durch die 1803 gesammelt herausgegebenen Alemannischen Gedichte bekannt gemacht, die nicht nur als Vorbilder für spätere mundartliche Dichtungen, sondern auch wegen ihrer tiefen Empfindung, ihrer sinnigen Art, einer auf liebevoller Naturbeobachtung begründeten anschaulichen Darstellungsweise und einer anziehenden Sprache Bedeutung behalten. Besonders glücklich war Hebel in der Verwendung von Personifikationen und in der Art, wie er seine lehrhaften Absichten — nicht umsonst heißt der Nebentitel der Gedichte: „Für Freunde ländlicher Natur und Sitten“ — durch neckischen Scherz zu verhüllen und dadurch zugleich die Erreichung seines Zwecks zu sichern wußte. In ähnlicher Weise sind die Geschichten des „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes“ (1811), die Hebel zuerst in dem von ihm herausgegebenen Kalender „Rheinischer Hausfreund“ veröffentlicht hatte, durch sittlichen Ernst, echt volkstümliche Darstellung und prächtigen Humor ausgezeichnet.

b. Sturm und Drang.

Den Namen führt diese Zeitrichtung nach einem Drama Maximilian Klingers, eines der wenigen unter jenen „Original- und Kraftgenies“, die ihre sie kennzeichnende Maßlosigkeit später zu zähmen wußten.

Ihr Wesen und ihre Absichten erklären sich aus der in Herders Jugendschriften mit großer Begeisterung auf die Dichtkunst übertragenen Rousseauschen Forderung „Zurück zur Natur“. Was ihr letzten Endes zugrunde lag und ihre Ausgestaltung in erster Reihe bestimmte, war die aus den Zeitverhältnissen sich naturnotwendig ergebende Gegenwirkung gegen den übertriebenen Zwang, der damals auf fast allen Gebieten herrschte und in Staat und Kirche, Haus, Schule und Gesellschaft in gleicher Weise hervortrat. So wollte man nun auch für die Dichtung das goldene Zeitalter heraufführen. Eine spätere Zeit hat als „Recht der Persönlichkeit“ und „berechtigten Anspruch auf ungehemmtes Sichausleben“ bezeichnet, was dies damalige „junge Deutschland“ wollte. Was in der Blütezeit des Mittelalters als Vorbedingung echter Mannestugend und Dichterwürde angesehen wurde, die „Maße“ (Selbstzucht), wurde nun in das Gegenteil verkehrt. Auflehnung gegen alle Autorität galt als Grundgesetz. Die Herrschaft der Vernunft sollte ein Ende haben, Phantasie und Gefühlsüberschwang bekamen den weitesten Spielraum. Wohlanständigkeit und die so lange gepflegte Nüchternheit galten als Beschränktheit; Tollheit und Wildheit sollten das

Genie bekunden. Für die in der Selbstbeschränkung liegende Kraftbezeugung fehlte diesen jugendlichen Kraftmenschen das Verständnis. Darum wurde „Freiheit“ für sie Losung und Feldgeschrei. Und das sollte nicht nur für alle Formen des persönlichen Lebens gelten und wilde Empörung gegen alle Einschränkungen zur Pflicht machen. Auch für die sprachliche Darstellung und die dichterische Formengebung wurde diese Freiheit von allen Gesetzen und Regeln, wie man sie bei dem als Muster gefeierten Shakespeare zu finden glaubte, als das einzig Naturgemäße in Anspruch genommen. So ergeben sich die arge Ausartung der Sprache nach Ausdrucksweise und Satzbildung, die Verwerfung des Verses und böse Zerrbilder von dem, was man sonst unter dramatischer Geschlossenheit verstanden hatte. Und was für die Form galt, wurde auch auf die Stoffe übertragen. Das „Natürliche“ war das allein Künstlerische. Also galt es die Darstellung der gemeinen Wirklichkeit. Weil aber dem Alltäglichen auf die Dauer die Anziehungskraft fehlt, griff man mit Vorliebe zu dem Außerordentlichen, zum Gräßlichen und Entsetzlichen. Vater-, Bruder-, Kindermord wurden Lieblingsstoffe.

Von dieser Selbstüberschätzung und Maßlosigkeit haben sich nur die drei Großen unter den Vertretern von „Sturm und Drang“ rechtzeitig frei zu machen gewußt, weil sie innerlich darüber hinausgewachsen waren: Herder, Goethe, Schiller. Die andern sind darüber zugrunde gegangen oder haben sich in der Minderwertigkeit ihrer Leistungen selbst das Urteil gesprochen. Auch auf dem mit Vorliebe gepflegten Gebiete des Dramas hat keiner von ihnen etwas Bleibendes zu schaffen gewußt. Die Dramen des reichbegabten, früh in Wahnsinn verfallenen Livländers Lenz (1751—1792) und die von Goethes Landsmann Klinger (1752 bis 1831) sind ebenso der Vergessenheit anheimgefallen wie der für Schillers Jugendentwicklung bedeutsame „Julius von Tarent“ des Hannoveraners Leisewitz (1752—1806). Man braucht sie auch nur neben die fast gleichzeitig erschienene „Emilia“ Lessings zu stellen, um das zu begreifen. Auch der begabteste Lyriker aus jenem Kreise, der Schwabe Christian **Schubart**, ist heute zumeist nur wegen seines traurigen Schicksals bekannt. Er wurde vom Herzog Karl Eugen von Württemberg, unter dessen Willkür auch Schiller so viel zu leiden hatte, wegen eines Spottgedichts zehn Jahre lang ohne Verhör und Urteilsspruch auf der Feste Hohenasperg gefangengehalten.

Trotz dieser geringen Erfolge bleibt aber den Bestrebungen dieser Richtung ein unverlierbarer Ruhm in dem, was sie für Goethes und Schillers Entwicklung bedeutet haben. Was sie vom „Sturm und Drang“ übernahmen und die Art und Weise, wie sie es innerlich überwanden, hat auf die beiden Meister der zweiten Blütezeit unserer Dichtung weitgehenden Einfluß ausgeübt.

IV. Die zweite Blütezeit der deutschen Dichtung: Das Zeitalter Goethes und Schillers.

1765(1780)—1790 Joseph II. (1781 Toleranzedikt und Aufhebung der Leibeigenschaft); 1790—1792 Leopold II.; 1792—1806 Franz II. (Franz I. von Österreich bis 1835).

Haydn (geboren in Rohrau an der Leitha 1732); Schöpfung und Jahreszeiten (1797); † Wien 1809;

Mozart (geboren in Salzburg 1756); Figaros Hochzeit (1783), Don Juan (1797), Zauberflöte; Requiem (1791), † Wien 1791;

Beethoven (geboren in Bonn 1770); Eroika 1805, 9. Symphonie 1825, Missa solemnis 1826; † Wien 1827.

1786—1797 Friedrich Wilhelm II. (Immanuel Kant, 1724—1804, seit 1770 Professor in Königsberg); 1797—1840 Friedrich Wilhelm III.

1789 (14. Juli) Bastillesturm in Paris; 1793 Hinrichtung Ludwigs XVI.;

1794 Hinrichtung Robespierres; 1795—1799 das Direktorium; 1799—1804 Napoleons Konsulat; 1804—1814 (1815) Napoleon I.

1792—1797; 1799—1802; 1805 die Koalitionskriege.

1805 Dreikaiserschlacht bei Austerlitz; 1806 (14. Oktober) Schlachten bei Jena und Auerstädt.

1807 der erste regelmäßige Dampferverkehr auf dem Hudson.

1807—1808 Stein, Hardenberg, Scharnhorst.

1810 Tod der Königin Luise; Errichtung der Berliner Universität: Schleiermacher († 1834), Fichte († 1814), Hegel († 1831).

1813—1815 die Befreiungskriege (Wiener Kongreß 1814—1815).

1814 Erfindung der Lokomotive durch den Engländer Stephenson.

---

§ 39. Vorbedingungen und Grundlagen für die Entwicklung des deutschen Schrifttums in der klassisch-romantischen Zeit.

Die zweite Blütezeit der deutschen Dichtung, die durch Goethe und Schiller heraufgeführt wurde und in der Romantik einen reichen Nachsommer erlebte, stellt in einer Hinsicht eine einzigartige Erscheinung dar. Wo sich sonst ein derartiger Aufschwung literarischen Lebens eingestellt hat, fiel er immer mit einem Höhepunkt nationaler Machtentfaltung zusammen. So war's in der alten Welt bei Griechen und Römern, so zur Zeit der Hohenstaufen für Deutschland, im Zeitalter Ludwigs XIV. für Frankreich, in den Tagen der Königin Elisabeth für England. Die zweite klassische Periode der deutschen Dichtkunst ist ohne eine derartige Gunst der Verhältnisse zustande gekommen. Was Friedrich der Große geleistet hatte, war freilich gewaltig nach außen und innen. Aber in bezug auf das gesamte Deutschland waren dadurch doch nur die ersten Ansätze geschaffen worden, die nur allzubald durch Stillstand gehemmt, dann durch jämmerlichen Niedergang wieder vernichtet wurden. Daß trotzdem derartige Großtaten möglich waren, wie sie durch die Namen **Goethe** und **Schiller** bezeichnet werden, bleibt eines der wertvollsten Ruhmesblätter in der Geschichte des deutschen Geisteslebens und seiner Errungenschaften.

Denn was hier erreicht wurde, beruht doch nur zu einem Teil auf den überragenden Gaben der beiden Dichterfürsten. Es war seit langem angebahnt worden. Zunächst ist Klopstocks bahnbrechender Einfluß in Rechnung zu ziehen und das, was durch ihn für eine vertiefte Auffassung des

Lebens geleistet worden war. Dazu kam Lessings und Herders Eintreten für das auf einer Wiederbelebung altklassischer Ideale und auf religiösen Beweggründen fußende Streben nach Edelmenschentum, das durch die besonders von Göttingen und Halle ausgehende, durch Voßens Homerübersetzung auf weitere Kreise übertragene Erweiterung der Kenntnisse des klassischen Altertums unterstützt wurde und durch Kant eine wesentliche Förderung erhielt. Seine Schriften[1]) haben gleichzeitig die gefährlichen Hemmnisse beseitigt, die sich aus der Überschätzung des Verstandes wie aus der Überschwenglichkeit des Gefühls ergaben, und für Schillers die weitesten Volkskreise beeinflussende Wirksamkeit wichtige Grundlagen geliefert. Das alles gewann dann neue Lebenskraft durch die Freiheitsbewegungen jener Zeit, durch die auf Herder zurückgehende, an Goethes Jugenddichtungen und die besten Bestrebungen der Sturm- und Drangzeit anknüpfende Besinnung auf die in der Volksdichtung aller Zeiten und Völker geschaffenen Vorbilder sowie durch die Neuentdeckung der aus der deutschen Vergangenheit ererbten Schätze und das damit zusammenhängende Aufwachen des deutschen Einheitsgedankens, der namentlich auch infolge der in jene Zeit fallenden Umbildung der Gymnasien[2]) unter der gebildeten Jugend Anklang fand.

So wurden der klasischen wie der romantischen Dichtung die Grundlagen für ihre einerseits auf die Ideale des klassischen Altertums, andererseits auf die des deutschen Mittelalters zurückgreifenden dichterischen Bestrebungen geschaffen. Sie ergänzten sich gegenseitig und schufen vereint die Anregungen, die bis heute, gemeinsam und wechselweise, die deutsche Dichtung beeinflußt haben.

---

§ 40. Goethe (1749–1832).

Johann Wolfgang (von) **Goethes** Lebensgang ist in vielfacher Hinsicht vom Glück begünstigt gewesen. Der Kampf mit Not und Sorgen und widrigen äußerlichen Verhältnissen, an denen sich mancher zermürbt hat, ist ihm erspart geblieben. Seine ungewöhnlich reichen Gaben konnten sich ungehemmt entfalten, und er ist in jungen Jahren auf die Höhen des Lebens geführt worden.

Als Sohn wohlhabender Eltern war er am 28. August 1749 in Frankfurt am Main geboren. Sein Vater, der einer ursprünglich thüringischen Handwerkerfamilie entstammte[3]), lebte ohne Beruf mit den Titeln eines Dr. juris und Kaiserlichen Rats seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Neigungen. Die um mehr als zwanzig Jahre jüngere Mutter war die Tochter des Frankfurter Stadtschultheißen (Oberbürgermeisters) Textor.

[1]) Kritik der reinen Vernunft 1781; Kritik der praktischen Vernunft 1788; Kritik der Urteilskraft 1790.

[2]) Für Preußen hat in dieser Beziehung besonders der für das gesamte Schulwesen des Landes hochverdiente Kultusminister Friedrichs des Großen, Freiherr von Zedlitz, Bedeutung gewonnen, der im Verein mit Eberhard von Rochow auch für die Hebung der Volksschule mit Erfolg eintrat. In Weimar hat in erster Reihe Herder die Ausgestaltung des humanistischen Gymnasiums beeinflußt.

[3]) Der Großvater war Hufschmied in Artern an der Unstrut, der Vater wanderte als Schneider in Frankfurt ein, wo er eine wohlhabende Gasthofsbesitzerin ehelichte.

Beide Eltern waren in ihrem Wesen sehr verschieden: der Vater rechthaberisch, grämlich, oft schrullenhaft, wegen seiner ehrenhaften Gesinnung und der trotz des Mangels an besonderen Anlagen durch unsäglichen Fleiß und zähe Ausdauer erworbenen Kenntnisse in seinen Kreisen hoch geachtet, durch sein Wesen aber für Hausgenossen und Freunde oft schwer erträglich; die Mutter, eine gleichfalls nicht hochbegabte, aber kluge und weltgewandte Frau und eine sonnige Natur, die ihren heranwachsenden Kindern, vor allem dem Sohne im Gegensatze zu dem alternden Vater Vertraute und Freundin zu werden verstand. Beide haben auf ihren Erstgebornen in entscheidender Weise eingewirkt. Der Vater, der dem Sohne die Schulbildung zum großen Teile selbst übermittelte und sie, soweit er sie Privatlehrern überließ, sorgsam überwachte, war trotz der Menge der dem Knaben erschlossenen Stoffgebiete überall mehr auf Ausbildung der Denk- und Urteilskraft als auf die Aufspeicherung gedächtnismäßigen Wissens bedacht. Er hat in dem Sohne von früh an wissenschaftliches Streben angeregt, ihm Fleiß und Ausdauer, Gründlichkeit, Ordnungssinn und lebendiges Verantwortlichkeitsgefühl einzuimpfen und die dem Knaben und Jünglinge anhaftende, aus Maßlosigkeit des Empfindens geborne Haltlosigkeit durch Ausbildung einer eisernen Willenskraft zu zügeln gewußt. Der Mutter verdankt der Dichter viel für die Belebung und frühzeitige Ausgestaltung seiner reichen Phantasie.[1])

Was die Vaterstadt ihm an Anregungen mannigfacher Art vermittelte, hat er mit lebhaftem Dank in seiner Lebensgeschichte bekundet. Die in Baulichkeiten und Gebräuchen vielfach vorhandenen geschichtlichen Erinnerungen und das lebhafte Getriebe der Handelsstadt wirkten um so mehr auf den mit seltener Beobachtungsgabe und schöpferischer Einbildungskraft ausgerüsteten Knaben, als sie sich mit bedeutsamen Zeitereignissen und Gegenwartsstimmungen vereinten. Der Aufenthalt der französischen Besatzung in der Stadt, die Anwesenheit des Königsleutnants Graf Thoranc im Hause (1759) und die Kaiserkrönung Josephs II. (1764), von der des Stadtschultheißen Enkel naturgemäß mehr als andere Knaben seines Alters zu sehen bekam, waren dabei ebenso nachhaltig wirksam wie der Widerstreit zwischen dem „fritzisch“ gesinnten Vater und den altfrankfurter, reichsstädtischen Anschauungen des großelterlichen Hauses.

Mit sechzehn Jahren wurde Wolfgang Student. Er ging auf die Universität Leipzig (1765), um auf des Vaters Wunsch Jura zu studieren. Er war mit mannigfachen Kenntnissen ausgerüstet. Sein Leseeifer, den er vor allem an der Bibel, den deutschen Volksbüchern und den zeitgenössischen Dichtern betätigte, hatte ihm zu einer ungewöhnlichen Belesenheit verholfen. Dazu zeichneten ihn umfangreiche Sprachkenntnisse aus. Neben Latein, Griechisch und Hebräisch hatte er Französisch, Englisch und Italienisch getrieben.

Mit Fachstudien hat er sich in Leipzig wenig beschäftigt. Neben regem studentischen und gesellschaftlichen Verkehr, häufigem Theaterbesuch und eifriger Versenkung in alle bedeutenden literarischen Erscheinungen jener Zeit folgte er vor allem seiner Neigung zur Malerei. Er übte sich im Zeichnen und Radieren und legte durch diese eifrige Beschäftigung mit der bildenden Kunst, für die er aus Winkelmanns Schriften immer neue Anregung empfing, den Grund zu seiner Begeisterung für das Schönheitsideal des klassischen

[1]) „Vom Vater hab' ich die Statur, des Lebens ernstes Führen, vom Mütterchen die Frohnatur und Lust zu fabulieren.“

Altertums. Gleichzeitig gewann er durch den Verkehr mit befreundeten Medizinern die grundlegenden naturwissenschaftlichen und medizinischen Kenntnisse, die er später zu so staunenswertem Umfange erweiterte. Seine Liebe zu Käthchen Schönkopf, der Tochter seines Speisewirts, gab ihm zu mannigfacher dichterischer Tätigkeit Anlaß (Lieder, Die Laune des Verliebten). Er bewegte sich dabei, wie in den Versuchen aus den Frankfurter Knabenjahren, in den gebräuchlichen Bahnen. Nur bildete auch hier, wie überall in seinem späteren Wirken, das wirklich eigene innere Erleben die Grundlage seines Dichtens.[1]) Dazu wuchsen unter dem Einflusse Gellerts und seines mit Goethe befreundeten Vertrauten, des als Hofmeister eines jungen Grafen in Leipzig weilenden Behrisch, die Selbstkritik und das Verständnis für die Vorzüge schlichter Darstellung.

Ein Blutsturz machte seinem Leipziger Aufenthalt ein Ende. Ausgang August 1768 kehrte er nach Frankfurt zurück und genas langsam unter der treuen Pflege von Mutter und Schwester. Im Frühjahr 1770 siedelte er dann nach Straßburg über, um den von seinem Vater dringend gewünschten Abschluß seiner Fachausbildung zu bewirken. Er erreichte auch, obwohl er sich wieder mehr mit medizinischen als mit juristischen Studien abgab, sein Ziel: im August 1771 kehrte er als Lizentiat der Rechte nach Frankfurt zurück. Wesentlich wichtiger und für seine ganze Entwicklung entscheidend war, was er sonst aus Straßburg heimbrachte. In mehr als einer Hinsicht hat sich dort eine Ummwandlung in ihm vollzogen. Die Reize der elsässischen Landschaft, die mit ihrer Weite und Freiheit auf den von früh an für Naturschönheit begeisterten Jüngling ganz anders wirkte als die gartenartige Beschränktheit seiner bisherigen Umgebung, das Münster, überhaupt die Baudenkmäler und all die reichen geschichtlichen Erinnerungen der Stadt wie der im Kreise seiner Freunde und Tischgenossen gepflegte Gegensatz gegen französisches Wesen ließen in ihm ein bewußtes Deutschtum erwachen, das ihn zu eifriger Beschäftigung mit der deutschen Vergangenheit veranlaßte. Gleichzeitig wurden dem Dichter durch seine Liebe zu Friederike Brion, der Tochter des Pfarrers zu Sesenheim, sowie durch den Verkehr mit Herder (s. S. 72) für die Betätigung seiner reichen Gaben ganz neue Bahnen gewiesen. Was diese Ummwandlung für ihn bedeutete, bekunden die Erzeugnisse dieser Zeit: der Aufsatz „Von deutscher Baukunst“ (in Herders „Blättern von deutscher Art und Kunst“), die Friederike-Lieder (vor allem: Es schlug mein Herz; Wie herrlich leuchtet mir die Natur), die Ansätze zu Götz und Faust. Ausschlaggebend war dabei vornehmlich, was er Herder verdankte: eine ungemeine Erweiterung seines Gesichtskreises, die Begeisterung für die volkstümliche Dichtung und ein an Volkslied, Ossian, Homer und Shakespeare gebildetes klares Verständnis für ihre Bedeutung, die Überwindung der ihm bis dahin immer noch anhaftenden dichterischen Selbstzufriedenheit und des Wohlgefallens am „Netten, Eleganten und Virtuosen“ und die Umgestaltung seiner Sprache, für die er die von Herder betonte tragende Wirkung der Zeit-

---

[1]) „So begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen. Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession.“

wörter nunmehr in vollendeter Weise zu benützen wußte (vgl. „Willkommen und Abschied"). Überhaupt, alles, was am „Sturm und Drang" gut und richtig war, ist damals auf Goethe übergegangen. Zunächst war es freilich mit manchen Übertreibungen verbunden. Vor allem „Götz" ist dafür ein Beweis. Aber diese Ausartungen wurden allmählich überwunden, und was blieb, veredelte sich zu der seit Klopstocks Tagen um Anerkennung ringenden Einsicht: Der Dichter hat zu gestalten und auszusprechen, was der Mensch erlebte. Sie ist für Goethes gesamtes Dichten bestimmend geworden und hat dadurch unumstößliche Geltung für alle Dichter der kommenden Zeiten erhalten.

Im August 1771 kehrte Goethe nach Frankfurt zurück und ließ sich dort als Anwalt nieder. Er war aber häufig auf Wanderfahrten sowie zu Besuchen bei Freunden auswärts und im übrigen zumeist mit dichterischen und schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. Die erste, vom Dichter nicht veröffentlichte Bearbeitung des „Götz" (Ende 1771), in der die Straßburger Anregungen und vor allem die Selbstvorwürfe über den an Friederike begangenen Treubruch deutlich zutage treten, war das Bedeutsamste darunter. Dazu kamen zahlreiche in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" erschienene Rezensionen. Alle diese Arbeiten waren für Goethes Entwicklung um so wichtiger, weil er unter dem Einfluß des Darmstädter Kriegszahlmeisters Merck, der die in Straßburg von Herder übernommene Rolle des scharfsinnigen und strengen Kritikers fortführte, zu immer schärferer Selbstbeurteilung heranreifte.

Den folgenden Sommer (1772) verlebte er in Wetzlar, um sich durch Tätigkeit am Reichskammergericht für eine höhere juristische Laufbahn, die der Vater für ihn erstrebte, vorzubilden. Hier empfing er durch seine in ernster Selbstzucht überwundene Leidenschaft für die Braut eines Freundes, Charlotte Buff, die Anregungen zu seinem Roman „Die Leiden des jungen Werther" (September 1774). Er machte ihn mit einem Schlage zum weltberühmten Dichter und bewunderten, allgemein anerkannten Führer des jüngeren Dichtergeschlechts, weil all der gärende Gefühlsüberschwang jener Zeit und die innere Haltlosigkeit, der viele darüber verfielen, hier ihren hinreißenden Ausdruck fanden.

Auch sonst waren die drei Jahre, die Goethe nach der Rückkehr von Wetzlar wieder in Frankfurt verlebte, reich an Anregungen, inneren Erlebnissen und dichterischer Betätigung. Sein Dichterruhm, den schon die 1773 veröffentlichte Bearbeitung des „Götz" in weite Kreise getragen hatte, gab zu mannigfachem persönlichen und brieflichen Verkehr Anlaß. Der Briefwechsel mit Auguste Stolberg, der Schwester der beiden S. 75 genannten Grafen, häufige Besuche in benachbarten Städten, die dem Ruhelosen den Beinamen „der Wanderer" eintrugen, eine Rheinreise mit Lavater und Basedow 1774 — „Diner in Koblenz" —, die Schweizerreise mit den Brüdern Stolberg, Mai bis Juli 1775, stehen dabei in erster Reihe. Viele gewaltige Pläne und Entwürfe, die den Dichter beschäftigten, kamen infolge dieser Vielgeschäftigkeit über Ansätze nicht hinaus (Mahomet, Julius Cäsar, Prometheus) und wurden aufgegeben. Andere, die — wie Egmont in seiner sieghaft-fröhlichen, leidenschaftlich erregten und doch der rechten Entschlußkraft ermangelnden Art — mehr dem damaligen Wesen Goethes, seinem Kraft- und Selbstgefühl, seinem Glauben an Glück und Bestimmung und seinen inneren Kämpfen entsprachen, blieben späterer abschließenden Gestaltung

vorbehalten. Indessen gaben ihm seine Liebe zu dem späteren Vorbild seiner Dorothea, der Frankfurter Bankiertochter Elisabeth (Lili) Schönemann, die nach Überwindung zahlreicher Schwierigkeiten verkündete und dann wieder aufgelöste Verlobung Anlaß zu allerlei Liedern und kleineren dramatischen Schöpfungen, unter denen „Neue Liebe, neues Leben" und „Stella" hervorragen. Von entscheidender Bedeutung aber wurde (Dezember 1774) das Zusammentreffen mit einem fürstlichen Besucher, dem weimarischen Erbprinzen Karl August, Wielands ehemaligem Schüler. Acht Jahre jünger als Goethe und ihm in mancher Beziehung wesensverwandt, fühlte sich der Prinz von dem Dichter so angezogen, daß er ihn alsbald nach seiner Thronbesteigung an seinen Hof lud und ihn dort nicht nur dauernd zu fesseln wußte, sondern auch bis an sein Lebensende († 1828) in unveränderter Freundschaft mit ihm verbunden blieb.

Anfang November 1775 traf Goethe in Weimar ein. Manchen Mitgliedern des Hofes war der bürgerliche Freund des Herzogs ein Dorn im Auge. Aber Karl August hielt unentwegt zu ihm. Auch zur Herzoginmutter, Anna Amalia, gewann er schnell, zur Herzogin Luise, der jugendlichen Landesherrin, allmählicher ein herzliches Verhältnis und trat mehreren einflußreichen Personen der Hofgesellschaft näher, vor allem Wieland, dem Erzieher von des Herzogs jüngerem Bruder, Major von Knebel, dem herzoglichen Oberstallmeister und seiner feingebildeten Gattin, Charlotte von Stein. So wußte er, für den Augenblick mehr noch durch seine körperlichen Vorzüge[1]), seine gesellschaftliche Gewandtheit und seine geistige Überlegenheit als durch seinen Dichterruhm unterstützt, schnell seine Stellung zu sichern, der vom Herzog bereits nach einigen Monaten durch Übertragung eines einflußreichen Amtes eine feste Grundlage gegeben wurde (Juni 1776).[2])

Große und wertvolle Dienste hat Goethe dem Herzogtum geleistet. Namentlich das Finanzwesen sowie die Wegebau-, Bergwerks- und Forstverwaltung verdanken seinem hingebenden Fleiß und seiner Einsicht einen für die ganze Entwicklung des Landes bedeutsamen Aufschwung. Dazu hat er seinen fürstlichen Freund aufs günstigste beeinflußt und dessen stürmische Jugendlichkeit zu besonnener Reife zu entwickeln gewußt. Aus dem „Stürmer und Dränger", den der Herzog in ihm gesucht hatte, war bald ein seiner Verantwortung voll bewußter Berater und Erzieher geworden, der trotz aller willigen Beteiligung an wilden Jagden, Gelagen und manchem tollen Streich Klopstocks grämliche Vorwürfe mit gutem Recht zurückweisen konnte.

Die eigene Wandlung, die dem zugrunde lag, war längst vorbereitet. Mit dem „Götz" und dem „Werther", die weit und breit als die besten Erzeugnisse jener auf geniales Kraftmenschentum, Naturvergötterung und Empfindsamkeit gerichteten Bestrebungen gerühmt wurden, hatte sich der Dichter zum großen Teil von den Auswüchsen jener Richtung befreit. Vollendet wurde, was damit in ihm angebahnt war, durch Frau von Stein,

---

[1]) Wieland schrieb damals: Mit seinem schwarzen Augenpaar, zaubernden Augen mit Götterblicken, gleich mächtig zu töten und zu entzücken, so trat er unter uns, herrlich und hehr, ein echter Geisterkönig daher.

[2]) Zunächst war Goethe als Geheimer Legationsrat Mitglied des „Geheimen Konseil", von 1782—1786 als stellvertretender „Kammerpräsident" der Leiter der gesamten Staatsverwaltung. — 1782 wurde er auf des Herzogs Antrag vom Kaiser geadelt.

die die ihr entgegengebrachte Leidenschaft zu inniger Freundschaft und geistiger Gemeinschaft abzuklären wußte und damit auf Goethes Charakterentwicklung einen entscheidenden und heilsamen Einfluß ausübte.

Was sie dabei gleichzeitig für den Dichter bedeutete, bekunden seine Schöpfungen aus diesem ersten Weimarer Jahrzehnt, die sämtlich mehr oder minder zu dieser Frau in Beziehung stehen. Neben einer stattlichen Reihe der herrlichsten Lieder — die beiden „Wanderers Nachtlied" überschriebenen, „An den Mond", „Rastlose Liebe" in erster Reihe — kommen an dramatischen Erzeugnissen besonders die „Geschwister" (1776) und die Prosafassung der „Iphigenie" (1779) in Betracht, dazu unter den sonstigen Gedichten besonders der „Gesang der Geister über den Wassern", das auf der mit dem Herzog im Herbst 1779 unternommenen Schweizerreise gedichtet wurde. Auf die unter Herders Führung begonnene Vertiefung in Spinozas Ethik gehen „Grenzen der Menschheit" (wahrscheinlich 1781) und „Das Göttliche" (1782) zurück. Unter den Balladen ragen „Der Fischer" (1779) und „Erlkönig" (1781), denen Tagesereignisse zugrunde liegen, und „Der Sänger" (1782) hervor.

In diesem Gedicht kommt schon der Zwiespalt, der den Dichter je länger je mehr quälte, zum Ausdruck. Unter der drängenden Fülle von Amtsgeschäften und höfischen sowie gesellschaftlichen Verpflichtungen kam ihm immer peinlicher zum Bewußtsein, daß er seinem eigentlichen Beruf[1]) ungebührlich entfremdet wurde. Auch in seinen persönlichen Neigungen, die sich seit Anfang der achtziger Jahre wieder mit Vorliebe den Naturwissenschaften zugewandt hatten[2]), fühlte er sich beengt. So verdichtete sich das Verlangen nach Befreiung aus den ihn einengenden Verhältnissen zu einer brennenden Sehnsucht nach dem ihm schon von früher Jugend an durch den Vater in verlockenden Bildern geschilderten und vertraut gewordenen Italien.[3]) Seine nervöse Überreiztheit nahm zu. Schon die häufigen trüben Tage, die er in Thüringen erlebte, brachten ihn fast zur Verzweiflung. Todesgedanken, die ihn oft schon gequält hatten, wurden zum Sterbensverlangen. So erbat er sich im Anschluß an einen Aufenthalt in Karlsbad, ohne zu irgend jemand etwas von seinen Plänen verlauten zu lassen, vom Herzog unbegrenzten Urlaub und eilte dem Süden zu (Anfang September 1786).

Der bis ins Frühjahr 1788 ausgedehnte Aufenthalt in Italien bedeutet abermals einen Wendepunkt in Goethes Entwicklung, nach seiner eigenen Meinung den entscheidenden. Er bezeichnet die davon ausgegangenen Wirkungen als eine Wiedergeburt. Er ist dort tatsächlich ein anderer geworden. Schon die endlich errungene Befreiung von peinlich empfundenem Zwang, drängender Hast und aufreibenden inneren Kämpfen empfand er wie ein Labsal nach qualvollem Durst. Es ging wie ein erlöstes Aufatmen durch seine Seele. Dazu kam die tiefe Befriedigung der voll erfüllten Hoffnung. Er fand, was er gesucht, genoß, was er entbehrt

---

[1]) Bezeichnenderweise hat Goethe bis fast an die Grenze des vierzigsten Jahrs seine Lebensaufgabe in der bildenden Kunst gesucht. Erst in Italien ergab sich ihm, daß er „eigentlich zur Dichtkunst" geboren sei.

[2]) 1784 gelang ihm die Entdeckung des Zwischenkieferknochens beim Menschen.

[3]) Vgl. die Mignonlieder „Nur wer die Sehnsucht kennt" und „Kennst du das Land" (beide 1785).

hatte. Die Kunstschätze Roms, in die er sich mit Inbrunst versenkte, die landschaftlichen Schönheiten wie die Vorzüge des südlichen Klimas, die sein tiefes Naturempfinden zu wirklicher Erquickung auszunutzen verstand, der zwanglose Verkehr mit Künstlern und Gelehrten sowie das vielgestaltige Treiben des leichtbeweglichen Volkes: das alles empfand er wie einen Zaubertrank, unter dessen Wirkungen das, was in den Weimarer Jahren angebahnt war, ausreifte und alles, was er innerlich zu überwinden begonnen hatte, von ihm abfiel. Nun gewann er, frühreif wie immer, noch diesseit der Schwelle des vierten Jahrzehnts jene stete zielbewußte Selbstzucht, jene abgeklärte, von Gefühlsüberschwang nach innen wie von Empfindsamkeit nach außen gleich freie Sachlichkeit, die vielen ständig versagt bleibt und sonst auch den redlichsten Lebenskämpfern erst erheblich später zuteil zu werden pflegt. Gleichzeitig bekam sein Denken und Dichten die aus der Begeisterung für die Antike gewonnene Richtung, gewannen seine dichterischen Gestalten und Formen jene Eigenart, der man die Beeinflussung durch die „stille Größe“ klassischer Vorbilder anmerkt. Alles, was ihm bisher aus den Tagen des Sturmes und Dranges noch angehaftet haben mochte an Überschätzung des dem Genie möglichen mühelosen Schaffens, an sprachlichem Ungestüm, an Maßlosigkeit bei der Wahl und Behandlung der Stoffe: das alles wurde überwunden. Seine Sprache vollendete sich über unablässigem Feilen zu abgeklärter Meisterschaft. Seine Stoffe, die ihm früher durch die Leidenschaftlichkeit des eigenen Empfindens aufgedrängt waren, wählte er in planvoller erzieherischer Absicht und gab ihnen die nach grundsätzlichen Erwägungen als angemessen erkannte Form.

Das alles konnte selbstverständlich nicht mit einem Schlage kommen. Aber es bahnte sich in Italien an und geht auf die dortige Zeit zurück. In Erscheinung trat es zum ersten Male in einzelnen dichterischen Erzeugnissen jener Zeit. Auch bekundeten sich in ihnen neue Lebens- und Schaffenskraft. „Iphigenie“ wurde in die heutige Form gebracht (Januar 1787), der 1775 begonnene „Egmont“ vollendet (August 1787), die aus der Straßburger Zeit stammenden Faustfragmente wurden um wichtige Teile vermehrt, die Umarbeitung der aus den Jahren 1780/81 stammenden Prosafassung des „Tasso“ beträchtlich gefördert.

Um die Mitte des Jahres 1788 kehrte Goethe nach Weimar zurück, nach seinem Empfinden um Wesentliches bereichert. Um so herber berührten ihn die Enttäuschungen, die er dort erlebte. Zwar der Herzog war unverändert geblieben in rückhaltlosem Vertrauen und entgegenkommendem Verständnis. Bei den Bekannten und Freunden aber trat vielfach das Gegenteil zutage, bei Charlotte von Stein, die über die heimliche Abreise und die während der Trennung eingetretene Entfremdung lange unversöhnbar zürnte, in besonders scharf ausgeprägter Weise. Auch die aus Italien mitgebrachten Dichtungen, die doch so viel Huldigungen für sie enthielten, fanden bei ihr ebensowenig Anklang wie bei den meisten aus diesem Kreise. Es rächte sich an dem Dichter, daß er seiner Zeit vorausgeeilt war und von der höheren Warte aus, die er vor allen andern erreicht hatte, nicht mehr anzuerkennen vermochte, was jene noch an Zeiterscheinungen wie Schillers Jugenddramen bewundernd bestaunten. Auch als Menschen verstand man ihn nicht. Die Zurückhaltung, die ihm Lebensbedürfnis war, weil er allein so das, was in ihm lebte, auszubilden und das, was von außen an ihn herantrat,

in seiner Weise zu verarbeiten vermochte, legte man ihm als eigensüchtige Kälte und geheimrätlichen Hochmut aus. So begann er einsam zu werden. Er wurde es noch mehr, freiwillig und unfreiwillig, seit er Christiane Vulpius als Lebensgefährtin in sein Haus genommen hatte (Anfang 1790). Die Hofgesellschaft vermochte ihm — wieder den Herzog und einige wenige, darunter Herder, ausgenommen — das „Mädchen aus dem Volke“ nicht zu vergeben und ließ es ihn durch jahrelange Anfeindungen entgelten. Ersatz für das Verlorne fand er in den immer mehr erweiterten naturwissenschaftlichen Arbeiten[1]) und in der Ordnung und Aufstellung seiner reichen, in Italien beträchtlich vermehrten Sammlungen. Dazu übernahm er die Leitung des Hoftheaters und die Bergbauverwaltung des Herzogtums. Daß er den als Kommandeur eines preußischen Regiments bei den damaligen kriegerischen Unternehmungen beteiligten Herzog mehrfach ins Feld[2]) begleiten mußte, war ihm wenig willkommen. Überhaupt litt er unter den Zeitverhältnissen, besonders den von Frankreich ausgehenden Beunruhigungen. Über dem allen schien seine dichterische Schaffenskraft versiegen zu wollen. Außer der Bearbeitung des Reineke Fuchs (1793) hat er während der ersten sechs Jahre nach der Rückkehr aus Italien dichterisch nichts Wesentliches geschaffen.

Da brachte die beginnende Freundschaft mit Schiller einen Umschwung hervor. Zunächst hatten sich trotz der räumlichen Nähe keine engeren Beziehungen zwischen den beiden Dichtern eingestellt. Goethe hatte zwar Schillers Berufung in die Jenaer Professur veranlaßt (1789). Aber innerlich stand er ihm fern und hielt sich ihm gegenüber absichtlich zurück, da er in ihm einen ausgesprochenen Vertreter der von ihm jetzt bekämpften Sturm- und Drangrichtung sah. Dann aber brachte zunächst eine freundlich aufgenommene Aufforderung Schillers zur Mitarbeit an der von ihm geplanten Monatsschrift „Die Horen“[3]) eine Annäherung zustande, die bald durch ein gelegentliches Zusammentreffen in Jena ergänzt wurde. Es entspann sich ein Briefwechsel, dann ein immer regerer persönlicher Verkehr, der schließlich, besonders seit Schillers Übersiedlung nach Weimar (Ende 1799), zu ständigem Gedankenaustausch führte und auf beide eine gleich bedeutungsvolle nachhaltige Wirkung ausübte. Goethe ist dadurch für sein ganzes Verhalten der Öffentlichkeit gegenüber wesentlich beeinflußt worden. Nun wurde er tatsächlich, was Schiller in ihm zu sehen wünschte, der geistige Schiedsrichter Deutschlands, der einflußreichste Lehrer und Erzieher seiner Nation. Seine Mitarbeit an Schillers Schriften, die unter seiner Leitung bewirkte Ausgestaltung des Theaters und die mit dem Freunde gemeinsam verfaßten Xenien[4]) sind dafür Zeugen. Aber vor allem wurde seine dichterische Schaffensfreude wieder neu belebt. „Sie haben mich wieder zum Dichter gemacht“, bekannte

---

[1]) 1790 Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären; 1791/92 Beiträge zur Optik.

[2]) Juli bis Oktober 1790 Besuch im schlesischen Feldlager, Sommer und Herbst 1792 Teilnahme am Feldzuge in der Champagne (Kanonade von Valmy), Mai 1793 im Hauptquartier vor dem belagerten Mainz.

[3]) Die Horen sind nach der griechischen Mythologie Töchter des Zeus, Göttinnen der Jahreszeiten.

[4]) Xenien, griechisch, eigentlich „Gastgeschenke“.

er dem Freunde. Die Vollendung des schon 1777 begonnenen Romans „Wilhelm Meisters Lehrjahre" (1795/96), die Balladen aus dieser Zeit, besonders die vom Jahre 1797 (Zauberlehrling, Schatzgräber u. a.) und das in demselben Jahre erschienene Meisterwerk „Hermann und Dorothea"[1]) sind in stetem Gedankenaustausch mit Schiller entstanden, in dem er immer mehr den Edelmenschen zu bewundern, den geistig und dichterisch ihm ebenbürtigen Weggenossen anzuerkennen lernte. Auch Lieder gelangen ihm wieder — z. B. Nähe des Geliebten, Frühzeitiger Frühling, Schäfers Klagelied, Trost in Tränen —, und daß der Faust über das Fragment hinaus gefördert und schließlich zunächst wenigstens der erste Teil vollendet wurde (April 1806), ist in erster Reihe auf Schillers freundschaftlich-nachhaltiges Drängen zurückzuführen. So bedeutete der frühe Tod des Freundes für Goethe einen schwer empfundenen Verlust. Im „Epilog zu Schillers Glocke" (1805) hat er seinem Schmerz und der menschlichen sowie dichterischen Größe des Dahingeschiedenen ein bleibendes Denkmal errichtet.

Um 27 Jahre hat Goethe seinen Freund und Mitarbeiter noch überlebt. Nach dem Verlust des rastlos tätigen und treibenden, nie zu entmutigenden, jeden Widerstand überwindenden Arbeitsgenossen begannen an dem Sechsundfünfzigjährigen Kennzeichen des nahenden Alters zutage zu treten. Was von seinen dichterischen Schöpfungen nach 1806 allgemeine Anerkennung gefunden und sich als bleibend wertvoll erwiesen hat, gehört zumeist der zurückschauenden Art an, die dem Alter eigen ist. Das Beste darunter sind die vier Teile „Dichtung und Wahrheit" (seit 1811) und die in zahlreichen Sprüchen[2]) aufbewahrten Weisheitsschätze.

Im übrigen ist dem Dichter eine ganz seltene Rüstigkeit, körperliche und geistige Frische, bis in die höchsten Lebensjahre beschieden gewesen. Mittels ihrer hat er mancherlei Trübsale und Schicksalsschläge zu überwinden gewußt, die über ihn hereinbrachen: die Plünderung Weimars nach der Schlacht bei Jena, wobei ihm Christianens Geistesgegenwart das Leben rettete,[3]) die durch den Zusammenbruch Preußens über seinen Herzog heraufbeschworenen Gefahren, den Tod der Herzoginmutter (1807), den Heimgang der geliebten Mutter (1808), die wachsenden Sorgen um die an seinem einzigen Sohne sich bekundende Haltlosigkeit, den tiefschmerzlich empfundenen Verlust seiner treuen Lebensgefährtin (1816).[4]) Unter dem, was so viele der Besten zwischen 1806 und 1813 bedrückte, hat er allerdings wenig gelitten. Dazu empfand er wegen seiner allgemeinen Humanitätsideale zu wenig national und

[1]) Von den andern Dichtungen Goethes, in denen die Wirkungen der französischen Revolution dargestellt werden, ist keine von bleibendem Wert, so nachhaltig nach seinem eigenen Zeugnis die Umwälzungen jener Jahre auf ihn gewirkt haben.

[2]) „Gott, Gemüt und Welt" und „Sprichwörtlich" 1815, „Zahme Xenien" 1820, „Sprüche in Prosa" seit 1821.

[3]) Wenige Tage danach ließ Goethe die bis dahin immer wieder verschobene Trauung vollziehen.

[4]) Was sie ihm gewesen und geworden war, bezeugen — außer seinen Briefen — unter den ihr gewidmeten Gedichten vor allem das zur Silberhochzeit gedichtete „Gefunden" und die erschütternde Totenklage: „Du versuchst, o Sonne, vergebens, durch die düstern Wolken zu scheinen. Der ganze Gewinn meines Lebens ist, ihren Verlust zu beweinen."

beurteilte Napoleon, der damals immer noch manchem als Freiheitsbringer und Menschheitsbeglücker galt und den Dichter 1808 gelegentlich des Erfurter Fürstentages in den Bann seiner dämonischen Persönlichkeit gezwungen hatte, zu günstig.[1]) In dieser Beziehung versagte die sonst fast auf jedem Gebiete betätigte Führerschaft. So hat er auch an der nationalen Erhebung, die durch die Befreiungskriege bewirkt wurde, keinen Anteil gehabt. Seinem Sohne wehrte er sogar die Teilnahme am Kampfe.

Aber seine ungeheure Arbeitskraft ist ihm fast bis an sein Lebensende erhalten geblieben. Den naturwissenschaftlichen Studien lag er mit stets gleichbleibender Vorliebe ob.[2]) Dazu hat er sich eingehend mit bedeutenden Erzeugnissen der Weltliteratur beschäftigt; neben italienischen und spanischen, englischen und französischen Dichtern und Schriftstellern[3]) zogen ihn besonders die Gedichte des Persers Hafis († 1389) an, die für den aus seinem Verkehr mit der dichterisch hochbegabten Marianne von Willemer, der Gattin eines Frankfurter Freundes, hervorgegangenen „West-östlichen Divan"[4]) vorbildlich wurden. Auch für die mittelalterliche deutsche Dichtung ließ er sich durch die Romantiker begeistern und hat sich mit dem Nibelungenliede eingehend beschäftigt. Dabei fehlen Erzeugnisse der eigenen dichterischen Schöpfungskraft keineswegs. Eine ganze Anzahl von Liedern, Balladen, Sprüchen verdanken wir noch diesen letzten Jahren, dazu in „Wilhelm Meisters Wanderjahren" (seit 1821) neben dem darin vereinigten bunten Novellenkranze tiefe pädagogische Einblicke, besonders die Mahnung, zum Zweck der Unterordnung unter das Ganze individuell zu erziehen, durch deren Beachtung heute wichtige Probleme ihrer Lösung entgegengeführt werden. So blieb er auch in den letzten Jahrzehnten seines Lebens der vielbewunderte Wegbereiter deutschen Geisteslebens, dem zahlreiche Besucher aus aller Herren Ländern um seinetwillen huldigten und dem er in dem zweiten Teile des „Faust" (1831 beendet) ein gewaltiges Vermächtnis hinterließ.

Wenige Monate nach Beendigung dieser größten unter seinen Dichtungen neigte sich auch dies unendlich reiche Leben seinem Ende zu. Einsam war es längst um den Gealterten geworden. Auch mit den letzten, die ihm aus jüngeren Jahren nahestanden, hatte der Tod aufgeräumt. 1827 war Charlotte von Stein gestorben, zu der er zuletzt wieder ein freundschaftliches Verhältnis gewonnen hatte. 1828 waren ihr Karl August, 1830 die Großherzogin Luise und Goethes Sohn gefolgt. Seine Schwiegertochter Ottilie, die seit Christianens Tod seinem Hauswesen vorstand und ihm mit hingebender Treue anhing, umhegte ihn mit fürsorglicher Liebe. Im Frühjahre 1832 befiel ihn eine Lungenentzündung, der er nach wenigen Tagen, am

[1]) Vgl. das Wort an Th. Körner: „Schüttelt nur an euren Ketten! Der Mann ist euch zu groß; ihr werdet sie nicht zerbrechen."

[2]) 1810 erschienen die viele wichtige Erkenntnisse späterer Zeiten vorausnehmenden Beiträge „Zur Farbenlehre". Vgl. über Goethes wissenschaftliche, die Schranken seiner Zeit überragende, fast prophetisch zu nennende Bedeutung H. Grimm, Vorlesungen über Goethe. Berlin 1877.

[3]) Dante, Calderon (Madrid 1600—1681), Lord Byron (1723—1782), Walter Scott (1771—1832), Victor Hugo (1802—1885).

[4]) Divan, persisch = Gedichtsammlung. — Unter Mariannens in die Sammlung aufgenommenen Liedern ist das lange für eins der schönsten Goetheschen gehaltene „Ach, um deine feuchten Schwingen".

22. März 1832, fast 83 Jahre alt, erlag. In der Fürstengruft zu Weimar wurde er neben Schiller beigesetzt.

Was seine Dichtungen für seine Zeit bedeutet haben, heute noch für unser Volk bedeuten und weiter bedeuten werden, läßt sich bei der Menge der Einzelerscheinungen mit wenigen Worten nur andeutend sagen. Daß Deutschlands Dichtkunst neben allem, was das Ausland an bleibend Großem geschaffen hat, von jedem ohne Voreingenommenheit Urteilenden als ebenbürtig anerkannt wird, ist trotz allem, was andere, vornehmlich Schiller, dazu beigetragen haben, in erster Reihe sein Verdienst.

Unerreichbar steht er als Lyriker da. Der allumfassenden Weite seines dichterischen Horizontes, die sich in der schier unübersehbaren Fülle der behandelten Gegenstände bekundet, und der Tiefe des Empfindens, die jeder Regung des Herzens treffenden Ausdruck zu verleihen wußte, traten die unerreichte Meisterschaft in der Sprachbeherrschung, die in allen Stilen, vom erhabensten Hymnus bis zum schlichtesten Volksliedton gleiche Formvollendung, die Gestaltungskraft seiner reichen Phantasie, der eine überaus anziehende Naturbeseelung[1]) gelingt, und die malende Anschaulichkeit seiner Darstellung zur Seite. Auch in der Gedankenlyrik hat er Herrliches geschaffen. Aber seine größte Meisterschaft entfaltet sich in der Stimmungslyrik. Hier hat er schlichteste Einfachheit und höchste Kunstvollendung, erhabenen Adel der Sprache und volkstümliche Singbarkeit zu vereinigen gewußt. Kein Deutscher hat es ihm in dem allen gleichzutun vermocht, ja die ganze Welt hat keinen, hinter dem er zurückstehen müßte.

Auch an seinen epischen Schöpfungen setzt uns der Reichtum der Formen und Arten in Erstaunen. Märchen, Legende, Parabel, Ballade: er hat sie alle gepflegt und hierin wie im idyllischen Kunstepos, in Roman und Novelle sowie in der biographischen Darstellung Meisterleistungen geschaffen. Besonders sind sie wieder durch die klassische Einfachheit der Form und die bei aller Schlichtheit stets fesselnde Darstellung ausgezeichnet, darüber hinaus vielleicht noch durch die volkstümliche Bild- und Lebenskraft seiner Gestalten. Man braucht nur an all die Vorzüge zu denken, die sich in „Hermann und Dorothea“ nach Inhalt und Form vereinen.

Nicht geringer sind Goethes Dramen zu werten. Sie bleiben vorbildlich in der psychologischen Begründung der Handlung, der anschaulichen Charakterisierung von Menschen, Stimmungen und Verhältnissen, der Bedeutsamkeit des Inhalts und der Grundgedanken. Jedes einzelne unter den großen Meisterwerken, die alle von der Fülle eigenen Erlebens zehren, ist reich an Vorzügen: „Götz“ und „Egmont“ vor allem durch die wirkungsvolle Darstellung lebhaft bewegter Szenen, die Anschaulichkeit der kulturgeschichtlichen Bilder, die zahlreichen Selbstbekenntnisse des Dichters; „Iphigenie“ durch die klassische Durchsichtigkeit des Aufbaus und die sittliche Hoheit der Heldin; „Tasso“ durch die nicht zu übertreffende Schönheit der Sprache; zu allermeist der gewaltige Lobpreis opferfreudiger Arbeit für die Mitmenschen, der unausschöpfbare

---

[1]) Besonders bezeichnend ist in dieser Hinsicht „Willkommen und Abschied“ (Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde).

„Faust“ durch jene Fülle von Lebensweisheit und Ewigkeitsgedanken, um derentwillen ihn Bismarck seine „weltliche Bibel“ nannte.

Der künstlerischen Vollendung der Sprache bei gebundener Rede steht Goethes Prosa ebenbürtig zur Seite. Er ist bis heute mustergültig in der mit höchster Anschaulichkeit gepaarten durchsichtigen Klarheit des Ausdrucks, der harmonischen Ruhe und unbeirrbaren Sachlichkeit der Darstellung wie dem gleichmäßigen Fluß seines meist einfachen Satzbaus. Das alles gilt nicht nur von seinen dichterischen Prosawerken. Auch seine wissenschaftliche Prosa, die in ihrer Vielseitigkeit und weittragenden Bedeutung erst allmählich angemessen gewürdigt worden ist, hat an diesen Vorzügen teil.

Dabei ist er unser größter Sprachschöpfer, von dessen Reichtum alle zehren. „Morgenschön, feuchtverklärt, wellenatmend; Wonneschauer, Felsenquell, Führertritt, Umwelt“ sind nur einige wenige seiner glücklichen Neubildungen; „verhüllter Tritt, tagverschlossene Höhlen, nächtige Vögel“ mögen als weitere Beispiele seiner Wortverknüpfungen, „umsäuseln, anglühen, entjauchzen, zum Teiche hemmen, eratmen“ als Proben der nach Klopstocks Vorbild von ihm erfundenen malenden Verbindungen angeführt werden. Ihre Zahl ließe sich unendlich vermehren. Man braucht nur das eine Gedicht „Mahomets Gesang“ darauf anzusehen, und man hat für alles eine Fülle von Beispielen.

So steht er, der auch als Staatsmann so Großes geleistet und namentlich durch rastlose Arbeit und sicheren Blick für das Nötige und Mögliche den kümmerlichen Verhältnissen des Herzogtums aufgeholfen hat, als ein Geistesriese vor uns. Nur Luther und Bismarck können wir ihm an die Seite stellen.

Und der gewaltige Mann war nach seiner besten Freunde Zeugnis auch ein seltener Mensch. Das ist freilich nicht überall und immer verstanden worden. Das überaus feine Empfinden, das ihn bei äußeren und inneren Erlebnissen, die ihn stärker in Anspruch nahmen, leicht das Gleichgewicht verlieren ließ, legte ihm jene Zurückhaltung auf, die ihm vielfach als Kälte und Eigennutz ausgelegt wurde. Aber dem stehen viele gewichtige Zeugnisse entgegen. So schrieb Schiller: „Wenn er nicht als Mensch den größten Wert von allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern“, und von dem jüngeren Voß, Johann Heinrichs Sohn, der sich sein Urteil auf Grund engsten Verkehrs im alltäglichen Leben gebildet hatte, hören wir: „Goethe hat die Kunst inne, andere, ohne daß sie es merken, zum Guten und Schönen zu lenken; ja es ist auch gar nicht Absicht, wenn er es tut; es ist vielmehr sein ganzes Wesen, das es, ihm selbst unbewußt, hervorbringt.“[1]) Der verschwenderischen Fülle der Gottesgeschenke, die in körperlichen Vorzügen und höchsten Geistesgaben über ihn ausgegossen waren, entsprach der Adel seiner Seele. „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ hat er nicht nur andern als Mahnung zugerufen. Er selbst hat ihr mit der vorbildlichen Pflichttreue, die ihn auszeichnete, nachgestrebt und durch den zähen Ernst seiner Willenskraft schließlich alles, was ihn an sittlicher Vollendung hindern wollte, überwunden. Unter dem harten Kampf, den es ihn kostete, hat er oft genug gelitten. „Was die menschliche Natur nur von Widersprüchen sammeln kann, hat mir die Fee Hold oder Unhold zum Patengeschenk gemacht“, schreibt er einmal. Selbstüberhebung, aus Verwöhntheit und dem früh

[1]) Vgl. Goethe und Schiller in Briefen von H. Voß, dem jüngeren.

ausgebildeten Gefühl seiner Überlegenheit geboren, unbändige Leidenschaftlichkeit, ungewöhnliche Reizbarkeit des Empfindens, die ihn über Schönheitswidriges außer sich geraten und beim Anblick von Verzerrungen und Verkrüppelungen physische Übelkeit spüren ließ, und ein damit zusammenhängender ständiger Wechsel der Stimmungen stellten sich der Ausgeglichenheit, ohne die Charakterstärke nicht möglich ist, immer wieder in den Weg, so sehr der ihm eigene klare und scharfe Verstand, sein lebendiges Gefühl für das Wahre, Gute, Schöne und seine starke Willenskraft ihn danach streben ließen. Aber daß er in diesem Kampf trotz mancher Niederlagen durch eiserne Selbstzucht schon auf der Höhe seines Lebens den vollen Sieg errungen hat, das ist das menschlich Große an ihm, das ihn für jeden, der ihm näher tritt, zum Vorbilde macht. Freilich gelten auch von ihm seine eigenen Worte: „Wenn einen Menschen die Natur erhoben, ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt: man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben, der schwachen Ton zu solcher Ehre bringt.“ [1]) Aber er darf auch die zweite Hälfte der Strophe für sich in Anspruch nehmen: „Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben die sauerste besteht, sich selbst bezwingt, dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen und sagen: Das ist er, das ist sein eigen.“

---

§ 41. Schiller (1759—1805).

Im Gegensatz zu Goethe hat Friedrich (von) **Schiller** die größten Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, ehe er zu einer einigermaßen gesicherten Lebensstellung und zur freien Entfaltung seiner dichterischen Gaben gelangte. Mit Ausnahme der Kinderjahre ist sein Leben voll ständiger Mühe und Nöte gewesen.

Am 10. November 1759 wurde er in Marbach (am Neckar, halbwegs zwischen Stuttgart und Heilbronn) geboren. Seine Vorfahren väterlicherseits waren seit beträchtlicher Zeit in Schwaben ansässig; sie waren Dorfhandwerker, vielfach Bäcker und Weinbauer. Sein Vater stand, als ihm der Sohn geboren wurde, als württembergischer Leutnant im Felde. Ursprünglich Feldscher, im Verlauf des Siebenjährigen Krieges, in dem er als Württemberger auf österreichischer Seite kämpfte, zum Hauptmann befördert, war er während der letzten beiden Jahrzehnte seines Lebens († 1796) Vorsteher der Herzoglichen Hofgärtnerei auf der Solitüde, dem herzoglichen Lustschlosse nahe bei Stuttgart. Sein Bildungstrieb und Wissensdurst, seine Beharrlichkeit, sein lebhafter Familiensinn sowie sein tiefgewurzeltes, mit opferwilliger Nächstenliebe verbundenes religiöses Empfinden haben auf den Sohn nicht minder bestimmend eingewirkt als die Frömmigkeit, die Herzensgüte und das tiefe Gemüt der Mutter. Infolge des bald nach ihrer Verheiratung eingetretenen Vermögensverfalls ihres Vaters, eines ursprünglich wohlhabenden Marbacher Gasthofbesitzers, hat sie mit ihrem Gatten lange in kärglichen Verhältnissen gelebt, die durch häufige Versetzungen noch erschwert wurden.

Seine ersten Lebensjahre hat der vielfach kränkelnde Knabe in Marbach, Lorch und Ludwigsburg verlebt, vielleicht auch noch in dieser oder

---

[1]) „Die Geheimnisse“ (Fragment). Vgl. ebendort: Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

jener andern Garnison des Vaters. Höhere Schulbildung erhielt er zunächst auf der Lateinschule in Ludwigsburg, dann in der vom Herzog Karl Eugen von Württemberg auf der Solitüde begründeten „Militärpflanzschule“. Die vom Herzog „in Gnaden“ gewährte Aufnahme in die Anstalt (Anfang 1773) kostete ihn den Verzicht auf eine frühzeitig entwickelte Neigung zur Theologie. Er mußte sich auf das Studium der Rechtswissenschaft vorbereiten, trat aber, als die nun „Militärakademie“ (später „Hohe Karlsschule“) genannte Anstalt Ende 1775 nach Stuttgart verlegt wurde, in die neu errichtete medizinische Abteilung über.

Fast acht Jahre hat Schiller der Akademie angehört. An den dort herrschenden Zwang und den scharfen militärischen Drill, der vom Herzog persönlich überwacht wurde, hat er sich schwer gewöhnt. In den ersten Jahren machte ihm auch sein schwächlicher Gesundheitszustand viel zu schaffen. Allmählich besserten sich seine Leistungen. Aber schon im Jahre 1774, als der Herzog von den Schülern Berichte über sich selbst und ihre Mitschüler eingefordert hatte, hieß es von ihm: „Seine Hauptneigung geht mit allem Eifer auf die Poesie.“ Sie betätigte sich neben eigenen dichterischen Versuchen in eifriger Beschäftigung mit den zeitgenössischen Schriftstellern, unter denen er zuerst Klopstock, dann Goethe bevorzugte. Auch Shakespeare riß ihn „wie ein gewaltiger, felsenstürzender Strom“ zu hoher Begeisterung hin. Daneben trieb er fleißig Geschichte und las mit besonderer Vorliebe Rousseau, der nachhaltig auf ihn einwirkte. Alle derartigen schöngeistigen Beschäftigungen waren freilich den Zöglingen verboten. Um so eifriger wurden sie von allen für das Natur- und Freiheitsevangelium der Sturm- und Drang-Richtung schwärmenden Jünglingen betrieben, denen der auf dem Hohenasperg schmachtende Schubart als Märtyrer der Freiheit galt. Ihm verdankte der junge Dichter den Hinweis auf den Stoff, den er seinem ersten bedeutenden Drama zugrunde legte.

Im letzten Jahre seines Akademieaufenthalts hat er es vollendet. Im Dezember 1780 wurde er entlassen. Aber der Herzog hatte für den von Lehrern und Mitschülern gerühmten Zögling, der im Jahre zuvor bei der üblichen Preisverteilung am Stiftungsfeste der Anstalt zu den Siegern gehört hatte — der Weimarer Herzog und sein berühmter Minister, Goethe, waren dabei zugegen —, nur ein kärgliches Amt. Er übertrug ihm die Stelle eines Regimentsarztes in einem übel berüchtigten Stuttgarter Regiment und ließ ihn auch sonst seinen Unwillen spüren. Die vom Vater erbetene Erlaubnis zur außerdienstlichen Berufsausübung wurde dem „Regimentsmedikus“ versagt, dem außerdem allerlei dienstliche Beschränkungen auferlegt wurden. Er wußte sich freilich durch den mit gleichgesinnten Freunden geteilten Genuß der endlich errungenen Freiheit dafür zu entschädigen und widmete sich gleichzeitig mit Eifer der Überarbeitung der zumeist in heimlicher Nachtarbeit hergestellten ersten Form seiner „Räuber“.

Im Mai 1781 erschienen sie im Selbstverlag[1]) und errangen im Sturm einen gewaltigen Erfolg. Nur Goethes „Götz“ und „Werther“ hatten eine ähnliche Begeisterung der Zeitgenossen zu erzielen vermocht. Die Entrüstung über die Willkür der Machthaber, der Haß gegen Standes-

[1]) In demselben Jahre erschienen Kant, „Kritik der reinen Vernunft“ und Pestalozzi, „Lienhard und Gertrud“, beide — jedes in seiner Art — auch Darstellungen des Freiheitsgedankens.

vorurteile, Kriecherei und Heuchelei, der verzehrende Drang nach Freiheit und menschenwürdigen Lebensformen, alles das, was hier auf Grund von jahrelangen schmerzlichen Erfahrungen mit hinreißender Gewalt zum Ausdruck kam, fand den lebhaftesten Widerhall bei Tausenden und aber Tausenden, die Ähnliches erlebt und empfunden hatten. „Das Theater glich einem Irrenhause; rollende Augen, geballte Fäuste, stampfende Füße, heisere Aufschreie waren im Zuschauerraume zu beobachten; fremde Menschen fielen einander schluchzend in die Arme; Frauen wankten, einer Ohnmacht nahe, zur Tür“, berichtet ein Augenzeuge von der ersten Aufführung, die bereits im Jahre 1782 in Mannheim stattfand und dem Stück in rascher Folge zahlreiche andere Bühnen öffnete. Aber der schnell wachsende Ruhm wurde für das Geschick des Dichters, dem die Drucklegung eine beträchtliche Schuldenlast aufgeladen hatte, verhängnisvoll. Er hatte heimlich der ersten Aufführung in Mannheim sowie einer späteren beigewohnt und dafür bereits mit vierzehntägiger Haft büßen müssen. Als der Herzog dann noch durch eine Beschwerde aus Graubünden gereizt wurde, wo man Spiegelbergs Worte über das dortige „Spitzbubenklima“ sehr übel vermerkt hatte, verbot er jeden weiteren Verkehr mit dem „Auslande“ und alles „Komödienschreiben“. Das schien dem durch die Einengungen der Akademie, die dienstlichen Ärgernisse und den Einfluß der Zeitrichtung bis zur Überspanntheit entwickelten Freiheitsbedürfnis des Dichters alles Maß des Erträglichen zu übersteigen. Er entschloß sich zur Flucht. Mit Hilfe eines opferwilligen Freundes, des Musikers Andreas Streicher, gelang sie (September 1782). Aber sie kostete den Dichter Familie und Vaterland und eröffnete für ihn eine Reihe schwerer Jahre, die den Grund zu seinem späteren Leiden und zu seinem frühen Tode legten.

Schiller hatte sich zunächst nach Mannheim gewandt. Durch den dortigen Hoftheaterintendanten, Freiherrn von Dalberg, mit dem er seit der von jenem ermöglichten Uraufführung der „Räuber“ ständige Beziehungen unterhalten hatte, hoffte er eine Anstellung zu finden, zumal er ein zweites Drama, „Fiesko“, mitbrachte. Aber seiner warteten schwere Enttäuschungen. Dalberg war abwesend, und die Freunde mußten weiter flüchten. Fiesko wurde von den Schauspielern, denen der Dichter das Stück mit übertriebenem Pathos vorgelesen hatte, abgelehnt, desgleichen von Dalberg eine ihm eingereichte Überarbeitung. Eine im Februar 1782 veröffentlichte Gedichtsammlung „Anthologie (Blütenlese) auf das Jahr 1782“, in der sich der ganze, während der Akademiejahre in Schiller aufgesammelte, ihm im Grunde so wesensfremde Pessimismus bekundete, verhalf ihm nicht zu dem erhofften Geldgewinn. So sah er sich bald von drückendster Geldnot bedroht. Der treue Streicher, der um seinetwillen die eigenen Pläne zurückgestellt hatte, konnte bald nicht mehr helfen. Auch die von der Mutter eines Akademiegenossen, Frau von Wolzogen, in selbstloser Weise auf ihrem Gute Bauerbach (bei Meiningen) gewährte Zuflucht (Dezember 1782 bis Juli 1783) brachte nur vorübergehend Hilfe. Die Schuldenlast wuchs. Es bedurfte der seltenen Unverzagtheit, die den Dichter stets ausgezeichnet hat, daß er trotz allem getrosten Mutes blieb und sich eifrigst mit dichterischen Arbeiten und geschichtlichen Studien beschäftigte. Da schien sich seine Lage bessern zu sollen. Dalberg hatte endlich seine Besorgnisse vor einem Zerwürfnis mit Herzog Karl Eugen überwunden, da von einer Verfolgung des „Deserteurs“

nichts verlautete, und übertrug ihm die Stelle des Theaterdichters an seiner Bühne.

Die Hoffnungen des Dichters hat indessen auch dieser bis zum April 1785 dauernde Aufenthalt in Mannheim nicht erfüllt. Schon die ersten Monate brachten ihm eine schwere Krankheit; ein damals in der Stadt herrschendes Fieber befiel ihn und schwächte für Monate seine Kraft. Dazu drückten ihn seine Schulden, und die Aufführung des abermals umgearbeiteten „Fiesko" fand wenig Beifall. Sein drittes Drama „Kabale und Liebe", das er trotz aller Nöte und Sorgen noch in Bauerbach vollendet hatte, erzielte freilich wieder einen gewaltigen Erfolg. Wie in den „Räubern" hatte es hier der Dichter verstanden, auf Grund eigenen Erlebens mit dramatischer Wucht und packender Überzeugungskraft die schlimmen Zeitschäden zur Darstellung zu bringen. Aber Eifersüchteleien und Ränke der Schauspieler, denen Stücke nach der Art Ifflands[1]) weit bequemer waren als Schillers auch an die Darsteller die höchsten Anforderungen stellende Dramen, brachten es dahin, daß Dalberg den nur auf ein Jahr abgeschlossenen Vertrag nicht erneuerte und den Dichter, den die Leidenschaft für eine verheiratete Frau, Charlotte von Kalb, in schwere Kämpfe stürzte, dadurch aufs neue in die peinlichste Verlegenheit brachte. Ein Besuch am Darmstädter Hof, wo er aus dem auf die Bauerbacher Geschichtsstudien zurückgehenden, inzwischen erheblich geförderten „Don Carlos" vorlas, brachte ihm zwar von dem dort zu Besuch weilenden Herzog Karl August den Titel eines Weimarischen Rats. Aber unter den Sorgen und Aufregungen litt seine immer noch geschwächte Gesundheit in besorgniserregender Weise.

Da kam unerwartete Hilfe. Von zwei jungen verlobten Paaren, die ihn schon im Sommer 1784 durch kleine Geschenke erfreut hatten, ergingen dringliche Einladungen nach Leipzig. Der inzwischen ans Oberkonsistorium in Dresden berufene Konsistorialassessor Körner, der Mittelpunkt jenes kleinen Kreises, beglich in großherziger Weise die lästigsten Schulden des Dichters und übernahm es, für seinen Unterhalt aufzukommen. So erfolgte im April 1795 die Übersiedlung nach Leipzig, das bald mit dem benachbarten Gohlis, dann mit Dresden bezw. dem nahe gelegenen Loschwitz, wo Körner einen Weinberg besaß, vertauscht wurde.

Zwei glückliche Jahre hat Schiller dieser treuen Freundschaft zu verdanken gehabt. Wie dieser Umschwung seiner Lage auf ihn wirkte, bekundete bald das „Lied an die Freude" (November 1785). Dazu empfing er von dem wissenschaftlich feingebildeten Körner, mit dem er bis an sein Lebensende die engsten Beziehungen unterhielt, damals und später wertvolle Anregungen. Der umfangreiche Briefwechsel der beiden Freunde gibt davon Kunde. Vor allem verhalfen ihm aber in jenen ersten Jahren das sorgenfreie Leben und die herzliche Gemeinschaft mit geistesverwandten Menschen zu ungehemmter Betätigung seiner Arbeits- und Schaffenskraft. Philosophische und psychologische Studien, die er in dem „Verbrecher aus verlorner Ehre" und dem „Geisterseher" verwertete, beschäftigten ihn. Die Arbeit am „Don Carlos" veranlaßte ihn zu immer weiterer

---

[1]) Iffland, damals Schauspieler in Weimar, später Direktor der Kgl. Schauspiele in Berlin (1759—1814), schrieb eine Reihe viel gespielter Dramen.

Vertiefung in die Geschichte, durch die er die Anregungen zu den späteren großen historischen Schriften empfing, und endlich wurde (Juli 1787) dies vierte Drama vollendet, das deutlich zeigt, wie weit der Dichter durch die überstandenen Kämpfe und sein rastloses Bemühen um die Vertiefung seiner Bildung über die Anschauungen und Empfindungen seiner Erstlingswerke hinausgewachsen war.

Unmittelbar danach verließ er den gastlichen Freundeskreis. Es drängte ihn, sein neues Werk in Weimar dem Urteil der in erster Reihe befugten Kunstrichter zu unterbreiten, und aus dem beabsichtigten kurzen Besuch wurde ein längerer Aufenthalt, obwohl sich seine hochgespannten Erwartungen dort nicht erfüllten. Er hatte es in mehrfacher Hinsicht ungünstig getroffen. Goethe war in Italien, das herzogliche Paar gleichfalls abwesend. Die Gunst der Herzoginmutter verscherzte sich der an höfische Formen nicht Gewöhnte durch eine Ungeschicklichkeit bei der Unterhaltung; auch sein neues Drama gefiel ihr nicht. Infolgedessen zog sich Wieland, der den jüngeren Kunstgenossen erst freundlich aufgenommen hatte, von ihm zurück, und Herder, dem er näher zu treten hoffte, erkrankte. So ergaben sich Mißlichkeiten aller Art, die durch neue Geldverlegenheit peinlich vermehrt wurden.

Aber der Aufenthalt in der thüringischen Residenz wurde in anderer Hinsicht für Schillers weitere Entwicklung bedeutsam. Ein Besuch in Jena, bei dem er Beziehungen zu dortigen Professoren gewann, hatte ihn erneut auf manche Lücken seiner Bildung hingewiesen, und er beschloß, sich durch eifrigste Arbeit um ihre Ausfüllung zu bemühen. Die Weimarer Bibliothek bot ihm reiche Gelegenheit dazu. So ergab er sich trotz mannigfacher Hemmungen durch seine wiederum schwankende Gesundheit aufs neue den geschichtlichen Studien und beschäftigte sich eingehend mit den griechischen Klassikern, besonders Homer. Schon im „Teutschen Merkur" vom Jahre 1788 konnte Wieland, mit dem eine Aussöhnung erfolgt war, als Früchte dieses Fleißes den ersten Teil der „Geschichte des Abfalls der Niederlande" und das Gedicht „Die Götter Griechenlands" veröffentlichen. Inzwischen hatte Schiller aber noch eine weitere wichtige Bekanntschaft gemacht. Im Anschluß an Besuche in Bauerbach und bei seiner seit kurzem in Meiningen verheirateten ältesten Schwester war er in Rudolstadt in das Haus der verwitweten Frau von Lengefeld gekommen. Mit ihren beiden Töchtern, fein gebildeten, geistig regen Mädchen, pflegte er während der Sommer- und Herbstmonate des Jahres 1788, die er in dem Rudolstadt benachbarten Volkstedt verlebte, einen regen Verkehr, aus dem sich allmählich eine innige Neigung zu der jüngeren, Charlotte von Lengefeld, entwickelte. Im August des folgenden Jahres (1789) verlobte er sich mit ihr, nachdem er die auf Goethes Veranlassung ihm angetragene außerordentliche Geschichtsprofessur in Jena (Mai 1789) angetreten hatte, und führte sie im Februar 1790 heim.

Damit vollzog sich die entscheidende Wendung in Schillers Leben. Auf der gesicherten Grundlage, die er durch das neue Amt gewann, unter dem belebenden Einfluß des häuslichen Glückes, das ihm an der Seite seiner Gattin erblühte, reifte er schnell der Meisterschaft entgegen. Seine äußere Lage war freilich noch nicht glänzend. Sein Amt brachte ihm nur ein Jahresgehalt von 200 Talern. Indes mit den Kollegiengeldern und den wachsenden Erträgen aus seinen schriftstellerischen Arbeiten reichten

seine Einnahmen hin, dem jungen Paare den erforderlichen wirtschaftlichen Rückhalt zu gewähren, zumal der junge Ehemann eine gewaltige Arbeitskraft entwickelte. Noch im Jahre 1799 wurden trotz der umfangreichen Schriftleitertätigkeit, zu der ihn eine von ihm ins Leben gerufene Zeitschrift, die „Neue Thalia“[1]), nötigte, der erste Teil der „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ (1791—1793) und neben andern kleineren Arbeiten die Abhandlung über Bürgers Gedichte vollendet, in der Schiller die ernsteste Selbsterziehung als unerläßliche Vorbedingung dichterischer Wirksamkeit hinstellte und mit seiner eigenen Jugenddichtung streng ins Gericht ging. Auch die ihm seitens der Studenten vom Tage seiner Antrittsvorlesung[2]) an entgegengebrachte Begeisterung gewährte ihm lebhafte Befriedigung.

Da drohte unter einer tückischen Krankheit all dies schwer errungene Glück zusammenzubrechen, ehe es auch nur ein volles Jahr gedauert hatte. Eine schwere Erkältung, die sich Schiller zu Beginn des Jahres 1791 zugezogen hatte, legte den Grund zu einem Lungenleiden, das ihn im Verlauf des Sommers an den Rand des Grabes brachte und ihn bis zu seinem frühen Tode fast unablässig gequält hat. Aber gerade unter diesen sich ständig wiederholenden, oft zu den schwersten Befürchtungen Anlaß gebenden Krankheitsnöten verklärte sich der Seelenadel des einzigartigen Mannes zu voller Größe. Es ist fast nicht zu begreifen, was er seinem schwachen, von quälenden Schmerzen und erstickenden Krämpfen oft bis zum Erlöschen der Lebenskraft zerrütteten Körper abzuringen vermochte.

Er war durch eine Kur in Karlsbad und eine monatelange Arbeitspause unter der hingebenden Pflege und Fürsorge seiner Gattin kaum einigermaßen wieder zu Kräften gekommen, als er sich schon mit weitaussehenden Plänen trug. Vor allem wollte er sich durch eingehende Beschäftigung mit Kant, dessen Schriften ihn „durch ihren lichtvollen, geistreichen Inhalt“ gewaltig anzogen, eine Klärung seiner ästhetischen Begriffe und seiner künstlerischen Auffassung verschaffen, und sollte es ihn, wie er an Körner schrieb, drei Jahre kosten. Die Möglichkeit, sich dieser für seine weitere Entwicklung grundlegenden Vertiefung seiner Bildung ohne Sorgen hingeben zu können, verschaffte ihm das hochherzige Geschenk zweier Gönner, des Erbprinzen von Schleswig-Holstein und des dänischen Ministers Grafen Schimmelmann, die ihm vier Jahre lang einen Ehrensold von 1000 Talern gewährten. In rastloser Arbeit hat er sein Ziel erreicht. Zwar hemmten ihn wiederholte Krankheitsanfälle, die ihn zu einer längeren Erholungsreise in die Heimat (Ludwigsburg, Stuttgart August 1793 bis Mai 1794) nötigten. Aber durch eine Reihe philosophisch-ästhetischer Schriften[3]) bewies er, in welchem Umfange es ihm gelungen war, sich die ersehnte Klarheit „über Wesen und Wirkung der Kunst und damit über Sinn und Aufgabe seines eigenen Lebens und Strebens“ zu verschaffen. Die hohen Ziele der Kantschen Pflichtenlehre, daß über Gefühle und Stimmungen, Leidenschaften

[1]) Ihrer Vorgängerin, der „Rheinischen Thalia“, war der Erfolg versagt geblieben.

[2]) „Was heißt und zu welchem Zwecke studiert man Universalgeschichte?“

[3]) „Über die tragische Kunst“ (1792), „Über Anmut und Würde“ und „Über das Erhabene“ (1793), „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“ und „Über naive und sentimentalische Dichtung“ (1795) sind die wichtigsten.

und Empfindungen, über alle Rücksicht auf äußeres Wohl und Wehe der „kategorische Imperativ“ der Pflicht, das unbedingt geltende Gebot des Sittengesetzes, die Herrschaft behaupten müsse, wurden nun auch für ihn die mit vollster Klarheit erkannte, mit Anspannung aller Kräfte befolgte Richtschnur seines persönlichen Lebens und seiner künstlerischen Bestrebungen. Wesentliche Dienste für die Erreichung dieses lang ersehnten Zieles hat ihm die Freundschaft mit Wilhelm von Humboldt[1]) geleistet. Seit Anfang 1794 lebte dieser in Jena und trat schnell zu Schiller, mit dessen Gattin seine Frau durch eine Jugendfreundschaft verbunden war, in innige Beziehungen. Welchen Gewinn er durch die fast täglichen Unterhaltungen mit ihm gehabt habe, hat der um acht Jahre jüngere Humboldt stets mit größter Dankbarkeit betont. Aber auch Schiller empfing durch das umfassende, besonders auf philosophischem Gebiet tiefgründige Wissen und das feine Kunstverständnis des jüngeren Freundes mannigfache Anregungen, die ihm auch über die Zeit des Zusammenlebens hinaus (1797) erhalten blieben. Der später von Humboldt herausgegebene „Briefwechsel mit Schiller“ legt davon beredtes Zeugnis ab.

Noch wichtiger wurde indessen ein anderes Ereignis dieses für Schillers Entwicklung so besonders bedeutsamen Jahres 1794: der Beginn seiner einen neuen Wendepunkt seines Lebens bezeichnenden Freundschaft mit Goethe. Lange waren sie einander innerlich fern geblieben. Ein Zusammentreffen im Lengefeldschen Hause (September 1788 in Rudolstadt) war ohne weitere Wirkungen geblieben. Die Verschiedenheit ihrer Naturen, Begabung, Schicksale und Bildungsgang schienen zunächst einen unüberbrückbaren Gegensatz zu bedingen. Der in kärglichen Verhältnissen aufgewachsene, unter der harten Zucht der Karlsschule in seinen besten Bestrebungen behinderte Schiller, der nur im härtesten Kampf mit widrigen Umständen sich selbst behauptet hatte und über all diesen Schwierigkeiten infolge seines ihm angebornen Freiheitsdranges zu stärkster Widerstandsfähigkeit entwickelt und zu einer echten Kampfnatur geworden war, und der von der Natur und glücklichen Lebensumständen begünstigte, im Schoße der Familie zu freier Entfaltung seiner reichen Gaben gekommene Goethe, der trotz aller inneren Kämpfe doch auf der Höhe des Lebens wandelte und sein Geschick nach eigener Wahl meistern, sich bald den Verhältnissen anzupassen, bald peinlichen Dingen zu entziehen und gefährliche Konflikte wegen der Zartheit seines Empfindens bewußt zu vermeiden wußte: sie waren viel zu sehr — wie Goethe es nennt — „Geistesantipoden“, um sich schnell zu finden. Dazu kam die Verschiedenheit ihrer künstlerischen Betätigungsweise. Beide zwar schafften stets auf Grund eigenen Erlebens. Aber was bei Goethe ein naturgemäßes Sichausleben, ein durch die Gunst seiner Entwicklung und Lebensführung ermöglichtes Widerspiegeln der Selbst-, Natur- und Weltbeobachtung war, wurde bei Schiller zu einer Bezwingung des herben Widerspruchs zwischen Ideal und Wirklichkeit, zu einer im Blick auf ein hohes Ziel durch bitteren Kampf erzwungenen Bemeisterung aller Widerstände. Dazu kam der auch für die

---

[1]) Wilhelm von Humboldt, der ältere der beiden für das Aufblühen der deutschen Wissenschaft so bedeutsamen Brüder, 1808—1810 Leiter der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten in Berlin, hat viel zur Hebung des geistigen Lebens in Preußen und zur Begründung der Universität Berlin beigetragen. Als Gelehrter war er besonders auf dem Gebiet der vergleichenden Sprachwissenschaft tätig.

künstlerische Entwicklung so wesentliche Unterschied der Jahre, der namentlich in der Zeit des Gärens und Reifens den älteren schon hatte überwinden lassen, was den jüngeren noch völlig in seinem Bann gefesselt hielt. Nimmt man dazu das bei beiden etwa gleichzeitig eintretende Aussetzen der dichterischen Betätigung (1788—1794), so begreift sich, wie sehr es einer Überwindung ernster Hemmnisse bedurfte, sollten sie nicht in gegenseitigem Verkennen befangen bleiben. Aber nun wurde durch die im Sommer 1794 eingetretene nähere Bekanntschaft von ihnen beiden die trotz aller ursprünglichen Gegensätze erreichte weitgehende Übereinstimmung ihrer Auffassungen und Bestrebungen erkannt, und damit begann der sie selbst beglückende wechselseitige Austausch, dem unsere Dichtkunst die Entfaltung zur höchsten Blüte verdankt.

Wie ein sprudelnder, unerschöpflicher Quell ergoß sich seit der Begründung dieses Freundschaftsbundes die Fülle der Schillerschen Meisterdichtungen. Herrliche Erzeugnisse der Gedankenlyrik eröffneten als dichterische Auswirkung der philosophischen Studien und der gewonnenen abgeklärten Weltanschauung und Lebensauffassung den Reigen: Die Macht des Gesanges, Das Ideal und das Leben, Das verschleierte Bild zu Saïs (1795), Der Spaziergang, Das Mädchen aus der Fremde (1796), um nur das Wichtigste zu nennen. Ihnen reihte sich der Perlenkranz der Balladen jener Jahre an: Die Klage der Ceres (1796), Der Handschuh, Der Ring des Polykrates, Die Kraniche des Ibykus, Der Gang nach dem Eisenhammer (1797), Der Kampf mit dem Drachen, Die Bürgschaft, Das eleusische Fest (1798), dann als Krone all dieser Dichtungen Die Glocke[1]) (1798) und als erste Frucht der neu aufgenommenen dramatischen Tätigkeit „Wallenstein" (1796—1799), den der Dichter seit der Beschäftigung mit der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges immer wieder geplant und nun trotz aller Hemmungen der Krankheit beendet hatte.

Sie ließ ihn nicht mehr los. Fast jede Ungunst der Witterung trug ihm einen Anfall der quälenden Brustkrämpfe ein. Dazu waren schmerzliche Erlebnisse in seiner Familie gekommen. Zwar sein häusliches Glück blieb ihm eine Quelle ungetrübter Freuden. Seine Gattin sorgte mit unermüdlicher Sorgfalt für ihn, wußte das häusliche Behagen durch ihre hauswirtschaftliche Tüchtigkeit zu sichern und dem Gatten in Tagen der Krankheit alle Erleichterungen zu verschaffen, die nur möglich waren. Dazu blieb sie die verständnisvolle Vertraute seiner Pläne und Entwürfe. Auch die Kinder gediehen den Eltern zur Freude.[2]) Aber seit Beginn des Jahres 1796 lag Schillers Vater schwer krank; im Frühjahr wurde die jüngste Schwester des Dichters, der Eltern und Geschwister besonderer Liebling, von einer damals in Stuttgart herrschenden Seuche hingerafft; zu Beginn des Herbstes starb der Vater. Eigene Kränklichkeit hatte den

---

[1]) Die meisten erschienen in dem nach dem Mißlingen der „Horen" (s. S. 87) von Schiller begründeten Musenalmanach — arabisch = Merkblatt, dann regelmäßig erscheinende Unterhaltungs- oder Hilfsbücher —, den er von 1796 bis 1800 herausgab. — Von wichtigeren Gedichten der folgenden Jahre sind Hero und Leander 1801, Kassandra 1802, Der Graf von Habsburg und Das Siegesfest 1803, Der Alpenjäger 1804 zu nennen.

[2]) Der älteste Sohn war 1793 in Ludwigsburg geboren, im Sommer 1796 ein zweiter. Ihnen folgten 1799 und 1804 zwei Töchter.

Sohn verhindert, den trauernden Seinen nahe zu sein. Durch tröstende Briefe und reichliche Geldmittel hatte er nach Kräften zu helfen gesucht. Aber er litt schwer unter all dieser Trübsal.

Inzwischen hatte sich seine wirtschaftliche Lage gebessert. Seit er in Cotta einen gut zahlenden Verleger gefunden hatte (1794), hatten sich die Erträgnisse seiner fleißigen Feder erheblich gemehrt. So hatte er bereits im Frühling 1797 ein eigenes kleines Grundstück in Jena erworben. In dem Gartenhäuschen, das er dort errichten ließ, hat er seitdem zumeist seine Dichtungen niedergeschrieben. Eine weitere Erleichterung wurde ihm durch die vom Herzog bewilligte Verdoppelung seines Gehalts zuteil.

Sie erfolgte in Weimar. Dorthin war er im Dezember 1799 übergesiedelt, um im Verkehr mit Goethe möglichst unbehindert und dem Theater, das er immer mehr als Mittelpunkt seiner Tätigkeit erkannte, nahe zu sein. In rascher Folge feierte er hier seine Triumphe. Im Sommer 1800 wurde die soeben vollendete „Maria Stuart“ aufgeführt. Noch in demselben Jahre bearbeitete er Shakespeares „Macbeth“ und begann die im Frühjahr 1801 beendete „Jungfrau von Orleans“. 1803 folgte die Braut von Messina, 1804 Wilhelm Tell. Auf die Aufführungen all dieser Stücke hatte Schiller einen bis in kleine Einzelheiten gehenden Einfluß ausgeübt und dadurch wie durch sonstige Bemühungen im Verein mit Goethe viel zur Hebung der Weimarer Bühne getan.

Auch an sonstigen Erfolgen hatte es ihm nicht gefehlt. 1802 hatte er auch in Weimar ein eigenes Haus erwerben können. In demselben Jahre wurde er kurz vor dem ihn tief erschütternden Tode seiner Mutter auf des Herzogs Veranlassung vom Kaiser geadelt. Auch eine im Frühjahr 1804 unternommene Reise nach Berlin, von wo ihm sehr günstige Anerbietungen gemacht waren, brachte ihm viel Ehre und Anerkennung ein, wenn sich auch schließlich die Verhandlungen über eine Übersiedlung in die preußische Hauptstadt zerschlugen.

Inzwischen hatte aber seine Krankheit unter immer erneuten Anfällen bedenkliche Fortschritte gemacht. So sehr Fernerstehende sich darüber täuschen mochten, weil sich der Dichter, sobald er sich einigermaßen wohl fühlte, heiter und gesellig gab, oft zu fröhlichen Scherzen aufgelegt war und stets neuen Lebensmut bekundete: die Seinen wußten, wie es um ihn stand. Zwar rastlos tätig blieb er, solange er zu arbeiten vermochte. Unmittelbar nach Vollendung des „Tell“ war er mit neuen, großzügigen Entwürfen beschäftigt. Er plante ein Drama „Demetrius“. Aber durch wiederholte Verschlimmerungen seines Zustands wurde der Fortgang der Arbeit gehemmt. Seine Kräfte waren verzehrt. Um die Jahreswende schien zwar eine Besserung eintreten zu wollen. Der beginnende Frühling brachte sogar noch ein kurzes Aufflackern. Anfang März schrieb Heinrich Voß, der stets in großer Treue um den Dichter bemüht war: „Schiller ist ganz gesund.“ Auch Goethe, der im Januar gefährlich erkrankt war und unter den Nachwirkungen über ein Vierteljahr zu leiden hatte, fand am ersten Mai bei seinem ersten Besuch nach seiner Genesung den Freund wohlauf und gerade im Begriff, ins Theater zu gehen. Aber ihr Abschied vor Schillers Haustür war ein Scheiden auf Nimmerwiedersehen. Während der Vorstellung stellte sich ein neuer Fieberanfall ein, dem die durch das vierzehnjährige Leiden geschwächten Kräfte nicht mehr gewachsen waren. In den Nachmittagstunden

des 9. Mai 1805 trat das Ende ein. In der Nacht vom 11. zum 12. wurde der Leichnam von Freunden zu Grabe getragen und in einer Kirchhofsgruft beigesetzt, von wo er 1827 in die Fürstengruft übergeführt wurde. Ganz Deutschland klagte um einen der besten seiner Söhne.

Schillers unvergängliche Bedeutung beruht auf den Balladen, der Gedankenlyrik und den Dramen seiner Meisterjahre.

Unter den Gedichten haben auf die weitesten Kreise die Balladen gewirkt. Die Fülle ihrer szenenreichen Stoffe, die Pracht ihrer sprachlichen und dichterischen Form und die Tiefe ihres sittlich-religiösen Gedankengehalts wird ihnen auch weiterhin ungeschwächte Lebenskraft sichern. Noch mehr in die Tiefe wirkt seine Gedankenlyrik, die ebenso durch die nach Sprache und Metrik gleich glänzende Form wie durch den tiefen Gedankengehalt und die abgeklärte ideale Weltanschauung ausgezeichnet ist und sich trotz aller Vorzüge der Goetheschen Gedichte dieser Art neben ihnen mindestens als voll ebenbürtig behaupten kann, durch Volkstümlichkeit sie vielfach übertrifft.

Immerhin vermag Schiller als Lyriker mit Goethe nicht in die Schranken zu treten. Dazu ist seine Lyrik bei aller erstaunlichen Mannigfaltigkeit der Ausführung und der wunderbaren Tiefe der Gedanken in zu enge Schranken gebannt, da die Stimmungslyrik so gut wie völlig fehlt. Dafür ist er ihm durch die Menge seiner großen dramatischen Schöpfungen, die Nachhaltigkeit ihrer Wirkung und ihre Volkstümlichkeit überlegen. Auch seine Jugenddramen bis zum Don Carlos hin müssen mit Ausnahme des Fiesko hier mitgezählt werden. Sie haben trotz der ihnen anhaftenden Mängel wegen der Kunst des dramatischen Aufbaus, die sich schon in den Räubern zu einer überraschenden Höhe erhob und die ausgesprochene dramatische Veranlagung des Dichters bekundete, wegen der Wärme der auf dem eigenen Erleben beruhenden Empfindung und der fortreißenden Kraft der leidenschaftlich bewegten oder hohe Ideale begeistert darstellenden Handlung eine seltene Bühnenwirksamkeit bewiesen und werden sie weiter bewähren, trotzdem der Gegenwartswert, den ihnen seinerzeit das furchtlose Auftreten gegen die schlimmsten Zeitschäden verlieh, nicht mehr besteht. Dazu kommt dann die Reihe der Meisterdramen. Der Dichter weiß „der Menschheit große Gegenstände“ durch die Fülle von lebensvollen Gestalten, durch den straffen Zusammenhang und raschen Fortschritt der Handlung, durch die Pracht des sprachlichen Gewandes mit so hinreißender Kraft darzustellen, daß ihre Anziehungskraft unvergänglich erscheint. Dazu hat zum Teil auch ihre vaterländische Bedeutung beigetragen. Schiller ist — das soll ihm unvergessen bleiben — einer der ersten gewesen, die das Ideal des Weltbürgertums, dem das Zeitalter Friedrichs des Großen wie das der Revolution anhing, in seiner Unzulänglichkeit erkannte. Als manche noch für die Feldherrngröße und staatsmännischen Talente des ersten Napoleon schwärmten, viele wie Goethe die Möglichkeit einer Auflehnung gegen ihn weit von sich wiesen, ist er, den eine starke Abneigung und ein lebhaftes Mißtrauen gegen den Korsen erfüllten, begeistert und begeisternd für den Vaterlandsgedanken eingetreten (Jungfrau, Tell). Goethe hat völlig richtig gesehen, wenn er in bezug auf Schiller zu Eckermann sagt: „Ein großer dramatischer Dichter, wenn er zugleich produktiv ist und ihm eine mächtige edle Gesinnung beiwohnt, die alle seine Werke durchdringt, kann machen, daß die Seele seiner Stücke zur Seele des Volkes wird.“ Wie sehr das

der Fall war, davon geben ja noch heute die Hunderte von geflügelten Worten aus Schillers Werken Kunde, die im Volke leben.

Seine geschichtlichen Arbeiten sind inhaltlich naturgemäß überholt. Aber sie haben durch die packende Darstellung der deutschen Geschichtschreibung wesentliche Dienste geleistet. Was unsere größten Meister auf diesem Gebiet, Ranke, Mommsen, Treitschke, ihren Werken an Vorzügen der Form zu verleihen vermochten, ist zu nicht geringem Teil auf Schillers Vorbild zurückzuführen, der die schwungvolle Kraft und rednerische Pracht seiner poetischen Darstellungsform auch auf seine Prosa zu übertragen wußte. Die philosophischen Schriften sind bei ähnlicher Meisterschaft der Form, die allerdings die von Goethe bevorzugte Einfachheit des Satzbaus zumeist durch kunstvoll ausgebaute Perioden ersetzt, auch inhaltlich heute noch nicht veraltet.

Was Schiller neben all diesen Vorzügen seiner Werke durch seine Persönlichkeit bedeutet, hat Goethes Epilog in unübertrefflicher Weise zum Ausdruck gebracht. Er bekundet darin den hinreißenden Zauber, der von dem einzigartigen Manne ausging. Auch hierbei sprechen freilich glückliche angeborne Anlagen mit. Mannigfache Züge, die uns überliefert sind, zeigen das Bild eines in seltenem Grade liebenswürdigen Knaben. Die kindliche Frömmigkeit und eine ungewöhnliche Gewissenhaftigkeit, die ihm die Herzen gewannen, die Opferwilligkeit, die sich im Schenken gar nicht genugtun kann, die überraschende Reife, die den Zwölfjährigen eine unverdiente Strafe von seinem Lehrer hinnehmen läßt, weil „jener es doch gut mit ihm meine“, die Furchtlosigkeit, mit der er das für recht Erkannte vertritt, sind Beweise dafür. Aber das alles vollendet sich doch erst in schwerem, siegreichem Ringen mit einer Unmenge von Widerständen. Schillers Leben ist ja ein fast steter Kampf gewesen. Schon die Einengung in den Zwang und all die kleinlichen Vorschriften der Akademie erheischte von ihm die Anspannung aller Kräfte, um seinen Lebensmut aufrechtzuerhalten. Dann kamen all die Nöte und Entbehrungen, die Mühsale und Enttäuschungen seiner Wanderjahre und dann, als er endlich auf festem Grunde zu stehen glaubte, die quälende Krankheit, die bisweilen auch den im Leiden so unendlich Geduldigen fast zur Verzweiflung brachte. „Ich halte es nicht mehr aus; wenn es nur schon aus wäre“, rief er in dem heftigen Anfall vom Sommer 1804 aus. Um so gewaltiger wirkt es, zu sehen, was er diesen qualvollen Zuständen an Arbeitslust und Arbeitskraft abzuringen vermochte und wie er immer wieder einen alles überwindenden Lebensmut zu betätigen wußte. „Oft, wenn er gelitten, was kein anderer ertragen hätte, fand man ihn heiter, ruhig“, rühmte seine Gattin von ihm. Dabei kam kaum je ein Wort der Klage von seinen Lippen, und in keiner Zeile seiner Dichtungen hat er an das Leid seines Lebens auch nur mit einem Worte gerührt. Dagegen vermochte er eine Rücksichtnahme auf seine Umgebung zu entwickeln, von der uns die rührendsten Beweise übermittelt worden sind.[1]) Und mit dieser völligen Überwindung des eigenen Ichs und der dem Menschen sonst anhaftenden Abhängigkeit von den Äußerlichkeiten des Lebens verband sich jene Hoheit und Unbeirrbarkeit

[1]) Berger, Schiller. II. Bd. S. 724, vgl. Lyon, Schillers Leben und Werke (Velhagen u. Klasing) S. 128.

seiner idealen Gesinnung, die ihn neidlos fremde Verdienste anerkennen ließ und schließlich über alle Widerstände zu triumphieren wußte.[1] So begreift es sich, daß Heinrich Voß bekennt: „Schiller hat mich zu einem besseren, freieren Menschen gemacht." Was uns von dem Dichter als reiches Erbe hinterlassen ist, hat auf manchen dieselbe Wirkung ausgeübt und wird sie weiter ausüben auf alle, die in den von ihm uns gewiesenen Quellen die Wurzeln ihrer Kraft suchen.

V. Das romantische Zeitalter.

§ 42. Zusammenhänge, Grundsätze und Ziele.

Noch zu der Zeit, als Goethe und Schiller auf der Höhe ihres Schaffens standen, machten sich Bestrebungen geltend, die erst im Anschluß an die klassischen Meister, dann je länger je mehr im Gegensatz gegen sie, besonders gegen Schiller, der deutschen Dichtung, ja der ganzen geistigen Entwicklung Deutschlands neue Bahnen zu weisen suchten.

Der Mittelpunkt der Bewegung war zunächst Jena. Dort hatte um die Mitte der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts ein eifriger Mitarbeiter an Schillers Horen, August Wilhelm **Schlegel** (1767—1845), der Sohn eines Konsistorialrats in Hannover, auf Schillers Betreiben ein akademisches Lehramt erhalten. 1798 begründete er, inzwischen mit Schiller entzweit, in Gemeinschaft mit seinem jüngeren Bruder Friedrich (1772 bis 1829) eine neue Zeitschrift „Athenäum", die für die Entstehung und Ausbreitung der neuen Schule grundlegende Bedeutung gewann.

Ihre Zwecke und Ziele beschränkten sich nicht auf das dichterische Gebiet. Es handelte sich um eine neue Welt- und Kulturauffassung, die sich auf allen geistigen Gebieten zu betätigen und überall Fortschritte zu erzielen suchte. Die treibenden Gedanken waren dabei in erster Reihe eine bewußte Pflege der mittelalterlich-christlichen Anschauungswelt im Gegensatz gegen die vom Klassizismus vertretene, zur Einseitigkeit neigende Wertung der antik-heidnischen Ideale, eine erneute entschiedene Bekämpfung des Rationalismus mit der ihm anhaftenden nüchternen Verstandesmäßigkeit und im Zusammenhang mit beidem ein in mannigfacher Weise sich bekundendes Zurückgreifen auf das, was die Vertreter von Sturm und Drang erstrebt und empfohlen hatten.

Für die Art und Weise, wie diese Gedanken der neuen Richtung in Erscheinung traten, waren die von Fichte[2]) ausgehenden Anregungen

---

[1]) Goethe zu Eckermann 1828: „Nichts geniert ihn, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein. Wir andern dagegen fühlen uns immer bedingt; die Personen, die Gegenstände, die uns umgeben, haben auf uns einen Einfluß." Vgl. Epilog zu Schillers Glocke V. 29 ff. 49 ff.

[2]) Johann Gottlieb Fichte, 1762—1814, der Sohn eines armen Oberlausitzer Webers, war nach entbehrungsreicher Jugend auf Grund seiner Erstlingsschriften 1794 als Professor nach Jena berufen worden. Er mußte wegen der Kühnheit, mit der er in seinen nach Inhalt und Form von der bisherigen Art abweichenden

von wesentlicher Bedeutung. An die Stelle der von seinem Lehrer Kant betonten Rücksicht auf die Allgemeinheit, die den Maßstab für alle Einzelbestrebungen abgeben sollte (kategorischer Imperativ), vertrat er das Recht der Einzelpersönlichkeit. Damit entsprach er der von dem Schlegelschen Kreise erstrebten Bevorzugung des „Individuellen und Charakteristischen" vor dem Allgemeingültigen und förderte trotz eigener strenger Sittlichkeit die von jener Seite für Sitte und Kunst geforderte Freiheit zur Abkehr vom Hergebrachten. Nicht mehr das Edelmenschentum an sich, wie es Lessing und Herder gefordert, Goethe in der Iphigenie und im Tasso dargestellt hatte, wie es Schiller verkörperte und im Anschluß an Kant auf alle Weise zu pflegen und zu fördern suchte, stand den Neuerern im Vordergrunde des Strebens. Im Zusammenhang mit dem, was die französische Revolution auf politischem und sozialem Gebiet geschaffen und das durch Friedrich den Großen geweckte, allmählich erstarkende völkische Bewußtsein sowie die Sehnsucht nach Besserung der unerfreulichen Verhältnisse in der geistig angeregten Jugend des damaligen Deutschlands gezeitigt hatten, erschien ihnen die Ausgestaltung und Pflege der Eigenart für Einzelleben und Volksentwicklung als das wesentlichste Erfordernis.

In bezug auf die dichterische Darstellung der neuen Auffassung bezw. die darüber besonders von Friedrich Schlegel aufgestellten Grundsätze bewegten sich die Romantiker zumeist in den Bahnen von Sturm und Drang. Ihr „erstes Gesetz", daß „die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide" (Fr. Schlegel), ist dafür schon bezeichnend. Dazu stimmten ihre Auffassung vom Wesen der Kunst und der Dichtung sowie von der Bedeutung der Phantasie, ihre Bevorzugung des Gefühlsmäßigen, ihre Wertung deutscher Vergangenheit und Art, endlich ihr planmäßiges Bemühen um Sprache und Literatur anderer Völker mit den Lehren überein, die Herder aufgestellt und der junge Goethe vertreten hatte. Darüber hinaus sind sie freilich auch andere Wege gegangen. Dahin gehören ihr lebhaftes, in der Erfassung zartester Stimmungen selbst über Goethe bisweilen hinausgehendes Naturgefühl und die nachdrücklich betonte, mehrfach allerdings mit einem Hang zum Mystischen verbundene Wertung der Religion[1]), ihre Vorliebe für das Phantastische, die sich in der Bevorzugung mittelalterlicher und märchenhafter Stoffe und der häufigen Darstellung der Wirkungen geheimnisvoller Mächte betätigte, ihr Schwelgen in ahnungsvollen, träumerischen Stimmungen und in meist unbestimmter Sehnsucht, ihre Vermischung der Dichtungsarten und die von ihnen als reinste Ausprägung des Rechts der Individualität geforderte und darum als Höhe der Kunst gepriesene „Ironie", durch die sie willkürlich den Gedankengang unterbrachen und die Stimmung zerstörten. Das alles vereinte sich dann zu einer immer entschiedener hervor-

---

Schriften auftrat, 1799 sein Amt aufgeben und fand in Berlin Zuflucht, wo er sich später durch seine Reden an die deutsche Nation, die er allen Anfeindungen und allem Spitzeltum der französischen Bedränger zum Trotz im Winter 1807/08 hielt, um die Wiedergeburt Preußens unvergeßliche Dienste erworben hat.

[1]) Friedrich Schlegel und seine Gattin sowie Zacharias Werner traten zum Katholizismus über, dem unter den Hauptvertretern der romantischen Richtung Clemens und Bettina Brentano, Görres und Eichendorff von Haus aus angehörten.

tretenden Ablehnung der von den Klassikern vertretenen Kunstrichtung, und darüber geriet die neue Schule (s. Anm.) in immer schärferen Gegensatz zu den Grundsätzen der in Weimar gepflegten Kunst. Schiller gegenüber hatten die Gebrüder Schlegel ohnehin sehr bald hämische, wenn auch nicht offen ausgesprochene Feindschaft bekundet. Er machte kein Hehl daraus, daß ihn ihr Mangel an ernstem Sittlichkeitsstreben, ihre selbstbewußte, schnell aburteilende Art abstießen, und das ließen sie ihn entgelten. Beim Anhören der „Glocke“ wollte man im Schlegelschen Hause „fast von den Stühlen fallen vor Lachen“. Aber auch Goethe, den sie erst eifrig umschmeichelten, kam allmählich zu der Einsicht, wie weit die beiderseitigen Anschauungen trotz aller Berührungspunkte auseinandergingen. Im Gegensatz zu einem von Friedrich Schlegel geprägten Worte[1]) bezeichnete er das Klassische als das Gesunde, das Romantische als das Kranke. Dabei haben sich die beiden großen Dichter dem Einfluß der neuen Strömung nicht entzogen. Schillers Jungfrau, Goethes Wahlverwandtschaften, Westöstlicher Divan und der zweite Teil des Faust erbringen den Beweis dafür.

Hervorragende dichterische Talente waren unter den ersten Vertretern der romantischen Schule nicht zu finden. Was von bleibenden Werten aus ihr hervorgegangen ist, kommt auf die Rechnung eines um etwa zehn Jahre jüngeren Geschlechts. Aber die von der Romantik ausgegangenen Anregungen sind auf allen Lebensgebieten, vor allem für Kunst und Wissenschaft weit über ihre Zeit hinaus bedeutsam geblieben und heute noch wirksam.

Anmerkung. Der Name „Romantik“ ist schwer zu erklären. Auch die Theoretiker der Schule haben eine allseitig befriedigende Deutung dafür nicht zu geben vermocht. Die Grundbedeutung wird wohl schon Wieland richtig getroffen haben, wenn er seinen Oberon als „Ritt ins alte romantische Land“ bezeichnet. Danach wäre romantisch in erster Reihe als romanhaft, der Phantasie freien Spielraum lassend zu deuten, wie denn neben der Bevorzugung phantastischer Stoffe die farbenprächtige, auf „Stimmung“ abzielende Darstellung zu den Hauptkennzeichen der Richtung gehört. Bezeichnend ist, was Novalis als Grundzug der romantischen Bestrebungen hinstellt: „Dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein geben.“

---

§ 43. Die Vorläufer der Romantik und die Frühromantiker.

a. Als Vorläufer der romantischen Richtung kommen in erster Reihe Jean Paul und Hölderlin in Betracht, der eine durch die Formlosigkeit seiner Darstellungsweise, der andere durch die aus seinen Dichtungen sprechende ungestillte Sehnsucht.

Johann Paul Friedrich Richter (Jean Paul), 1763 als Sohn eines Lehrers und späteren Geistlichen zu Wunsiedel im Fichtelgebirge geboren, hat eine entbehrungsreiche Jugend gehabt. Noch vor Beendigung seiner Schulzeit verlor er den Vater, bald danach die Großeltern, die ihn nach des Vaters Tode unterstützten. So war der junge Student, der seit 1780 in Leipzig Theologie studierte, auf seine eigene Kraft angewiesen und mußte durch Privatunterricht und durch Verwertung seiner schriftstellerischen Anlagen

[1]) „Der Bildung Strahlen all in eins zu fassen, vom Kranken ganz zu scheiden das Gesunde, bestrebten wir uns treu im freien Bunde.“

seinen Unterhalt erwerben. Eine mehrjährige Tätigkeit als Hauslehrer, danach als Leiter einer Volksschule halfen ihm über die schwersten Zeiten hinweg. Aber auch trotz der Anerkennung, die seinen ersten bedeutenderen Schriften zuteil wurde, hat er bis zu seinem vierzigsten Lebensjahre ein an Entbehrungen reiches, unstetes Wanderleben geführt, in dessen Verlauf er unter anderm auch nach Weimar kam und zu Herder sowie zu Schillers Freundin, Frau von Kalb, freundschaftliche Beziehungen gewann. 1804 fand er in Bayreuth einen dauernden Wohnsitz, von dem aus er in der altgewohnten Ruhelosigkeit zahlreiche Reisen unternahm. Dort ist er die letzten zwei Jahrzehnte mit Hilfe eines ihm von der Krone Bayern bewilligten Jahresgehalts in gesicherter Lage 1825 gestorben.

Seine Schriften, die sich seinerzeit einer großen Beliebtheit, namentlich bei der Frauenwelt erfreuten, sind durch einen glänzenden Humor, durch Zartheit des Empfindens und durch anziehende Schilderungen idyllischen Kleinlebens ausgezeichnet. Heute sind sie trotz mannigfacher Vorzüge, deren wesentlichste die sprachschöpferische Kraft und eine seltene Fülle von Bildern sind, wegen ihres krausen Stils, ihrer durch häufige Abschweifungen und unzählige, oft unverständliche Anspielungen bedingten formlosen Breite und vielfach verschwommenen Darstellung schwer genießbar. „Das Leben des vergnügten Schulmeisterlein Wuz“ (1793), „Quintus Fixlein“ (1796), „Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkäs“ (1797) und der unvollendet gebliebene Roman „Die Flegeljahre“ (1805) sind die bekanntesten. Seine Erziehungslehre „Levana“[1] (1807) ist heute noch wertvoll.

Friedrich **Hölderlin** (1770—1843) war ein Landsmann Schillers, geboren in Lauffen am Neckar. Als zweijähriger Knabe verlor er seinen Vater, der Klosterbeamter war, bereits mit neun Jahren den Stiefvater. So wuchs er unter der treuen Hut seiner Mutter auf. Aber das zurückgezogene Leben, das sie führte, und die fehlende männliche Leitung zeitigten in dem Knaben, bei dem sich unter den Eindrücken seiner schönen Heimat früh ein reger Natursinn entwickelte, eine Zartheit des Empfindens und eine Weltfremdheit, die für ihn verhängnisvoll wurden.

Vierzehnjährig kam er, frühzeitig für den geistlichen Stand bestimmt, auf die für die Vorbereitung auf das Studium der Theologie bestimmte Klosterschule in Maulbronn, dann auf das Tübinger Stift. Der dort herrschende streng pietistische Geist förderte noch des Jünglings Neigung zur Weltflucht, gegen die auch die innige Freundschaft mit zwei später zu großer Berühmtheit gelangten Studiengenossen, Schelling und Hegel[2]), nicht

---

[1]) Levana ist der Name einer römischen Gottheit, die man anflehte, damit der Vater das neugeborne Kind vom Boden aufhebe (levare = aufheben) und dadurch anerkenne.

[2]) Schelling, 1775—1854, Dozent der Philosophie in Jena, München und zuletzt in Berlin, hat neben seinem Lehrer Fichte in erster Reihe der romantischen Schule die wissenschaftliche Grundlegung verschafft, indem er durch seine Schriften die Bevorzugung der Phantasie vertrat. Er gilt als Begründer der Naturphilosophie. Grundlegend war für seine Lehre der Gedanke, daß das Naturleben einen Stufengang von Bildungen darstelle, an dessen Endpunkt der menschliche Verstand stehe.

Hegel, 1770—1831, gleichfalls zunächst in Jena, zuletzt in Berlin Professor der Philosophie, hat sich besonders durch die scharfsinnige Durchführung seiner gedankentiefen Darlegungen Ruhm erworben.

das erforderliche Gegengewicht zu leisten vermochte. Grundlegend für seine Jugendentwicklung wurden vor allem seine Begeisterung für Rousseau und eine an dessen Naturevangelium genährte leidenschaftliche Ossian- und Wertherschwärmerei.

Hölderlins große dichterische Begabung zeigte sich früh. Als Vorbilder dienten ihm zunächst Klopstock und der von ihm zeitlebens zärtlich geliebte Schiller. Sehr bald trat aber auch in seinen Gedichten die verzehrende Sehnsucht nach Verwirklichung der ihm vorschwebenden Ideale zutage, deren wesentlichste Ziele edle Menschlichkeit und völlige Einheit mit der Natur waren und deren Verkörperung er bei den Griechen des klassischen Zeitalters zu finden glaubte.

Eine unheilvolle Wendung, die schließlich den Ausbruch der Geisteskrankheit verursachte, wurde in seinem Leben durch eine unglückliche Liebe herbeigeführt. Nachdem er zunächst im Hause von Schillers und Jean Pauls Freundin, Frau von Kalb, als Hauslehrer tätig gewesen war, kam er 1796 in derselben Eigenschaft in das Haus eines Bankiers in Frankfurt am Main, zu dessen Gattin, der Diotima seiner Gedichte, er eine tiefe Neigung faßte. Nachdem er um ihretwillen seine Stellung aufgegeben hatte, fiel er mehr und mehr düsterer Schwermut anheim. Nach einigen unruhigen Wanderjahren, die ihn auch in die Schweiz und nach Frankreich führten, brach dann 1802 der Wahnsinn aus, dem er bis an sein Lebensende, mehr als vierzig Jahre, verfallen blieb. Erst 1843 starb er in Tübingen.

So spricht eine erschütternde Tragik aus seinem Leben. Ein selten edler und reiner Mensch, von idealstem Streben beseelt, erfüllt von einem brennenden Verlangen, seine Gesinnung zum Wohl der Menschheit kraftvoll und erfolgreich zu betätigen, in seinen jüngeren Jahren dabei ein Bild edelster Schönheit, ein reiches dichterisches Talent wird er vom Leben zerrieben, weil er dem Kampf mit seinen harten Wirklichkeiten zu wenig gewachsen war.

Seinen bleibenden Ruhm verdankt er dem Gedankenreichtum und der tiefen Empfindung seiner formvollendeten, in das edelste Sprachgewand gekleideten Gedichte. Zumeist hat er antike Versmaße darin verwandt, denen er mit größter Meisterschaft den deutschen Sprachgeist anzupassen wußte. Aber auch in freien Versformen hat er die Höhe Goethescher Kunstvollendung erreicht, so z. B. in seinem an das Parzenlied anklingenden „Schicksalslied“. Sein Briefroman „Hyperion“, in den er es einschaltete, kann trotz tiefer Gedanken und großer sprachlichen Schönheit heute nur noch als Literaturdenkmal gelten. Arm an Handlung, unklar in der oft verschwommenen Gedankenführung trägt auch er mit seiner Darstellung ungestillter und unstillbarer Sehnsucht romantisches Gepräge.

b. Aus dem Kreise der Begründer und ersten Vertreter der romantischen Schule, der sog. Frühromantiker, sind dichterische Leistungen von bleibendem Wert nur in recht geringem Maße hervorgegangen.

Die Bedeutung der beiden Brüder Schlegel beruht im wesentlichen auf ihren kritisch-ästhetischen Schriften und den dadurch von ihnen ausgegangenen Anregungen. Die führende Rolle fiel dabei dem jüngeren Bruder Friedrich (von) Schlegel zu, der auch durch seine feinsinnige Beurteilung Goethescher Kunst für die Literaturgeschichte, durch ein Werk über Sprache und Weisheit der Inder für die Beschäftigung mit der morgenländischen Dichtung und die Begründung der vergleichenden

Sprachwissenschaft bahnbrechend gewirkt hat. Sein erst vielgenannter Briefroman „Lucinde" ist mit Recht der Vergessenheit anheimgefallen.

Sein älterer Bruder, August Wilhelm (von) Schlegel, der 1801 nach Berlin übergesiedelt war, wo er durch vielbesuchte Vorlesungen über „schöne Literatur und Kunst" und durch seinen Verkehr mit einem Kreise bedeutender Männer, darunter Schleiermacher[1]), und geistvoller Frauen viel zur Verbreitung der romantischen Ideen beitrug, hat sich vor allem durch seine noch grundlegende Shakespeare-Übersetzung verdient gemacht.

Auch Ludwig **Tieck**, als Sohn eines wohlhabenden Seilermeisters in Berlin 1773 geboren und dort 1853 verstorben, hat trotz glänzender Begabung bleibend Wertvolles nicht zu schaffen vermocht. Die auf reicher Erfindungsgabe und großer Formgewandtheit beruhende Leichtigkeit seines Schaffens, die Beweglichkeit seines Geistes und ein auf seinem großen Schauspielertalent beruhendes außerordentliches Anpassungsvermögen machten ihn zwar zu einem der fruchtbarsten Dichter und vielseitigsten Schriftsteller, aber sie verführten ihn auch zu einer mehrfach in seinen Dichtungen hervortretenden spielerischen Oberflächlichkeit. Was Schiller bei der Beurteilung einer einzelnen Schrift aussprach, gilt allgemein: es fehlt ihm an Tiefe und Kraft. In weiteren Kreisen ist heute trotz der großen Zahl seiner Volksmärchen, Dramen, Romane und Novellen kaum mehr von ihm bekannt als seine zum Kennwort der Romantik gewordenen Verse von der „mondbeglänzten Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält" und die unter seinem Namen gehende, in Wirklichkeit von seiner Tochter und dem Grafen Baudissin gefertigte Fortsetzung der Schlegelschen Shakespeare-Übersetzung.

An Gemütstiefe übertrifft ihn der an dichterischer Begabung ihm nicht nachstehende Friedrich von **Hardenberg, Novalis** genannt, eine in seiner edlen, reinen Persönlichkeit, in seinem Schicksal wie in seinen Dichtungen an Hölderlin erinnernde Gestalt. 1772 als Sproß eines altadligen Hauses im Mansfeldischen geboren, wurde er in seiner Entwicklung besonders durch die den Herrnhutern nahe stehende Mutter beeinflußt. In Jena, wo er Philosophie studierte, hatte ihn Schillers ideales Streben angeregt. Später trat er in Leipzig, wo er die Rechte studierte, zu Friedrich Schlegel in nähere Beziehungen. 1801 starb er, noch nicht 29 Jahre alt, in Weißenfels, wo er bei der Salinenverwaltung angestellt war, an der Schwindsucht.

Die Todessehnsucht, durch die seine Dichtungen zumeist gekennzeichnet sind, wurde durch den frühen Tod seiner jugendlichen Braut veranlaßt, mit der er sich auf Grund der ihm eigenen Neigung zum Mystischen in dauernden, auch durch den Tod nicht gestörten Beziehungen glaubte. Sein Bildungsroman, Heinrich von Ofterdingen, dem das als Kennzeichen der Romantik so häufig verwandte Symbol des höchsten Glückes, die „blaue Blume"[2]), entstammt, ist reich an sprachlichen Schönheiten und tiefen Gedanken, aber auch in seinem Mangel an Handlung, seinem märchenhaften Inhalt,

[1]) Für die Erneuerung der Religion und der theologischen Wissenschaft hat Schleiermacher, der 1810 von Halle an die neugegründete Berliner Universität berufen war, neben seinen Predigten und Vorlesungen vor allem durch seine „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" bahnbrechend gewirkt.

[2]) Heinrich sieht im Traum die blaue Blume, aus der ihm ein schönes Mädchengesicht lockend und verheißungsvoll zulächelt. Er zieht aus, diese Blume, die ihm der Inbegriff des Glückes wird, zu suchen.

seinen zerfließenden Stimmungen ein echtes Erzeugnis der Romantik. Dichterisch wertvoller sind die erschütternden „Hymnen an die Nacht“, die ihm der Schmerz über das verlorne Liebesglück eingab. Weit bekannt sind aus der Zahl seiner innigen Lieder die in viele Kirchengesangbücher übergegangenen „Wenn alle untreu werden“, „Was wär' ich ohne dich gewesen“, „Wenn ich ihn nur habe“.

---

§ 44. Die jüngeren Romantiker. — Die bleibenden Verdienste der romantischen Schule.

Erheblich nachhaltiger als die Frühromantiker hat das jüngere Geschlecht der romantischen Schule gewirkt. Sammel- und Ausgangspunkt dieser Bewegung war Heidelberg. Was die Dichter und Gelehrten des dort begründeten Kreises mit der älteren Richtung verband, war in erster Reihe die gleiche Wertung des Phantastischen und die Willkür bei der dichterischen Formengebung. Dabei haben sie aber mannigfache Vorzüge vor ihren Vorläufern voraus. Zunächst haben sie dem von den Romantikern stets betonten Gegensatz gegen die Aufklärung durch eine tiefere Erfassung und höhere Wertung der Religion die rechte Grundlage gegeben und dadurch wesentlich zu der am Anfang des 19. Jahrhunderts einsetzenden, durch die Not der Unglücksjahre und die Begeisterung der Freiheitskriege mächtig geförderten religiösen Erneuerung des deutschen Volkes beigetragen. Dazu kam die wirksame Betätigung eines innigen Natursinns, der für den Aufschwung der Naturwissenschaft wie für die wachsende Freude an der Natur bedeutsam wurde und im Zusammenhang mit dem vertieften Verständnis für die Schätze der deutschen Vergangenheit und die Vorzüge des deutschen Wesens der Begeisterung für die heimatlichen Naturschönheiten und dem im Laufe des Jahrhunderts mehr und mehr erstarkten Heimatsinn, der Erstarkung des Vaterlandsgefühls und der erneuten Betonung des Volkstümlichen Vorschub leistete. Grundlegend für das alles waren vornehmlich die von Clemens Brentano und seinem Schwager Achim von Arnim im Anschluß an die einst von Herder ins Leben gerufenen Bestrebungen seit 1806 veröffentlichte Sammlung deutscher Volkslieder, „Des Knaben Wunderhorn“. Sie war Goethe gewidmet und wurde von ihm freudig begrüßt. Wertvolle Dienste für die Belebung des vaterländischen Sinnes haben auch die auf Brentanos Anregung von Görres verfaßte Schrift „Die deutschen Volksbücher“ und die zugleich für die Entwicklung der deutschen Sprach- und Altertumswissenschaft hoch bedeutsame Wirksamkeit der Brüder Grimm geleistet.

Anmerkung. Joseph Görres (1776—1848), seit 1806 Privatdozent in Heidelberg, zuletzt Professor in München, ein überzeugter Katholik und begeisterter Patriot, hat durch die hinreißende Beredsamkeit seiner politischen Schriften und sein mutiges Auftreten gegen die französische Fremdherrschaft wesentlich zur Belebung der nationalen Bestrebungen beigetragen.

Jakob und Wilhelm Grimm aus Hanau (1785—1863 bezw. 1786—1859), zunächst an der Bibliothek in Kassel tätig, dann Professoren in Göttingen, wurden von dort wegen ihres mannhaften Auftretens gegen die von der Regierung geübte Willkür 1837 vertrieben, 1840 Mitglieder der Berliner Akademie der Wissenschaften. Sie haben eine Reihe bahnbrechender Werke geschaffen, unter denen die „Deutsche Mythologie“ und die „Geschichte der deutschen Sprache“ des älteren Bruders, die von beiden ge-

meinsam veröffentlichten Kinder- und Hausmärchen (seit 1812), „Die deutschen Sagen" (seit 1810) und das seit 1854 erscheinende, trotz emsiger Arbeit zahlreicher Gelehrter noch heute nicht beendete „Deutsche Wörterbuch" in erster Reihe stehen.

Von den Dichtern des Kreises wurde Goethes Landsmann **Brentano** (1778—1842), Sohn eines begüterten Kaufmanns in Frankfurt am Main und zuerst auch selbst für diesen Beruf vorgebildet, als Student in Jena für die romantischen Bestrebungen gewonnen und war, seit 1804 in Heidelberg, wohin bald danach auch Arnim kam, der Mittelpunkt des sich um die beiden scharenden Kreises. Vor allem durch ein tiefes Verständnis für das Volkstümliche ausgezeichnet, hat er die Entwicklung der jungromantischen Schule in dieser Beziehung nachhaltig beeinflußt und auf Grund seiner bedeutenden dichterischen Gaben Lieder und Balladen geschaffen, die wie echte Volksdichtungen wirken (Ein Fischer saß im Kahne, Es sang vor langen Jahren, Die Lore Lay). Ebenso volkstümlich ist die echt märchenhafte Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. Unter seinen Märchen ist das bekannteste „Gockel, Hinkel und Gackeleia", das wegen seiner gesuchten Kindlichkeit und Geheimniskrämerei dem heutigen Geschmack entfremdet ist. In seinem Wesen stürmisch und ruhelos, zu phantastischen Übertreibungen geneigt, ging Brentano[1]) schließlich aus Anlaß einer unerwiderten Liebe zu der zum Katholizismus übergetretenen evangelischen Pfarrerstochter Luise Hensel, der Dichterin des Liedes „Müde bin ich, geh' zur Ruh", völlig in einer mystischen Auffassung des erst kaum betätigten Katholizismus auf und suchte während der letzten zwanzig Jahre seines Lebens seine Aufgabe in der Aufzeichnung der Visionen einer gemütskranken Nonne.

Nach seinen allgemein menschlichen Eigenschaften steht sein Schwager Achim von **Arnim** (1781 in Berlin geboren, 1831 auf seinem märkischen Gute gestorben) in ausgeprägtem Gegensatz zu ihm. Männlicher Ernst, Schlichtheit und Geradheit der Gesinnung, echte protestantische Frömmigkeit und vaterländische Begeisterung zeichnen ihn aus. An dichterischer Begabung steht er hinter Brentano zurück. Seine phantastischen Erzählungen und Romane — der bedeutendste ist: Die Kronenwächter — haben bleibende Erfolge nicht zu erzielen vermocht. Sein Hauptverdienst bleibt die mit Brentano und zahlreichen Mitarbeitern gemeinsam betriebene, von Arnim aber hauptsächlich geförderte Herausgabe des „Wunderhorn", das durch den Reichtum seiner volkstümlichen, freilich nicht selten, aber meist mit glücklicher Hand von den Herausgebern veränderten Lieder gerade in der Zeit des tiefsten Elends wesentlich zur Hebung des deutschen Volksbewußtseins beitrug.

Die nachhaltigste Wirkung war dem beiden Schwägern nahestehenden Joseph von **Eichendorff** (1788—1845) beschieden, der mit Brentano die volkstümliche Meisterschaft, mit Arnim die edle, ritterliche Gesinnung und die vaterländische Begeisterung teilte. Einem in Oberschlesien (Lubowitz bei Ratibor) angesessenen katholischen Freiherrngeschlecht entstammt, war er in innigem Zusammenhang mit der Natur, in vertrautem Umgang mit alten Volksbüchern und in aufrichtiger Frömmigkeit aufgewachsen und so schon, ehe er 1807 in Heidelberg

---

[1]) Echt dichterische Begabung war auch Brentanos jüngerer Schwester Bettina, Arnims Gattin, eigen. Ihr bestes Erzeugnis ist ihr von fast leidenschaftlicher Begeisterung für Goethe eingegebenes, durch inniges Naturgefühl ausgezeichnetes, freilich oft auch überschwengliches Erstlingswerk „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde".

mit den jungromantischen Kreisen in engere Berührung kam, in der Grundrichtung seines Wesens ihren Bestrebungen zugewandt. Nach den fröhlichen Wanderfahrten seiner Studentenjahre, die vielfach in seinen Liedern widerklingen, bereitete er sich in Wien auf den österreichischen Staatsdienst vor, schloß sich aber bei Kriegsausbruch dem Lützowschen Freikorps an. Nach Friedensschluß trat er als Referendar bei der Regierung in Breslau ein, war danach in Danzig tätig, dann in Königsberg, wo er mit Erfolg für die Wiederherstellung der Marienburg wirkte, und zuletzt (seit 1831) als Vortragender Rat im Berliner Kultusministerium. 1844 nahm er seinen Abschied und starb, nachdem er seinen Wohnsitz mehrfach gewechselt hatte, 1855 auf dem bei Neiße gelegenen Landsitze einer Tochter.

Eichendorffs Bedeutung beruht in erster Reihe auf der Volkstümlichkeit und dem echten deutschen Empfinden seiner durch Schlichtheit der Form und Schönheit der Sprache ausgezeichneten Lieder. Für den Deutschen ist eine Wanderung ohne ein Eichendorffsches Lied kaum denkbar. Ihre Gemütstiefe, sinnige Naturbetrachtung, echte Vaterlands- bezw. Heimatliebe und Wanderfreude bedingen den Reiz dieser Wald-, Wander- und Liebeslieder, die, vielfach durch eine glückliche Vertonung, vor allem von Schumann und Mendelssohn, mit besonderer Lebenskraft erfüllt, in weiten Kreisen des Volkes leben. Man braucht ja In einem kühlen Grunde; Wer hat dich, du schöner Wald; O Täler weit, o Höhen; Wohin ich geh und schaue und viele andere nur zu nennen, und es beginnt im deutschen Herzen zu klingen. Echt volkstümlich ist aber auch der tief religiöse Sinn des Dichters, der in vielen Gedichten, auch zahlreichen Natur- und Wanderliedern zum Ausdruck kommt. Die zehn Lieder „Auf meines Kindes Tod“, Morgengebet (O wunderbares, tiefes Schweigen), Mondnacht (Es war, als hätt' der Himmel) sind dafür besonders bezeichnend. Dieselben Vorzüge, vor allem Echtheit des Empfindens, tiefes Gefühl, religöse Grundstimmung, schlichte, aber außerordentlich anziehende sprachliche Darstellung zeichnen auch seine epischen Gedichte aus. Seine Erzählungen, unter denen „Aus dem Leben eines Taugenichts“ am bekanntesten ist, sind mit ihren zahlreichen lyrischen Einschüben und ihrem phantasievollen, des straffen Gedankenfortschritts oft bis zur Verworrenheit entbehrenden Inhalt echte Erzeugnisse der romantischen Schule. Als „letzten Ritter der Romantik“ kennzeichnen den Dichter außerdem die bei der Wahl der Stoffe und Personen seiner Erzählungen hervortretende Vorliebe für das Märchenhafte und das Vorwiegen träumerischer Sehnsucht. Doch hat ihn die Schlichtheit seines Wesens vor den Ausartungen der übergroßen Empfindsamkeit und dem Übermaß an Phantastik bewahrt, wie sie sonst in den letzten Erzeugnissen der romantischen Schule wieder besonders deutlich zutage treten.

Friedrich Baron de la Motte **Fouqué** (1777—1843), Märker von Geburt, ein Enkel des aus Friedrichs des Großen Kriegen bekannten Generals, hat uns zwar die liebliche Märchendichtung Undine geschenkt und in einigen seiner Lieder echte Herzenstöne angeschlagen, wie in dem tief empfundenen „Wenn alles eben käme“, dem volkstümlichen „Kriegslied“, das er, bei Kriegsausbruch bei den freiwilligen Jägern eingetreten, seinem Korps widmete („Frisch auf, zum fröhlichen Jagen“) und vor allem in dem „Brandenburgischen Erntelied“, der ergreifenden Klage über den Tod der

Königin Luise, „Die Halm' und Ähren winken". Aber seine einst viel gelesenen Ritterromane leiden an übertriebener Altertümelei und Empfindsamkeit.

Noch eigenartigere Blüten trieb die romantische Phantastik bei dem als Dichter, Musiker, Komponist, Maler und Rechtsgelehrter glänzend begabten Ernst Theodor Amadeus **(E. Th. A.) Hoffmann**[1]), geboren 1776 in Königsberg, infolge seines ungeordneten Lebens 1822 sechsundvierzigjährig als Kammergerichtsrat in Berlin verstorben. So koboldartig wie seine Gestalt und sein leicht zur Grimasse verzerrtes Gesicht muten seine Märchen und Erzählungen an. Selten gelingt ihm etwas Schlichtes wie das anziehende Kindermärchen „Nußknacker und Mausekönig". Zumeist vermischen sich Wirklichkeit und märchenhafte Unwirklichkeit, Grausiges und — unmittelbar daneben — grelle Komik, Menschenverachtung und Schönheitssehnsucht zu einem verwirrenden Durcheinander, über dem man trotz des glänzenden Humors und des treffenden, meist bitteren Spottes oft an der geistigen Gesundheit des mit Vorliebe den Wahnsinn zeichnenden Dichters zweifeln möchte. Neben den mit Hilfe einer Rahmenerzählung zu den „Serapionsbrüdern" zusammengeschlossenen Novellen, unter denen „Meister Martin der Küfer" und „Das Fräulein von Scudéri" hervorragen, sind der grausige Roman „Die Elixiere des Teufels" und die nach Art der romantischen Ironie unvollendet gebliebenen „Lebensansichten des Katers Murr" in erster Reihe zu nennen.

Anmerkung. Krankhaft wie Hoffmann erscheint auch Zacharias **Werner** (1768—1823), der nach einem ausschweifenden Jugendleben und leidenschaftlicher Bekämpfung der Ansprüche des Priestertums vom Protestantismus zum Katholizismus übertrat und als eifernder Sittenprediger in Wien starb. Unter seinen Dramen ist „Der 24. Februar" berüchtigt als Verzerrung der Schicksalsidee zur Darstellung sinnlos waltender Zufallsmächte, die den Menschen verderben.

Über solchen Ausartungen und bei den auch sonst in den romantischen Dichtungen hervortretenden Mängeln, vornehmlich der Überschwenglichkeit der Empfindung, dem Übermaße an Phantastik und der zur Formlosigkeit ausartenden dichterischen Willkür, dürfen die **bleibenden Verdienste** der Romantiker nicht verkannt oder verkümmert werden.

In dichterischer Hinsicht haben sie die Wirksamkeit Goethes und Schillers in wertvoller Weise ergänzt, indem sie durch ihre Bevorzugung mittelalterlicher, besonders deutscher Stoffe, durch die Abkehr von den antiken Vorbildern und ihrer klassischen Formenstrenge sowie durch die grundsätzliche Bekämpfung der rationalistischen Verstandesmäßigkeit die volkstümliche, nationale und religiöse Dichtung zu neuem Leben erweckten. Dazu haben sie durch Vermittlung fremdländischer Dichtungen wesentlich zur Erweiterung des dichterischen Gesichtskreises in bezug auf Stoffe und Formen beigetragen.

Das deutsche Geistesleben haben sie durch die Hinweise auf die Schätze des Mittelalters, durch ihre Volkslieder-, Sagen- und Märchensammlungen sowie durch die Belebung des Naturgefühls und des Heimatsinns bereichert und der deutschen Wissenschaft und Kunst mehrfach neue Bahnen gewiesen. Die deutsche Sprach- und

[1]) Den Namen Amadeus nahm Hoffmann „aus unbegrenzter Liebe zu Mozart" statt seines dritten Taufnamens „Wilhelm" an.

Altertumskunde und die neuere Entwicklung der Geschichts- und Literaturforschung verdanken ihre Grundlagen romantischen Anregungen, in der Malerei wie in der Musik (s. Anm.) haben sie einen Umschwung herbeigeführt.

Der politischen Entwicklung hat die romantische Schule durch die Erweckung bewußten Deutschtums, die Förderung vaterländischer Begeisterung, die Belebung deutscher Zukunftshoffnung wesentliche Dienste geleistet.

So wirkt sie noch bis in die Gegenwart fort und hat der Dichtkunst bis zum heutigen Tage immer wieder wertvolle Anregungen gegeben.

Anmerkung. Unter den deutschen Malern sind neben den sog. „Nazarenern", Künstlern, die in der italienischen Kunst des 15. Jahrhunderts mit ihren vorzugsweise der Bibel und Legende entlehnten Stoffen ihre Vorbilder fanden — Peter Cornelius aus Düsseldorf (1783—1867) und Julius Schnorr von Carolsfeld (1794—1872) sind die bedeutendsten —, die Meister volkstümlicher Darstellung, Ludwig Richter (1803 in Dresden geboren und dort 1884 verstorben) und Moritz von Schwind (1804—1871), mit ihren Schilderungen deutschen Volks- und Familienlebens, ihren Illustrationen zu deutschen Volksbüchern, Volksliedern und Märchen **von den Romantikern beeinflußt**.

Den Übergang von klassisch-heidnischen zu christlich-deutschen bezw. mittelalterlichen Stoffen hat für die Oper der 1786 in Eutin geborene, 1826 auf einer Kunstreise in London verstorbene Karl Maria von Weber, vor allem mit „Preziosa", „Freischütz", „Oberon", vollzogen und in Albert Lortzing (1803—1851; Undine, Waffenschmied) einen seiner wirksamsten Nachfolger gefunden.

Das deutsche Lied wurde in romantisch-volkstümlicher Art besonders von Franz Schubert (in Wien 1797 geboren und dort 1828 in drückender Armut gestorben), Felix Mendelssohn-Bartholdy, dem Enkel von Lessings berühmtem Freunde (1809—1847), Robert Schumann (1810—1856) und Robert Franz (1815—1882) gepflegt.

---

§ 45. Ausläufer der Romantik.

a. Heinrich von Kleist (1777—1811).

In mannigfacher Hinsicht nach Wesen und Dichten unverkennbar romantisch zeigt Heinrich **von Kleist** ebenso ausgeprägte Züge, die ihn von den Romantikern unterscheiden und zu einem Vorläufer derjenigen Richtung machen, für die eine spätere Zeit den Namen „Realismus" geprägt hat. Auch ihm ist der Gehalt das Erste und Wichtigste. Die schöne Form steht durchaus in zweiter Reihe, ja die Darstellung der Wirklichkeit ist dem Dichter so sehr oberstes Ziel, daß er darüber das Unschöne nicht nur nicht vermeidet, sondern oft zu bevorzugen scheint.

Sein Leben war an Enttäuschungen reich. Es mutet uns an wie ein steter Kampf mit Hindernissen und Widerwärtigkeiten, denen er bei seiner durch mehrfache Krankheitsanfälle geschwächten Gesundheit nur durch die eiserne Willenskraft, die ihn auszeichnete, so lange Widerstand leisten konnte, wie es tatsächlich geschehen ist. Freilich fiel bei allem Mißgeschick, das ihn verfolgte, der größte Teil der Schuld zumeist seiner eigenen Überspanntheit und Leidenschaftlichkeit zu.

Ein Großneffe Ewalds von Kleist, wurde er am 18. Oktober 1777 als Sohn eines nur mäßig begüterten Offiziers geboren, der damals Hauptmann in Frankfurt an der Oder war und dort bereits 1788 starb. Wenige

Jahre danach (1793) folgte ihm seine Gattin. So mußte der reichbegabte, leidenschaftliche, zu starrem Eigensinn neigende Knabe, der zunächst durch einen Hauslehrer, dann im Hause eines Berliner Geistlichen erzogen wurde, gerade in den für die Entwicklung des Charakters so wichtigen Jahren die feste Hand des Vaters und den besänftigenden Einfluß der Mutter entbehren. Noch nicht fünfzehnjährig trat er in ein Potsdamer Garderegiment ein, um sich der Familienüberlieferung gemäß, aber ohne innere Neigung der Offizierslaufbahn zu widmen. Sie befriedigte ihn daher je länger je weniger. In den Jahren 1793 bis 1795 nahm er an der Belagerung von Mainz und den Kämpfen in der Pfalz teil. Das darauf folgende Garnisonleben tat aber seinem Bildungsdrang so wenig Genüge, auch stand die Disziplin so sehr im Gegensatz zu seinem Streben nach Betätigung und Ausgestaltung seiner persönlichen Eigenart, daß er 1799 seinen Abschied nahm.

Er bezog die Universität seiner Vaterstadt, um dem Namen nach Jura zu studieren. In Wirklichkeit beschäftigte er sich mit Mathematik, Physik und Philosophie, da er trotz seiner verhältnismäßig geringen Mittel an ein späteres Amt und die Vorbereitung darauf nicht dachte. Er sah darin nur eine Beeinträchtigung seiner persönlichen Freiheit. Auch seine im nächsten Jahre erfolgte Verlobung mit einer Frankfurter Generalstochter änderte daran nur für kurze Zeit etwas. Er begab sich allerdings im August 1800 nach Berlin, um sich auf den Eintritt in den Staatsdienst vorzubereiten. Aber als er hier seine dichterischen Fähigkeiten entdeckte, glaubte er, in ihrer Verwertung seine Lebensaufgabe sehen zu müssen, der er sich in seiner leidenschaftlichen Art alsbald mit völliger Hingabe widmete.

Zunächst hatte das nur neue schwere Kämpfe im Gefolge. Seine Gestaltungskraft wollte seinem glühenden Eifer, dem verzehrenden Ehrgeiz, der gleich mit dem ersten Werke alles Bisherige übertreffen wollte und Goethes Ruhm zu überstrahlen hoffte, nicht genügen. So verfiel er in tiefe Melancholie, für die er auf einer Reise nach Westdeutschland und Paris vergebens Heilung suchte. In Paris, wo er längere Zeit weilte, widerte ihn die Überkultur, die er dort fand, dermaßen an, daß er in die Schweiz ging, um dort unter ganz einfachen Verhältnissen als Bauer zu leben. Ungestüm und maßlos wie immer, ebenso überspannt in seinen Anforderungen an andere wie an sich selbst, verrannte er sich so völlig in seine Pläne, daß er trotz der leidenschaftlichen Zuneigung zu seiner Braut die Verlobung aufhob, als sie seinen Absichten Bedenken entgegenbrachte.

1802 kehrte er, nachdem seine Pläne mißlungen waren und er eine schwere Krankheit überstanden hatte, nach Deutschland zurück. Er fand zunächst bei Wieland, mit dessen Sohn er in der Schweiz Freundschaft geschlossen hatte, gastliche Aufnahme und eine ihn unendlich beglückende Anerkennung seiner dichterischen Fähigkeiten. Aber seine Rastlosigkeit trieb ihn bald weiter. Neue Irrfahrten begannen, neue Wirrsale.

In Paris, wohin er sich abermals gewandt hatte, verfiel er von neuem einer bis zu Selbstmordplänen gesteigerten Melancholie. Er verzweifelte so sehr an seinem Können, daß er seine Manuskripte verbrannte, darunter die später aus dem Gedächtnis zum Teil wieder aufgezeichneten Bruchstücke des Dramas „Robert Guiscard“, in dem er seine eigentliche Lebensaufgabe sah.

Erst 1804 gewann sein Leben für einige Zeit eine gewisse Stetigkeit. Er erhielt nach einigen Monaten der Vorbereitung, die er in Berlin verbrachte,

im Mai 1805 eine vorläufige Anstellung an der Domänenkammer in Königsberg in Preußen. Hier hat er, gefördert durch anregenden Verkehr in den ihm durch seine Familienbeziehungen erschlossenen vornehmsten Häusern, eine reiche dichterische Tätigkeit entfaltet. „Der zerbrochene Krug" wurde beendet, und die Arbeit an „Penthesilea", „Käthchen von Heilbronn" und mehreren Erzählungen gedieh.

Die nach den Unglücksschlachten bei Jena und Auerstädt einsetzende nationale Bewegung, der er sich mit glühender Begeisterung anschloß, vertrieb ihn aus Königsberg. Mitten im Winter (Januar 1807) machte er sich mit einigen Kameraden zu Fuß auf den Weg nach Berlin, wurde aber von den Franzosen als Spion gefangen gesetzt und für ein halbes Jahr nach Frankreich verschleppt. Nach seiner durch seine Schwester endlich erreichten Befreiung ließ er sich in Dresden nieder, wo er eine — allerdings über den ersten Jahrgang nicht hinausgekommene — neue Zeitschrift „für die Kunst" (Phöbus) begründete und mit den darin veröffentlichten Bruchstücken seiner Dramen und Erzählungen mannigfache Anerkennung gewann. Sie blieb aber auf enge Kreise beschränkt. Auch die in staunenswerter Schaffenskraft 1808 vollendeten Dramen, „Käthchen von Heilbronn" und „Die Hermannsschlacht", änderten daran nichts, so große Hoffnungen der Dichter auf letztere gesetzt hatte. Die darin bekundete glühende Begeisterung für eine vaterländische Erhebung und ein leidenschaftlicher, vor Mordplänen nicht zurückschreckender Haß gegen Napoleon, der sich in seinem wilden Kriegsruf „Germania an ihre Kinder" mit einer fast bis zur Raserei gesteigerten Empfindung äußerte (1809), fanden in weiteren Kreisen keinen Widerhall, da niemand die Drucklegung wagte. Vergebens eilte Kleist, der infolge der abermaligen Enttäuschung der alten Verzweiflung anheimgefallen war und zeitweilig an Wahnsinnsanfällen litt, nach Österreichs Kriegserklärung nach Prag, um dort für die Verwirklichung seiner nationalen Hoffnungen zu wirken. Die durch Napoleons Sieg bei Wagram und den bald darauf folgenden Frieden zu Wien ihm bereitete Enttäuschung warf ihn erneut aufs Krankenlager, und als er im Februar 1810 nach Berlin zurückkehrte, waren seine körperlichen und geistigen Kräfte schwer erschüttert.

Noch einmal gelang es seiner zähen Willenskraft, sich aufzuraffen. Seine Dichtergabe vollendete sich in ihrer reifsten Frucht, dem Hochgesang preußischer Pflichttreue, der für die durch seinen Lebensgang bedingte innere Umwandlung des einst die Disziplin verabscheuenden Dichters so bezeichnend ist, „Der Prinz von Homburg". Auch sonst suchte er mit allen Kräften dem Vaterland zu dienen. So gab er eine Zeitung, „Berliner Abendblätter", heraus. Aber der Erfolg blieb ihm überall versagt. Sein Drama wurde nicht aufgeführt; die Zeitung mußte nach einem halben Jahre ihr Erscheinen einstellen; die Schuldenlast des mit seiner Familie längst Zerfallenen wuchs; vergebens suchte er durch ein Gesuch um Wiedereinstellung in den Zivil- oder Militärdienst der quälenden Dürftigkeit zu entgehen; es blieb unberücksichtigt. Da versagte dem eben erst Einunddreißigjährigen die Lebenskraft. Am 21. November 1811 gab er sich mit einer befreundeten, gleich ihm schwermütigen, unheilbar kranken Frau den Tod. Am Wannsee bei Potsdam wurden beide erschossen gefunden. Dort liegt er begraben

Was Kleist mit den Romantikern verbindet, ist neben dem Eintreten für den vaterländischen Gedanken vor allem seine Vorliebe für

das Wirken geheimnisvoller Mächte, für das Ungewöhnliche bis zum Häßlichen und Grausigen, für die Darstellung ausartender Leidenschaft und maßlosen Gefühlsüberschwangs. Was ihn von ihnen unterscheidet, sind vor allem der starke Wirklichkeitssinn und der sich überall bekundende strenge Ernst seiner Kunstauffassung, die ihn vor der in der romantischen Schule so beliebten Vermischung der Dichtungsarten bewahren, ihn zu lebensvoller Herausstellung der Charaktere und straffem Gedankenfortschritt befähigen, überhaupt trotz aller Vorliebe für Märchenhaftes und Übersinnliches ihn alles Verschwommene nach Inhalt und Form vermeiden lassen.

Daß seine dichterische Begabung vor allem auf dem Gebiete des Dramas lag, ergibt sich aus der schnellen Folge seiner heute noch bühnenwirksamen Stücke, die an Kunst des Aufbaus und Anschaulichkeit der Charakterzeichnung mit Schillers Meisterwerken wetteifern können, durch eine trotz mancher Härten und Willkürlichkeiten anziehende, immer wirksame, den redenden Personen angepaßte, oft unwiderstehlich fortreißende Sprache ausgezeichnet sind und durch die tiefe Erfassung des Problems sowie die Kühnheit realistischer Darstellung Späteren, besonders Hebbel und Ludwig, die Wege gewiesen haben. Dabei vermag die Vielseitigkeit des Dichters in ihnen so große Gegensätze zu vereinen wie die in ihrer Leidenschaft zu dämonischer Wildheit fortgerissene Penthesilea (1807) und das rührende, alle Hemmnisse und Gefahren durch schrankenlose weibliche Hingebung überwindende „Käthchen“ (1808), die von glühendem Haß gegen Napoleon erfüllte „Hermannsschlacht“ (1808) und den bei aller Stärke des vaterländischen Empfindens so viel maßvolleren „Prinz von Homburg“ (1810), dazu den von allen bisher genannten so völlig verschiedenen „zerbrochenen Krug“ (1806).

Die dramatische Art des Dichters zeigt sich auch in den häufigen Wechselreden und der alles Nebensächliche beiseite lassenden, stetig vorwärtsdrängenden Darstellungsweise seiner durch gleiche sprachliche Vorzüge ausgezeichneten Erzählungen, unter denen die durch Geschlossenheit der Charakterentwicklung besonders wirksame „Tragödie des beleidigten Rechtsgefühls“, Michael Kohlhaas, die erste Stelle einnimmt.

Unter seinen Gedichten stehen das tiefempfundene, formschöne Sonett „An die Königin Luise“, das der Dichter ihr zu ihrem letzten Geburtstage widmete, und das von leidenschaftlicher Glut erfüllte „Germania an ihre Kinder“ in erster Reihe.

Kleists Bedeutung ist von seinen Zeitgenossen nicht erkannt worden. Überall gewann er sich zwar durch den eigenartigen Zauber einer kindlichen Liebenswürdigkeit die Herzen. Aber auch seine Freunde konnten gegen die Ungunst der Verhältnisse nicht aufkommen. Andere stieß er durch sein krankhaft überreiztes Wesen ab. Auch Goethe vermochte sich in seine Art, die ihm „bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Teilnahme immer Schauer und Abscheu“ einflößte, nicht zu finden. Weiteren Kreisen wurden daher seine Dichtungen überhaupt nicht bekannt. Nur „Der zerbrochene Krug“ ist zu Lebzeiten des Dichters einmal in Weimar mit recht ungünstiger Wirkung, für die sich Kleist an dem nach seiner Meinung daran schuldigen Goethe durch giftige Epigramme rächte, das „Käthchen“ in Wien und Bamberg aufgeführt worden. Er selbst hat keins seiner Dramen auf der Bühne sehen

dürfen. So starb er, der so Großes erstrebte und so viel zu bieten hatte, fast unbekannt. Erst sehr spät hat die Nachwelt ermessen gelernt, was in ihm verloren gegangen ist, und ihm den Ruhm zuerkannt, nach dem er im Bewußtsein seines Könnens mit verzehrender Sehnsucht gestrebt hatte.

b. Die Dichter der Befreiungskriege.

Mit den Romantikern, namentlich den jüngeren, teilen die Dichter der Befreiungskriege die vaterländische Begeisterung, die hohe Wertung der Religion und die vielfach bei ihnen zutage tretende volkstümliche Art. Die bedeutendsten unter ihnen sind Arndt, Körner, Schenkendorf, durch Alter, Herkunft, Lebensschicksale, persönliche und dichterische Eigenart voneinander verschieden, in aufrichtiger Frömmigkeit, glühender Vaterlands- und Freiheitsliebe, flammender kriegerischer Begeisterung einander gleich.

1. Ernst Moritz **Arndt** ist der älteste aus dem Kreise. Ende 1769 war er als Sohn eines Gutspächters auf dem damals schwedischen Rügen geboren. Er studierte in Greifswald und Jena Theologie, war dann Hauslehrer und wurde 1800 Privatdozent, 1806 außerordentlicher Professor der Geschichte in Greifswald. Schon im Dezember dieses Jahres mußte er wegen des damals veröffentlichten ersten Teils seines „Geist der Zeit" (1806—1818) vor den Franzosen nach Schweden flüchten, kehrte aber 1809 heimlich nach Deutschland zurück und widmete sich, mit Blücher, Scharnhorst, Gneisenau im Bunde, eifrig den Bemühungen um Preußens Erneuerung. 1812 ging er als Mitarbeiter Steins nach Petersburg und trug durch seine zündenden Schriften wesentlich zur Volkserhebung bei.

Nach Friedensschluß gab Arndt zunächst in Köln eine Zeitschrift heraus und wurde 1818 Professor der Geschichte in Bonn. Seine scharfen Angriffe gegen die damaligen reaktionären Bestrebungen der Regierung zogen ihm aber bald Verfolgungen zu. Er wurde sogar in Haft genommen und schließlich 1826 in den Ruhestand versetzt. Durch Friedrich Wilhelm IV. wieder in sein Amt eingesetzt, nahm er 1848 an der Nationalversammlung teil. Seit 1854 lebte er abermals, nun in freiwillig erwähltem Ruhestand und starb, nachdem ihm sein neunzigster Geburtstag Ehrungen aus ganz Deutschland eingebracht hatte, zu Anfang 1860 in Bonn.

Seine kernige deutsche Art und seine Sprachbeherrschung hat er durch eine Reihe wirksamer Prosaschriften erwiesen, unter denen die markigen Aufsätze in seinem „Geist der Zeit" und die Flugschriften „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann", „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" die bedeutendsten sind.

Aus seinen Liedern spricht mehrfach ein ingrimmiger Haß gegen Napoleon, der sich in übertrieben starken Ausdrücken, wie Kleist sie bevorzugt hatte, gefällt, immer echte, vaterländische Begeisterung. Dabei wirken die besten durch die Kargheit des dichterischen Schmucks, die Knappheit des Ausdrucks und ein starkes, von aufrechter Mannhaftigkeit und tiefer Frömmigkeit getragenes Empfinden echt volkstümlich, allen voran „Was blasen die Trompeten" und „Der Gott, der Eisen wachsen ließ". Von seinen geistlichen Liedern haben mehrere in den Kirchengesangbüchern Aufnahme gefunden; die bekanntesten sind „Ich weiß, an wen ich glaube" und „Geht nun hin und grabt mein Grab". Sein „Kindergebet" „Du

lieber, heil'ger, frommer Christ" gehört zu den Perlen unserer Kinderlieder.

2. An den zur Zeit der Volkserhebung in reifem Mannesalter stehenden, die herbe Art seines Stammes in seinem Wesen und seinen Schriften bekundenden Norddeutschen reiht sich der in jugendlicher Begeisterung mit gleicher Hingabe dem Vaterlande dienende Theodor **Körner**. 1791 war er als Sohn von Schillers berühmtem Freunde in Dresden geboren. Siebzehnjährig bezog er die Bergakademie in Freiberg, studierte dann Rechtswissenschaft in Leipzig, zuletzt in Berlin Geschichte und Philosophie. Schon als Student war er vielfach dichterisch tätig. Nachdem er 1811 zur Vollendung seiner Ausbildung nach Wien gegangen war, wo damals der seinem Vater seit langem befreundete Wilhelm von Humboldt als preußischer Gesandter wirkte, wurde er auf Grund seines Dramas „Zriny" 1812 dort zum Hoftheaterdichter ernannt. In rascher Folge veröffentlichte er eine Reihe kleinerer Dramen, die eine willige Aufnahme fanden (Der Nachtwächter, Der Vetter aus Bremen, Die Gouvernante u. a. m.), und verlobte sich mit einer durch jugendlichen Liebreiz ausgezeichneten Schauspielerin. Da riß ihn 1813 der Ausbruch des Krieges aus seiner glückverheißenden Bahn. Er trat in das Lützowsche Freikorps ein und entfaltete unter der Einwirkung der ihn beseelenden vaterländischen Begeisterung schnell seine dichterische Kraft zu ihrer höchsten Blüte. Seine oft inmitten des Kriegsgetümmels entstandenen Lieder, die ihm die schwärmerische Zuneigung seiner Kameraden erwarben, wirken besonders durch die Unmittelbarkeit des Selbsterlebnisses, die sich darin ausspricht. Aber nur noch eine kurze Spanne Zeit war seinem begeisterten und begeisternden Wirken vergönnt. Schon im Juni war er bei Kitzen schwer verwundet worden. Kaum wiederhergestellt, eilte er zur Truppe zurück und fiel wenige Wochen vor Vollendung seines 22. Lebensjahres am Tage der Schlacht an der Katzbach (26. August 1813) bei Gadebusch (unweit Schwerin). Unter einer Eiche beim Dorfe Wöbbelin (bei Ludwigslust) wurde er bestattet, ein Idealbild deutscher Jugend, die Glück, Liebe und Leben dem Vaterland zum Opfer brachte.

Körners Dichtungen sind sämtlich von Schiller stark beeinflußt. Seine Bedeutung beruht auf seinen Kriegsliedern, die 1814 von seinem Vater unter dem Titel „Leier und Schwert" herausgegeben wurden. Durch ihr hinreißendes Feuer haben sie weit über die Zeit ihrer Entstehung gewirkt und sind namentlich der Jugend bis in die Gegenwart hinein lieb geblieben. Sein „Aufruf" (Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen), „Gebet während der Schlacht" (Vater, ich rufe dich), „Lützows wilde Jagd" (Was glänzt dort vom Walde) und das wenige Stunden vor dem Tode des Dichters gedichtete „Schwertlied" (Du Schwert an meiner Linken) sind, zumeist in volkstümlichen Weisen vertont, den weitesten Kreisen vertraut.

3. Etwa in der Mitte zwischen Arndt und Körner steht dem Lebensalter nach Max **von Schenkendorf**. Er war nach der dichterischen Begabung der bedeutendste unter den dreien. 1783 zu Tilsit als Sohn eines Leutnants und Salzfaktors geboren, studierte er in Königsberg die Rechte und trat nach bestandener Prüfung bei der dortigen Regierung als Referendar ein. In seiner inneren Entwicklung wurde er stark durch Novalis und seinen Verkehr in pietistischen Kreisen beeinflußt. Bei Ausbruch des Krieges eilte er, obwohl jung verheiratet und durch eine Lähmung der rechten Hand behindert, ins

preußische Hauptquartier und nahm an der Schlacht bei Leipzig teil. Nach Friedensschluß wurde er Regierungsrat in Koblenz, starb aber schon 1817 an einem Brustleiden.

Im Ton seiner vaterländischen Lieder steht er unter den Dichtern der Befreiungskriege den jüngeren Romantikern am nächsten. Zumeist zart und sinnig, öfter von einem Ton leiser Wehmut durchzittert, geben sie mit Vorliebe dem sehnsüchtigen Verlangen nach dem Glanz einstiger Kaiserherrlichkeit Ausdruck und verkünden ihre Wiederkehr. Den „deutschen Kaiserherold“ hat man deshalb nach Rückerts Vorgang den Sänger gern genannt, dem auch kräftige Töne zu Gebote stehen und echt volkstümliche Verse gelingen (Landsturm: Die Feuer sind entglommen; Soldatenmorgenlied: Erhebt euch von der Erde; Auf Scharnhorsts Tod: In dem wilden Kriegestanze; Andreas Hofer: Als der Sandwirt von Passeier; Freiheit, die ich meine). Von seinen religiösen Liedern sind einige in die Gesangbücher übergegangen, so das Weihnachtslied „Brich an, du schönes Morgenlicht“ und „Noch lässest du dich sehen, des Volkes alter Hort“.

c. Der schwäbische Dichterkreis und geistesverwandte Dichter.

Den Namen „Schwäbische Dichterschule“ hat Justinus Kerner für sich und seine Freunde abgelehnt, indem er sich auf die von jedem bewiesene Eigenart beruft. Mit mehr Recht hat man sie Deutschromantiker genannt. Sie teilen mit den Romantikern, besonders den jüngeren, die Neigung zum Volkstümlichen und Stimmungsvollen, eine aus Vaterlandsgefühl und Heimatsinn geborene Bevorzugung deutscher, besonders mittelalterlicher Stoffe und den religiösen Grundton. Demgegenüber verzichten sie auf die von den Frühromantikern geförderte Berücksichtigung der Weltliteratur und haben dem Gefühlsüberschwang nebst der Verschwommenheit des Inhalts und der Formlosigkeit, die zumeist damit verbunden sind, grundsätzlich abgesagt.

1. Der Führer des Kreises war

Ludwig Uhland (1787–1862).

Sein Lebensgang hat ihn nur selten über die Grenzen seiner engeren Heimat hinausgeführt. In seiner Vaterstadt Tübingen, wo sein Vater Universitätssekretär war, bezog er bereits mit vierzehn Jahren als Rechtsbeflissener die Universität, widmete sich aber mit Vorliebe sprachlichen und literarischen Studien, die er in Paris, wo er sich mit dem Code Napoléon vertraut machen wollte, durch eifrige Beschäftigung mit den Handschriften alter Dichtungen fortsetzte. Nach seiner Rückkehr in die Heimat ließ er sich in Tübingen, dann in Stuttgart als Anwalt nieder. An den Befreiungskriegen hat er als Untertan eines Rheinbundfürsten nicht teilgenommen, bezeugte aber sein vaterländisches Empfinden in mehreren Liedern (Dir möcht' ich diese Lieder weihen; Wenn jetzt ein Geist herniederstiege) und trat bei den bald nach Friedensschluß einsetzenden württembergischen Verfassungskämpfen nachdrücklich für das „alte gute Recht“ ein. Im Zusammenhang damit hat er sich eine Reihe von Jahren hauptsächlich politisch betätigt und deswegen sogar das akademische Lehramt, trotzdem er sehr daran hing, aufgegeben. 1829 hatte er eine außerordentliche Professur für deutsche Literatur an der Universität seiner Vaterstadt erhalten, legte sie aber 1833 nieder,

weil ihm von der Regierung der Urlaub zur Teilnahme an den Verhandlungen der Ständekammer, in die er als Mitglied der liberalen Partei gewählt war, verweigert wurde. Auch 1848 hat er noch an der Nationalversammlung teilgenommen und ist dort als Redner mehrfach hervorgetreten. Im übrigen hat er seit Mitte der dreißiger Jahre hauptsächlich seinen germanistischen Studien obgelegen. Als deren Ergebnis veröffentlichte er in dem 1836 erschienenen ersten Bande seiner Sagenforschungen die auch in der ihr beigegebenen Abhandlung grundlegende, zum ersten Male den wissenschaftlichen Ansprüchen entsprechende Sammlung „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder“. Eine weitere Reihe bedeutsamer Schriften „Zur Geschichte der Dichtung und Sage“ erschien erst nach seinem Tode. Am 13. November 1862 starb er in Tübingen an den Folgen einer Erkältung, die er sich bei dem Begräbnis seines Freundes Justinus Kerner zugezogen hatte.

Seine Dichtungen sind fast sämtlich vor 1820 entstanden. Sie sind durch religiöse und vaterländische Gesinnung, durch meisterhafte Beherrschung der Sprache und zum großen Teil auch durch echte, mit großer Kunst der Darstellung verbundene Volkstümlichkeit ausgezeichnet. Uhland hat sich auf dem lyrischen, epischen und dramatischen Gebiete betätigt. Die größte Selbständigkeit und Meisterschaft erzielte er in seinen Balladen.

Besondere Vorzüge seiner zahlreichen lyrischen Gedichte (vornehmlich religiös gestimmte Lieder, Vaterlands-, Natur-, Wander- und Liebeslieder) sind volkstümliche Einfachheit der dichterischen Form, des sprachlichen Ausdrucks und Satzbaus sowie Wohllaut der Sprache und Vorliebe für nachdrückliche Kürze. Viele von ihnen gehören zu den unvergänglichen Bestandteilen des deutschen Liederschatzes, z. B. Schäfers Sonntagslied, Frühlingsglaube, Was singet und klinget die Straße herauf. Gern schafft der Dichter die Stimmung durch eine eingeflochtene kleine Erzählung und weiß dabei mehrfach den Volksliedton aufs glücklichste zu treffen, wie im „guten Kameraden“ und „Der Wirtin Töchterlein“.

Uhlands Dramen, „Ernst, Herzog von Schwaben“ und „Ludwig der Bayer“, sind als Bilder aus der deutschen Geschichte und Darstellung deutscher Tugenden wertvoll, enthalten auch manche anschauliche Schilderung äußerer und innerer Vorgänge. Bühnenwirksamkeit ist ihnen indessen trotz der edlen, an bedeutsamen Stellen oft ergreifenden Sprache versagt geblieben. Sie entbehren zu sehr des straffen Zusammenhangs und schnellen Fortschritts der Handlung und lassen die rechte psychologische Begründung der Charaktere vermissen. Die epische Meisterschaft des Dichters ist ihnen zum Verhängnis geworden.

Als Epiker ist Uhland einer unserer größten Volksdichter. Seine erzählenden Gedichte sind zum Teil heute noch weit bekannt, z. B. Siegfrieds Schwert, Schwäbische Kunde, die Eberhardlieder. Dasselbe gilt von einer großen Zahl seiner Balladen. Sie suchen an Menge, Anschaulichkeit und Volkstümlichkeit der dargestellten Bilder und Gestalten ihresgleichen und brauchen bei aller Schlichtheit nach Form und Inhalt den Vergleich mit den besten Meisterschöpfungen Goethes und Schillers nicht zu scheuen. Dabei ist Uhland in diesen Dichtungen durchaus selbständig und hat in der an Bürgers Lenore erinnernden Volkstümlichkeit vor Goethes Stimmungsbildern wie vor Schillers Gedankenreichtum

und Wortpracht nicht unwesentliche Vorzüge. Zu ihnen gehört auch der humoristische Einschlag in manchen Gedichten. Gleichzeitig ist Uhland im besondern ein Lobredner edlen Rittertums. Er weiß den Ritter in allen Lebenslagen zu schildern und die Vorzüge rechten deutschen Rittertums nach seinen äußeren und inneren Vorzügen in helles Licht zu stellen.

Uhlands bleibende Bedeutung beruht auf der glücklichen Vereinigung der von Goethe und den Romantikern übernommenen Vorzüge, der mustergültigen Sprache und der Vorliebe für einfache Formen neben der Begeisterung für deutsche Ideale und der edlen Volkstümlichkeit. Wesentlich ist für die Wirkung seiner Gedichte auch die ehrenhafte, kerngesunde, aufrechte Persönlichkeit. Sie spricht vor allem aus der Schlichtheit und Naturwahrheit der geschilderten Gestalten, der Klarheit der Situationen und der Überwindung der Sentimentalität. Das alles bedeutet zugleich neben der sorgfältigen, an der Antike geschulten Form und der Knappheit der Darstellung wesentliche Vorzüge vor den Romantikern.

2. Den Romantikern am nächsten steht aus dem schwäbischen Kreise durch den melancholischen Einschlag vieler Gedichte und durch die Vorliebe für geheimnisvolle, ins Übersinnliche hineinragende Erscheinungen

Justinus Kerner (1786–1862).

Er war zu Ludwigsburg als Sohn eines Oberamtmanns geboren, der bereits 1799 starb und seine Witwe in bedrängter Lage zurückließ. Da sie die Mittel für das von ihrem Sohn ersehnte Studium nicht aufzubringen vermochte, mußte er als Lehrling in eine Tuchfabrik eintreten. Auf seine Bitte nahm sich aber ein seinem Elternhause befreundeter Professor in Tübingen des bildungseifrigen Jünglings an und ermöglichte ihm das Studium der Medizin.

Schon auf der Universität trat Kerner dem ihm weitläufig verwandten Uhland nahe und gab mit ihm und andern Freunden ein christliches Sonntagsblatt heraus. Später ließ er sich, nachdem er seine Ausbildung durch mehrjährige Tätigkeit in großstädtischen Krankenhäusern vollendet hatte, in seiner Heimat als Arzt nieder und wirkte seit 1818 als Oberamtsarzt in Weinsberg. Hier hat er in seinem Hause eine schier unbegrenzte Gastlichkeit geübt. Fürsten, Dichter und Gelehrte, berühmte und unberühmte Leute, die den Dichter oder den durch seine magnetischen Kuren weithin bekannten Arzt suchten, sind bei ihm eingekehrt und haben sich dem eigenartigen Zauber seiner edlen, einen starken Zug zum Mystischen aufweisenden Persönlichkeit hingegeben. Gegen Ende seines Lebens wandte er sich mehr und mehr spiritistischen Ideen zu, für die er auch in einer viel gelesenen Schrift über „Die Seherin von Prevorst“, eine von ihm behandelte nervenkranke Frau, eintrat. 1851 mußte er wegen fast völligen Versagens seines Augenlichtes sein Amt niederlegen, wurde aber durch Gnadengehälter der bayrischen und der württembergischen Krone vor Mangel geschützt. Im Februar 1862 starb er.

Unter seinen Liedern haben „Dort unten in der Mühle“ und „Wohlauf, noch getrunken“, unter seinen erzählenden Gedichten „Preisend mit viel schönen Reden“ und „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe“ die Zeiten überdauert.

3. Zu den älteren Mitgliedern des Kreises gehören noch Gustav **Schwab** und Wilhelm **Hauff**, nahe steht ihm nach seiner ganzen Art Wilhelm **Müller**.

Gustav Schwab (1792–1850).

Er war als Sohn eines Professors an der Hohen Karlsschule in Stuttgart geboren. Er starb, nachdem er zunächst Gymnasiallehrer, dann Pfarrer gewesen war, 1850 als Oberkonsistorial- und Oberstudienrat in seiner Vaterstadt. Neben seinen Sammlungen deutscher Volksbücher (Buch der schönsten Geschichten und Sagen) und „Die schönsten Sagen des klassischen Altertums" sind heute nur noch seine Balladen „Das Gewitter" und „Der Reiter und der Bodensee" in weiteren Kreisen bekannt.

Dichterisch erheblich begabter war der bereits im Alter von 25 Jahren verstorbene

Wilhelm Hauff (1802–1827).

Er war gleichfalls Stuttgarter von Geburt und zuletzt Schriftleiter des im Cottaschen Verlage erscheinenden Morgenblattes. 1827 erlag er einem Nervenfieber.

Hauff hat eine erstaunliche Schaffenskraft bewiesen. Neben so volkstümlichen Liedern wie „Morgenrot" und „Steh' ich in finstrer Mitternacht", einer beträchtlichen Anzahl beliebter Märchen (z. B. Kalif Storch, Zwerg Nase, Das steinerne Herz) und vielgelesener Erzählungen (Jud Süß, Die Bettlerin vom Pont des Arts, Phantasien im Bremer Ratskeller, Memoiren des Satans) hat er uns in seinem auf Scottsche[1]) Vorbilder zurückgehenden „Lichtenstein" einen der besten geschichtlichen Romane geschenkt.

Einen hohen Grad von Volkstümlichkeit erreichte auch in einzelnen seiner Lieder der gleichfalls frühverstorbene

Wilhelm Müller (1794–1827).

Er war nicht Schwabe von Geburt, ist auch den Führern des schwäbischen Kreises erst gegen Ende seines Lebens nähergetreten. Als Sohn eines wohlhabenden Schneidermeisters war er in Dessau geboren und ist dort als Lehrer der alten Sprachen am Gymnasium und Bibliothekar der neu gegründeten Herzoglichen Bibliothek im Alter von 33 Jahren an einem Herzschlage gestorben. Unter seinen zahlreichen leichtflüssigen Liedern, die er im Anklang an Eichendorffs „Taugenichts" gern allerlei wanderlustigen Gesellen, Handwerksburschen, Müllerknappen, Musikanten usw., in den Mund legte („Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten" hat er zwei Sammlungen genannt), verdanken die Müllerlieder ihre weite Verbreitung wesentlich Schuberts Vertonungen. Dichterisch wertvoller sind die bei der Jugend allbeliebten Wanderlieder „Im Krug zum grünen Kranze" und „Am Brunnen vor dem Tore"; in studentischen Kreisen werden auch „Wenn wir durch die Straßen ziehen" und das neckische „Meine Mus' ist gegangen" viel gesungen. Viel genannt wurden seinerzeit

[1]) Walter Scott (1771–1832) wurde durch zahlreiche historische Romane, die zumeist in seiner engeren Heimat Schottland spielen, der Begründer einer in Deutschland viel gepflegten Richtung. Am bekanntesten sind von ihm Ivanhoe (spr. Eivenu) und Kenilworth (spr. Kennilwors).

seine Griechenlieder, durch die er (1821—1824) mit Begeisterung für den Freiheitskampf der Griechen gegen die Türken eintrat. Von seinen epischen Gedichten haben sich „Der Glockenguß zu Breslau“ und das trinkfröhliche „Est, est“ erhalten.

4. In mannigfacher Hinsicht verwandt ist mit Uhland auch

Adalbert von Chamisso (1781—1838).[1])

Von Geburt Franzose und bis an sein Lebensende des Deutschen, das er als Fremdsprache gelernt hatte, im mündlichen Ausdruck nicht vollkommen mächtig, stellt er eine einzigartige Erscheinung unter den deutschen Dichtern dar. Er war 1781 als Sproß eines alten, vornehmen Adelsgeschlechts auf Schloß Boncourt in der Champagne geboren. Vor der Revolution mußten seine Eltern flüchten und kamen schließlich nach Berlin, wo Adalbert zunächst Page der Königin, dann (1798) Fähnrich und schließlich Leutnant in preußischen Diensten wurde. Das Einerlei des Garnisonlebens befriedigte ihn aber je länger je weniger. Er bewegte sich gern in literarischen Kreisen, zu denen er sich auf Grund eifriger Beschäftigung mit der deutschen Literatur und eigener dichterischer Versuche hingezogen fühlte. Auch brachte ihn der drohende Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Preußen und Frankreich in die schwierige Lage, gegebenenfalls die Waffen gegen sein Vaterland tragen zu müssen. Er beschloß daher, seinen Beruf aufzugeben und zu studieren. Der erbetene Abschied wurde ihm indessen erst nach dem Tilsiter Frieden bewilligt. An den eigentlichen Kämpfen des Krieges hat er allerdings trotzdem nicht teilgenommen, da die Festung Hameln, zu deren Besatzung er gehörte, wie fast alle übrigen preußischen Festungen alsbald dem Feinde übergeben wurde. Der Ausbruch der Befreiungskriege brachte indessen den Dichter, der inzwischen nach längerem Aufenthalt in Frankreich schließlich — schon fast zweiunddreißig Jahre alt — doch noch das Studium der ihm von früher Jugend an besonders lieben Naturwissenschaften in Berlin begonnen hatte, in neue Not. Er hat ihr in dem von seinem Freunde Fouqué 1814 herausgegebenen „Peter Schlemihl“[2]) dichterischen Ausdruck verliehen. „Ich habe kein Vaterland mehr und noch kein Vaterland; die Zeit hat nur für mich kein Schwert“, lautete seine Klage.

So bedeutete die Aufforderung, sich als naturwissenschaftlicher Sachverständiger einer russischen Forschungsreise in die Südsee anzuschließen, für ihn die Befreiung aus einer mißlichen Lage. Erst im Jahre 1818 kehrte er nach mehr als dreijähriger Abwesenheit von dieser Weltumsegelung zurück, der er unter anderm die Anregungen zu den ergreifenden Seelengemälden seines „Salas y Gomez“ (1829) verdankte. Bald danach erhielt er eine Anstellung am Berliner Zoologischen Garten, die ihm die Begründung eines Hausstandes ermöglichte. Damit begann die glücklichste und schaffensfrohste Zeit seines Lebens. Das innige Verhältnis zu seiner Gattin und zu seiner zahlreichen Kinderschar, das sich in manchem seiner Gedichte widerspiegelt, anregender Verkehr mit gleichgesinnten Freunden und wachsende Anerkennung seiner wissenschaftlichen und dichterischen Leistungen schufen dem für solche stillen Freuden besonders empfänglichen Dichter ein tief und dankbar emp-

---

[1]) Spr. Schàmmisso; vgl. des Verf. „Zur deutschen Literatur“ S. 162.

[2]) Schlemihl, der aus Hebräisch und Deutsch gemischten Gaunersprache entnommen, bedeutet etwa „Pechvogel“.

fundenes Glück, das ihn zu einer äußerst fruchtbaren Tätigkeit befähigte. Um so schmerzlicher traf ihn der Verlust seiner um zwanzig Jahre jüngeren Gattin. Nach wenig mehr als Jahresfrist folgte ihr der Dichter, der die letzten Jahre bereits gekränkelt hatte — 21. August 1838 — ins Grab.

Neben dem schon erwähnten „Peter Schlemihl", in dessen phantastischem, zum Teil unheimlichem Inhalt sich der Einfluß der Romantik zeigt, hat sich Chamisso in seinen epischen Dichtungen auf den Gebieten der Sage, Parabel, der poetischen Erzählung und der Ballade mit Glück bewegt. Gelegentlich tritt auch dabei die an die Romantiker erinnernde Vorliebe für ungewöhnliche, insbesondere für düstere und grausige Stoffe zutage (Die Sonne bringt es an den Tag; Die Löwenbraut; Der Bettler und sein Hund). Doch überwiegt in ihnen schon die an Uhland gemahnende volkstümliche Art des Dichters, die ihre größten Vorzüge in der sinnigen Darstellung einfacher Gestalten und Bilder aus dem Volksleben sowie in ihrer Neigung zum Humoristischen hat (Das Riesenspielzeug; Die Kreuzschau; Die alte Waschfrau; Böser Markt; Tragische Geschichte).

Noch mehr offenbaren sich die Gemütstiefe des Dichters und seine volkstümliche Art in seinen lyrischen Gedichten, die namentlich durch eine dem eigenen Familienglück entsprungene außerordentliche Fähigkeit des Nachempfindens in bezug auf Kinder und Frauen ausgezeichnet sind. Seine Liederkränze „Frauenliebe und -leben" und „Lebenslieder und -bilder" stehen in dieser Beziehung einzigartig da.

Allen Dichtungen Chamissos gemeinsam sind die edle Sprache sowie die in Metrik, Strophenbau und Reinheit des Reims bewiesene meisterhafte Beherrschung der Form, für die er durch seine Vorliebe für Sonette und die von ihm in die deutsche Dichtung eingeführten Terzinen einen besonderen Beweis erbrachte. Mit diesen äußeren Vorzügen verbindet sich ein hoher sittlicher Ernst, der uns überall entgegentritt. Er legt sogar dem Dichter häufig eine Wendung ins Lehrhafte nahe, die jedoch wegen der oft neckischen Form und der ihr offensichtlich zugrunde liegenden ehrlichen Überzeugung und guten Absicht seiner Beliebtheit keinen Eintrag getan hat.

5. Als Nachzügler kann zu der schwäbischen Dichtergruppe auch noch

Eduard Mörike (1804—1875)

gerechnet werden.

Ein engerer Landsmann Kerners, war er 1804 in Ludwigsburg als Sohn eines Arztes geboren. Wie der ältere Freund, dem er später besonders nahe trat, verlor auch er in seinem dreizehnten Lebensjahre seinen Vater, und damit begannen für ihn die zahlreichen Schwierigkeiten, mit denen er zeit seines Lebens zu kämpfen hatte. Schon die Berufswahl brachte ihn in schwere innere Not. Weil es in Württemberg für die Ausbildung der Theologen vielfache Erleichterungen gab, wollten die Angehörigen, die mit ihren Mitteln sehr haushälterisch umgehen mußten, ihn dem geistlichen Stande zuführen, obwohl ihm Neigung und Begabung dafür fehlten. Dabei war er wegen seines unüberwindlichen Hanges zu Träumereien und zu einem weichlichen Sichgehenlassen ein schwacher Schüler, der auf der Schule nur schwer fortkam und auch auf dem „Stift" in Tübingen nur mäßige Erfolge zu erreichen vermochte. Dazu kam, daß ihm seine von Jugend auf zarte, leicht anfällige Gesundheit oft zu schaffen machte und die seinen

Peregrina[1])-Gedichten zugrundeliegende tiefe Neigung zu einem ungewöhnlich schönen, geheimnisvollen Mädchen, das sich nachher als Betrügerin erwies, ihn in schwere Seelennot stürzte.

Mit 22 Jahren verließ er das Stift und wurde Pfarrvikar. Weit über die sonst übliche Zeit hinaus, über acht Jahre, mußte er es bleiben. Eine langwierige Krankheit, eine ihn bei seinen Vorgesetzten in üblen Ruf bringende Lässigkeit in der Berufsarbeit und mehrfache Versuche, eine andere, ihm mehr zusagende Tätigkeit zu finden, hielten die endgültige Übertragung eines Pfarramts immer wieder hintan. Endlich wurde er, nachdem schon seine erste größere Dichtung, der Schlüsselroman „Maler Nolten" (1832), auf ihn aufmerksam gemacht hatte, 1834 Pfarrer in Kleversulzbach, unweit Weinsberg. Hier hat er, von seiner Mutter und seiner Schwester betreut — ein von ihm 1829 geschlossenes Verlöbnis war nach einigen Jahren wieder aufgelöst worden —, neun verhältnismäßig glückliche Jahre verlebt. Zu Kerner, mit dem ihn seine Neigung zum Gespenster- und Geisterglauben verband, stand er in nahen Beziehungen und machte in dessen Hause manche anregende Bekanntschaft. Auch dichterisch hat er sich mannigfach betätigt, vor allem in dem Besten, was er zu bieten hatte, seinen sinnigen Gedichten, erschienen 1838. Aber zunehmende Kränklichkeit quälte ihn, und sein Beruf blieb ihm, obwohl er von der Gemeinde wegen seiner werktätigen Nächstenliebe verehrt wurde, innerlich fremd. Auch seine „kranke Ängstlichkeit", über die er gelegentlich klagt, der leidige Mangel an Entschlußfähigkeit und sein Hang zu untätiger Träumerei, schufen ihm viele Schwierigkeiten. So legte er bereits 1843 sein Amt nieder.

Das Glücksgefühl, zu dem ihm die Befreiung aus den immer unwilliger getragenen Fesseln des ihm aufgedrängten Berufs zunächst verhalf, hielt aber nicht lange vor. Das kärgliche Ruhegehalt reichte zum Leben nicht aus. Er geriet in Schulden. Sie bedrückten ihn um so mehr, als sie die Verbindung mit einem geliebten Mädchen, mit dem er sich verlobt hatte und das er gern so schnell als möglich aus höchst unerquicklichen häuslichen Verhältnissen befreit hätte, unmöglich machten. Endlich, 1851, gelang es ihm, an einer höheren Mädchenschule in Stuttgart eine Anstellung als Literaturlehrer zu finden. Seine noch in dasselbe Jahr fallende Heirat schuf ihm dann von neuem ein tiefempfundenes Glück, das durch die Geburt zweier Töchter noch gesteigert wurde und ihn zu reichem Schaffen befähigte. Aber es war wieder nicht von Dauer. Aus der Verschiedenheit des Bekenntnisses — seine Frau war Katholikin — und der ständigen Anwesenheit der in seinem Hause lebenden Schwester ergaben sich manche Schwierigkeiten. So blieb von der glücklichen Stimmung der ersten Jahre wenig übrig. Auch die Schaffenskraft erlahmte. Seit 1856 hat er nichts mehr veröffentlicht. Allerlei äußere Erfolge boten dafür keinen Ersatz. Mörike war zum Professor ernannt worden, hatte Ordensauszeichnungen und manche sonstige Zeichen ehrender Anerkennung erhalten. Unter anderm hatte ihm die Schillerstiftung eine Ehrengabe überwiesen und ein Jahrgeld bewilligt. Auch an Freunden fehlte es nicht. Der Maler Moritz von Schwind und eine ganze Anzahl von Landsleuten standen ihm nahe, mit Paul Heyse und Theodor Storm verband ihn eine in einem vertrauten Briefwechsel betätigte

---

[1]) Lat. = ein Mädchen, eigentlich: weibliches Wesen aus der Fremde.

Freundschaft. Auch hatten die früheren wirtschaftlichen Sorgen aufgehört, trotzdem er 1866 seine Lehrtätigkeit eingestellt hatte. Aber die häuslichen Unstimmigkeiten nahmen derart zu, daß die Ehegatten sich 1873 nach mehr als zwanzigjähriger Ehe trennten. Zwei Jahre danach starb der Dichter, der seinen siebzigsten Geburtstag kurz vorher in stiller Zurückgezogenheit verlebt hatte, in Stuttgart.

Als Geistesverwandten der älteren schwäbischen Dichter zeigt sich Mörike vor allem dadurch, daß auch er sich in seinen Dichtungen, die erst spät, zumeist erst nach seinem Tode, die ihnen gebührende Beachtung fanden, auf der mittleren Linie zwischen Romantik und Klassizismus bewegt.

Der Romantik am nächsten steht er in seinen Prosadichtungen. Starke Anklänge an die romantische Art finden sich besonders in seinem „Maler Nolten", der zwar eine tiefere Erfassung der seelischen Probleme vor den Erzeugnissen der eigentlichen Schule voraus hat, aber in seiner Abhängigkeit von „Wilhelm Meister", seinem Hinüberspielen in das Übernatürliche, ja Unheimliche und Grausige, den an Jean Paul erinnernden Breiten und Abschweifungen sowie den zahlreichen eingestreuten Gedichten doch ihre Spuren in unverkennbarer Weise an sich trägt. Auch in der prächtigen, Wandermusikantentum und Todesahnung, ein Aufgehen in Stimmungen und eine lebensvolle Charakterisierung des aus Kindlichkeit und Genialität gemischten Wesens des Titelhelden vereinigenden Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" (1856) fehlen sie ebensowenig wie in den Märchen des Dichters, in deren bestem, „Das Stuttgarter Hutzelmännlein", sich Mörikes starkes Erbteil schwäbischen Humors besonders glücklich bekundet.

Er tritt auch in den Idyllen des Dichters (Waldplage, Häusliche Szene, Der alte Turmhahn usw.) sowie in seinen Balladen und volkstümlichen epischen Dichtungen, die mit ihrer Bevorzugung des Unheimlichen, ihren Elfen, Nixen und Wassergeistern aller Art sowie ihrem Mangel an scharfen Umrissen wieder viel Romantisches an sich haben, häufig zutage. Gleichzeitig offenbart sich in einer ganzen Anzahl dieser Gedichte des Dichters echt volkstümliche Kunst, vor allem in „Schön Rohtraut".

Trotz aller Vorzüge dieser epischen Dichtungen liegt Mörikes größte Meisterschaft unzweifelhaft in seiner Lyrik. Lieder wie „Das verlassene Mägdlein" („Früh, wenn die Hähne krähn"), „Soldatenbraut" („Ach, wenn's nur der König auch wüßt'"), „Denk' es, o Seele" aus „Mozarts Reise" (Ein Tännlein grünet wo), „Um Mitternacht" (Gelassen stieg die Nacht ans Land), „Verborgenheit" (Laß, o Welt, o laß mich sein), das „Gebet" (Herr, schicke, was du willst), um nur einige aus den allerlei Arten zu nennen, sind an Innigkeit und Tiefe des Empfindens, an packender Wiedergabe eines wunderbaren Naturverständnisses und einer eigenartigen Naturbeseelung wie an Meisterschaft im Volksliedton unübertrefflich.

Mörikes dichterische Eigenart beruht neben der Neigung zu idyllischer Abgeschlossenheit und zum Maßvoll-Schönen vor allem auf der anziehenden Mischung romantischer Verträumtheit mit einer von lebendigem Wirklichkeitssinn getragenen scharfen Beobachtungsgabe, die sich besonders in seinen Naturliedern wie in mannigfachen Feinheiten psychologischer Begründung dartut. Dazu kommt die trotz aller Verwandtschaft

mit den Romantikern überall zutage tretende Fülle, Kraft und Anschaulichkeit der Darstellung, die sich in eigenartigen Zusammensetzungen, malenden Beiwörtern, neuen Wortformen, klaren und packenden, vielfach kühnen Bildern und Gleichnissen ihre mit Goethescher Meisterschaft angewandten Mittel zu schaffen weiß. Der größte Reiz Mörikescher Formkunst liegt aber in der wunderbaren Melodik der Sprache, die bisweilen noch über Goethe hinauszugehen scheint. Lieder wie Der Gärtner (Auf ihrem Leibrößlein, so weiß wie der Schnee), Lied vom Winde (Sausewind, Brausewind), Soldatenbraut, Um Mitternacht und viele andere wirken mit der Kunst ihrer Lautmalerei und Rhythmik wie Musik.

Mörikes Persönlichkeit wirkt besonders anziehend durch die stille Größe, mit der er die Nöte des Lebens zu tragen und schließlich zu überwinden weiß. In der Weichheit seiner Seele, der scheuen Zurückhaltung seiner für die harten Wirklichkeiten des Lebens und seine Anforderungen nicht geschaffenen Art erinnert er an Hölderlin; in der Lässigkeit, die ihn bis in den Tag hinein im Bett bleiben und lange Stunden im sonnigen Grase oder beim Zeichnen und Basteln verträumen ließ, hat er darüber hinaus noch ein besonders übles Erbteil mitbekommen. Daher hat er in den Streit politischer und religiöser Tagesfragen, so lebhaft sie von seinen Zeitgenossen, besonders in den dreißiger Jahren, erörtert wurden, nie eingegriffen. Aber in der ruhigen und heitern Schönheit seiner Dichtungen, die von all den Mühen, Kümmernissen und Seelenkämpfen seines Lebens nichts ahnen läßt, beweist sich eine Kraft duldenden Überwindens, die der aus echter Sittlichkeit gebornen Seelengröße des schlichten Mannes ein ruhmvolles Zeugnis ausstellt.

d. Nachklänge und Übergangserscheinungen.

Mehr oder minder eigene Wege ist auch eine Reihe von Dichtern gegangen, die zeitlich der romantischen Richtung nahestehen, vielleicht sogar von ihr ausgegangen sind oder in der Zeit ihres ersten Schaffens nähere Beziehungen zu einzelnen ihrer Vertreter gehabt haben.

1. Mannigfach sind diese Beziehungen bei

Friedrich Rückert (1788–1866).

Er hat durch zahlreiche Übersetzungen orientalischer Dichtungen die Bahnen der Gebrüder Schlegel mit bedeutendem Erfolg beschritten, hat sich unter die Dichter der Befreiungskriege eingereiht und in seinen jüngeren Jahren mit Jean Paul und einigen schwäbischen Dichtern, mit denen er manche Verwandtschaft zeigt, regen Verkehr gepflegt. Andererseits unterscheiden ihn von der Romantik seine ruhige Gemütsart und der milde Ernst seines zur Lehrhaftigkeit neigenden Wesens.

Als Sohn eines Advokaten war er zu Schweinfurt geboren. Schon als Student bewährte er seine vaterländische Gesinnung. Als die Österreicher 1809 gegen Napoleon kämpften, wollte er sich ihnen anschließen und wurde nur durch den schnellen unglücklichen Ausgang des Krieges an der Ausführung seiner Absicht gehindert. Ein ähnliches Mißgeschick traf ihn 1813. Seine schwache Gesundheit machte ihm die Teilnahme an den Befreiungskriegen unmöglich. Mit wie brennendem Verlangen er den Kampf gegen den korsischen Unterdrücker ersehnte, mit welcher inneren Anteilnahme

er seinen Verlauf verfolgte, zeigen seine „Deutschen Gedichte“, besonders die „Geharnischten Sonette“.

1815 übernahm der Dichter, der vorher vorübergehend Privatdozent in Jena und Gymnasialprofessor in Hanau gewesen war, die Schriftleitung des „Cottaschen Morgenblatts“ in Stuttgart, wo er mit Uhland und Schwab verkehrte. Auf Grund seiner eingehenden Beschäftigung mit der arabischen, persischen und türkischen Sprache wurde er 1826 außerordentlicher Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen. Von dort berief ihn 1841 Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin. Dem Süddeutschen wollte es dort aber nicht heimisch werden. So zog er sich 1848 mit seiner Gattin, der er einst seinen „Liebesfrühling“ gewidmet hatte, auf ein ihr durch Erbschaft zugefallenes Gut in der Nähe von Koburg zurück. Dort ist er, bis an sein Ende geistig frisch und rastlos tätig, 1866, fast achtzig Jahre alt, gestorben.

Die Fülle von Rückerts Dichtungen ist fast unübersehbar. Ausgezeichnet sind sie durch eine seltene Sprachbeherrschung und Formgewandtheit, die ihn fremdartige Vers- und Strophenformen mit großem Geschick nachahmen ließ. Die darin bewiesene, bisweilen in Künstelei ausartende Kunstfertigkeit hat freilich, so z. B. in den „Geharnischten Sonetten“, ihre Volkstümlichkeit verhindert. Doch hat Rückert auch in lyrischen wie in erzählenden Gedichten dem Volksempfinden voll zu entsprechen gewußt. Seine Kindergedichte (Des fremden Kindes heil'ger Christ; Es kamen grüne Vögelein; Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen; Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt), seine „Parabel“ (Es ging ein Mann im Syrerland), eine ganze Anzahl lyrischer Gedichte, neben den durch Mendelssohns, Schumanns und Schuberts Vertonungen in weitesten Kreisen bekannt gewordenen Du meine Seele, du mein Herz; Er ist gekommen in Sturm und Regen — Durch den Wald, den dunklen, geht — Du bist die Ruh, vor allem das sinnige Aus der Jugendzeit und Ich stand auf Bergeshalde, sowie die epischen Gedichte „Die Gräber zu Ottensen“ und „Der alte Barbarossa“ sind heute noch lebendig. Von seinen religiösen Gedichten ist das Adventslied „Dein König kommt in niedern Hüllen“ in viele Kirchengesangbücher übergegangen. Auch die Spruchdichtung hat er, besonders durch die Sammlung „Die Weisheit des Brahmanen“, mit Erfolg gepflegt und in zahlreichen Übersetzungen, unter denen die einem indischen Epos entstammende Verherrlichung der Gattentreue „Nal und Damajanti“ am bekanntesten ist, seine eingehende Kenntnis der orientalischen Literatur und seine große Verskunst betätigt.

Für seine Persönlichkeit sind innige Naturliebe und Gemütstiefe, ein von aufrichtiger Frömmigkeit getragener, hoher sittlicher Ernst und abgeklärte Lebensweisheit besonders kennzeichnend.

2. Ähnlich wie Rückert, dem er für seine Beschäftigung mit den orientalischen Sprachen und ihrer Literatur viel verdankt, hat

Platen (1796—1834)

große Sprachbeherrschung und Formgewandtheit in der Nachbildung fremdländischer Versformen bewiesen. In der Unausgeglichenheit seines weichen und selbstquälerischen, zwischen starkem Anschlußbedürfnis und verletzendem Stolz, zwischen völligem Verzagen an seiner dichterischen Begabung

und maßloser Überschätzung schwankenden Wesens gleicht er manchen Erscheinungen aus den romantischen Kreisen, zu denen er sich in seinen dichterischen Erzeugnissen in bewußten Gegensatz stellt.

Manche Eigenart erklärt sich aus seinem Lebensgang. Als Sohn eines in bedrückten Verhältnissen lebenden Oberforstmeisters war August Graf **von Platen**-Hallermünde in dem damals preußischen Ansbach 1796 geboren. Wegen der Vermögenslosigkeit der Eltern mußte er in das Kadettenkorps zu München eintreten und sich der Offizierslaufbahn widmen, der er, schon durch sein linkisches Wesen dafür ungeeignet, keinerlei Neigung entgegenbrachte. Nachdem er an dem Feldzuge von 1815 teilgenommen hatte, wurde ihm 1818 durch Urlaub und ein ihm bewilligtes Stipendium das seit langem ersehnte Studium ermöglicht. In Erlangen, wo er längere Jahre weilte, schloß er sich an Schelling und Rückert an und wußte sich durch emsigen Fleiß, den er schon während der Militärzeit durch eifrige Beschäftigung mit deutscher und fremder Literatur betätigt hatte, eine umfassende Bildung anzueignen. 1826 erhielt er endlich den langersehnten Abschied und hat seitdem ein vielbewegtes Wanderleben, zumeist in Italien, geführt. Dem Vaterlande, das ihm die nach seiner Meinung ihm gebührende Anerkennung versagt hatte, war er völlig entfremdet. 1835 ist er, noch nicht vierzig Jahre alt, in Syrakus gestorben.

Den größten Wert legte Platen auf seine dramatischen Schöpfungen, die indessen schnell einer verdienten Vergessenheit anheimfielen. Auch von seinen lyrischen Gedichten, die zumeist nach fremdländischen Mustern geformt waren, in erster Reihe Sonette und Ghaselen (orientalische Form mit stets wiederkehrendem Reim, eigentlich „einschmeichelnde Gedichte"), haben nur wenige dauernde Lebensfähigkeit bewiesen (Laß tief in dir mich lesen; Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht). Zumeist entbehren sie der rechten Tiefe des Empfindens. Das Beste ist ihm in einigen Balladen gelungen — Klagelied Kaiser Ottos III. (O Erde, nimm den Müden, den Lebensmüden auf); Das Grab im Busento; Der Pilgrim vor St. Just —, die mit der ihm stets zu Gebote stehenden Formenschönheit und der wohllautenden Sprache die dem Dichter sonst fehlende volkstümliche Einfachheit verbinden. In diesem Mangel an Volkstümlichkeit, der von ihm als Grundforderung der Dichtkunst vertretenen Formenstrenge und der auch durch die krankhafte Überreizung seines Ehrgeizes nur schwer erklärbaren Vaterlandslosigkeit liegen die wesentlichen Kennzeichen des Gegensatzes, in dem er zu den Romantikern steht.

Anmerkung. Romantisch in seiner Vorliebe für die heimliche Welt der Wichtel- und Heinzelmännchen ist auch Platens, in künstlerischer Formenstrenge ihm verwandter Freund, der Dichter und Maler August **Kopisch** (geboren 1799 in Breslau, gestorben 1853 in Berlin). Am bekanntesten sind von seinen zahlreichen Gedichten „Die Heinzelmännchen" und die einst viel gesungene Ballade „Der Trompeter" (Wenn dieser Siegesmarsch in das Ohr mir schallt).

Unter den Balladendichtern dieser Zeit, deren Zahl infolge der von den schwäbischen Dichtern erzielten Erfolge gewaltig wuchs, ragen noch drei Österreicher mit beliebt gewordenen Gedichten hervor, Georg **Ebert** aus Prag (1801—1882; Schwerting, der Sachsenherzog; Frau Hitt), Joseph Freiherr von **Zedlitz** aus Johannisberg (1790—1862; Die nächtliche Heerschau), Johann Nepomuk **Vogl** aus Wien (1802—1866; Das Erkennen, Heinrich der Vogler, beide durch Loewes Vertonungen besonders bekannt).

3. Weitgehende Verwandtschaft mit den romantischen Dichtern zeigt der Österreicher

Nikolaus Lenau (1802—1850),

eigentlich Nikolaus Niembsch, Edler zu Strehlenau, der eine Zeitlang auch in engeren Beziehungen zu den schwäbischen Dichtern gestanden hat. Über seinem Leben hat ein dunkles Verhängnis gewaltet, aus dem sich die ihn besonders kennzeichnende Unstetigkeit und Ruhelosigkeit wie die in seinen Dichtungen zutage tretende, oft zu wildem Weltschmerz gesteigerte Schwermut erklären. Er war 1802 in der Nähe von Temesvar geboren. Die aus der unglücklichen Ehe seiner Eltern sich ergebenden Verhältnisse haben seine Jugend verdüstert. Eine vernünftige Erziehung, deren der unstete Sinn des leidenschaftlichen Knaben besonders bedurft hätte, hat er überhaupt nicht genossen. So ergab er sich, trotzdem ihn eine brennende Sehnsucht nach Ruhe verzehrte, einem ruhelosen Wanderleben. Schon als Student hielt er nirgends und bei nichts lange aus. Auf verschiedenen Universitäten wandte er sich bald diesem, bald jenem Studium zu. 1819 wurde er durch ein kleines Vermögen, das ihm nach dem Tode seiner Mutter zufiel, wirtschaftlich unabhängig und begab sich nach Stuttgart, um bei Cotta seine Gedichte herauszugeben. Hier trat er besonders zu Schwab und Kerner in nähere Beziehungen. Aber sein ungehemmter Freiheitsdrang ließ ihm keine Ruhe. Er ging nach Amerika und kaufte sich dort an, kehrte aber schon nach einem halben Jahre krank nach Europa zurück und begann von neuem ein unstetes Wanderleben. Besonders verhängnisvoll wurde für ihn wie einst für Hölderlin die leidenschaftliche Neigung zu einer verheirateten Frau, der Gattin eines hohen österreichischen Beamten. Die Kämpfe, die sich daraus ergaben, bildeten den letzten Anlaß zu dem Wahnsinn, der 1844 bei ihm ausbrach. Erst 1850 erlöste ihn der Tod.

In seinen Dichtungen zeigt sich eine eigenartige Mischung von träumerischer Weichheit, ja Weichlichkeit des Empfindens und wilder Leidenschaftlichkeit. Schon in dieser Zerrissenheit bekundet sich die Verwandtschaft mit den Romantikern, denen er auch durch die Tiefe seines Naturempfindens und die bald weiblich-weiche, bald krankhaft wilde Sehnsucht nach erträumten glücklichen Daseinsverhältnissen, den sich daraus ergebenden, oft zur Todessehnsucht gesteigerten Weltschmerz, die kühne Phantasie und die Vorliebe für das Gräßliche nahe steht.

Seine größte Bedeutung hat er als Lyriker und als Schilderer heimatlichen Volkslebens. Unter seinen lyrischen Gedichten finden sich Perlen wie das „Nachtlied" (Der Nachtwind hat in den Bäumen sein Rauschen eingestellt), die „Liebesfeier" (An ihren bunten Liedern klettert die Lerche selig in die Luft), „Frühlingsblick" (Durch den Wald, den dunkeln, geht holde Frühlingsmorgenstunde — vertont von Mendelssohn). Von seinen balladenartigen Dichtungen sind Der Postillion, Die Heideschenke, Die Werbung, Die drei Zigeuner weit verbreitet. Von seinen größeren episch-lyrischen Dichtungen sind „Savonarola" und „Die Albigenser" am bekanntesten.

Gleich den Romantikern bevorzugt er in seinen Naturliedern die sanften Töne und singt mit Vorliebe von Nacht und Mondenschein, von Vogelsang und Blütenträumen. Aber er verfügt auch über starke Klänge,

in denen gewaltige Naturerscheinungen einen leidenschaftlichen Ausdruck finden. Auch unterscheidet ihn von den romantischen Dichtern die künstlerische Formenstrenge, die er überall betätigt. Daneben kennzeichnet ihn eine sonderbare Mischung seines Charakters, in dem sich eine in inniger Naturversenkung bewährte Gemütstiefe, ungezügelte Wildheit und kühne Phantasie als Erbteil seiner deutsch-magyarischen Herkunft wunderbar vereinen. Sie befähigte ihn, die auf ihm lastende krankhafte Schwermut gelegentlich durch eine überraschend frohe Lebensbejahung zu überwinden (Der Lenz: Da kommt der Lenz, der schöne Junge; Die Liebesfeier; Frühlingsblick). In seiner durch reichen Bilderschmuck zu lebensvoller Anschaulichkeit erhobenen Sprache verfügt er über selten weiche Klänge, denen viele seiner besten Gedichte ihre besondere Anziehungskraft verdanken.

4. In auffallendem Gegensatz zu dieser weiblichen Weichheit Lenaus steht die eigenartige Herbheit der westfälischen Dichterin

Annette Freiin von Droste-Hülshoff (1797–1848),

die Paul Heyse Deutschlands größte Dichterin nannte.

Sie entstammte einem altadligen katholischen Geschlecht. Auf dem Familiengute Hülshoff bei Münster hatte ihre Wiege gestanden. Der gemeinsamen Erziehung mit ihren beiden Brüdern, mit denen sie auch den Unterricht in Latein und Mathematik teilte, verdankte sie eine umfassende Bildung. Im übrigen wurde ihr Wesen mehr durch die sinnige Art des Vaters, der seine Neigung zur Musik und zu naturwissenschaftlichen Studien auf die Tochter vererbt hatte, als durch die kluge, tatkräftige Mutter beeinflußt. Aus der Weltabgeschiedenheit ihres Elternhauses wie der ihr von Jugend an anhaftenden Kränklichkeit, den düsteren Eindrücken der sie umgebenden Moorlandschaft und einer unglücklichen Herzensneigung finden das reiche Innenleben und das innige Naturverständnis der Dichterin, aber auch ihre melancholischen Stimmungen, ihre Verschlossenheit, der düstere Unterton ihrer Dichtungen und die herbe Kargheit ihrer Ausdrucksweise ihre Erklärung. Auch der Zug zum Volkstümlich-Romantischen, der sich bei ihr zeigt und sie früh zur Mitarbeiterin an den Grimmschen Kinder- und Hausmärchensammlungen machte, geht auf Einflüsse ihres Elternhauses zurück. Zwei Oheime mütterlicherseits standen mit den Brüdern Grimm in Verbindung. Zunehmende Kränklichkeit, die seit dem unerwarteten Tode ihres geliebten Vaters (1826) und ihres Lieblingsbruders (1829) besonders oft in Erscheinung trat, veranlaßte die mit inniger Liebe an ihrer Heimat hängende, sich schwer auch nur zu einer vorübergehenden Abwesenheit entschließende Dichterin, wiederholt für längere Zeit ein südliches Klima aufzusuchen. Seit 1841 hielt sie sich dauernd auf dem am Bodensee gelegenen Besitztum einer verheirateten Schwester bezw. auf einem von ihr erworbenen nahegelegenen Weinberge auf. Dort machte am 24. Mai 1848 — sie war wenig über fünfzig Jahre alt — ein Herzschlag ihrem Leben ein Ende.

Ihr Bestes hat Annette von Droste in der lyrischen Dichtung geleistet, der sie sich infolge ihrer verschlossenen Art und ihrer herben Scheu vor Gefühlsäußerungen erst im letzten Jahrzehnt ihres Lebens auf Grund einer Wette zugewandt hatte. In ihren Naturbildern (z. B. Das Haus in der Heide; Der Heidemann; Das Hirtenfeuer; Der Weiher; Das öde

Haus), in manchem Zeugnis ihres Heimatsinns und ihrer Gemütstiefe (Im Grase; Im Moose; Durchwachte Nacht; Lebt wohl) wie in mehreren Stücken ihrer Sammlung religiöser Gedichte „Das geistliche Jahr“ offenbart sich die mit der ihr stets eigenen Knappheit des Ausdrucks verbundene Meisterschaft der Stimmungsmalerei.

Ähnliche Vorzüge finden sich in ihren Balladen (Der Knabe im Moor; Vergeltung; Der Geierpfiff), ihren poetischen Erzählungen (Die junge Mutter; Der sterbende General; Die beschränkte Frau), ihren Idyllen (Des alten Pfarrers Woche) und der in der realistischen Darstellungsweise an Kleist erinnernden, scharfe Beobachtung des Volkscharakters und feine Seelenkunde verratenden Novelle „Die Judenbuche“.

Überall zeigt sich in ihren Dichtungen eine weitgehende Übereinstimmung mit Mörike. Neben der Vorliebe für idyllische Abgeschlossenheit, der Bekundung echt religiösen Gefühls und der Tiefe des Naturempfindens teilt sie mit ihm die eigenartige Verbindung von romantischer Phantastik und nüchternem, mit scharfer Beobachtungsgabe gepaarten Wirklichkeitssinn, der freilich bei ihr noch stärker hervortritt. Es ist erstaunlich, in welchem Grade ihr trotz ihrer hochgradigen Kurzsichtigkeit das Naturleben, in das sie sich auf häufigen Wanderungen in den heimatlichen Wäldern vertieft hatte, bis in die unscheinbarsten Einzelheiten vertraut ist (Die Lerche; Durchwachte Nacht; Der Weiher). Dabei stimmt sie mit dem schwäbischen Dichter auch in der Neigung zum Grübeln und in der trotz einer sich mehrfach zeigenden humoristischen Ader oft bewiesenen Bevorzugung des Unheimlichen und Grauenvollen überein. Wesentlich verschieden ist sie indessen von Mörikes melancholischer Sprache und Volkstümlichkeit durch die Herbheit der Form und die bisweilen bis zur Unklarheit gesteigerte Kürze der Ausdrucksweise wie durch die darauf beruhende geringe Volkstümlichkeit, die sie trotz höchster Wertung des heimatlichen Volksempfindens nicht zu vermeiden wußte.

5. Noch ausgeprägter sind die Kennzeichen der Übergangszeit bei dem österreichischen Dramatiker

Franz Grillparzer (1791—1872).

Sie ergaben sich für ihn wie seinerzeit bei Kleist aus einem durch ungünstige äußere Verhältnisse, schwere Lebensschicksale und persönliche Eigenart gehemmten Ringen um einen neuen Stil.

Sein Leben hat sich bis auf einige Reisen in Wien abgespielt. Dort war er 1791 als ältester der vier Söhne eines in wenig günstigen Verhältnissen lebenden Advokaten geboren. Der Vater war vorwiegend Verstandesmensch und vererbte mit seiner Neigung zu nüchterner Überlegung und seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit auch seine verschlossene Art auf den Sohn, bei dem sie sich mit einer von der gütigen, wie er selbst der Musik schwärmerisch zugetanen Mutter überkommenen Weichheit und einer „übergreifenden, ja überstürzenden Phantasie“ verband. Diese unglückselige Mischung hat im Bunde mit den Eindrücken einer freudelosen, durch häufigen Geldmangel des Vaters und vielfache Krankheit verbitterten Kindheit und schmerzlichen Enttäuschungen seines späteren Lebens in dem Dichter eine Unentschlossenheit und eine Neigung zur Schwermut und Selbstquälerei gezeitigt, die je länger je mehr der Grundzug seines Wesens wurde.

Seine dramatischen Versuche begannen schon auf der Universität. Sie wurden zunächst durch die ungünstige äußere Lage gehemmt, in die er nach dem Tode seines Vaters geriet. Das geringe Vermögen der Mutter war durch Krankheitsfälle sowie durch die Lasten der französischen Einquartierung und der Kriegssteuer aufgezehrt worden; des Vaters Einkommen hatte ohnehin nur zum Notdürftigen gereicht. So war es dem jungen Studenten nur mit Hilfe von Privatstunden, die er erteilte, möglich, das begonnene Studium der Rechtswissenschaften zu vollenden. Trotzdem arbeitete er rastlos, besonders durch Beschäftigung mit der griechischen, englischen und spanischen Literatur, an der Vertiefung seiner Bildung. Nach Beendigung seiner Studien war er eine Zeitlang Hauslehrer. Dann erhielt er (1813) ein untergeordnetes Staatsamt bei der Bibliotheks-, kurze Zeit darauf bei der Finanzverwaltung. Bis zu seinem vierzigsten Lebensjahre hat er trotz seines wachsenden Dichterruhms in dieser unbedeutenden Tätigkeit, die ihn natürlich nicht befriedigen konnte, ausharren müssen. Alle Hoffnungen auf ein Aufrücken in bessere Stellen zerschlugen sich, zumeist weil er der damals unter Metternichs Einfluß stehenden reaktionären Strömung in Österreich verdächtig geworden war. Das wurde für seine Entwicklung verhängnisvoll. Schon 1819 war er, nachdem der leichtsinnige jüngste Bruder Ende 1817, seine Mutter in religiösem Wahnsinn Anfang 1819 durch Selbstmord geendet hatten, dem bereits in jüngeren Jahren bei ihm angebahnten Trübsinn verfallen. Eine Reise nach Italien brachte freilich Besserung, vermochte ihn aber von der ängstlichen Zurückhaltung aller Gefühlsäußerungen und der leidigen Willensschwäche, die ihm anhaftete, nicht zu befreien. Sie störten auch das Verhältnis zu seiner Verlobten, der schönen und künstlerisch fein gebildeten Kati Fröhlich. Zwischen Entschluß und Verzicht ständig schwankend, kam er nicht dazu, mit ihr die Ehe zu schließen. Als dann zu den amtlichen Enttäuschungen dichterische Mißerfolge hinzukamen, seine zunächst mit großer Begeisterung aufgenommenen Erstlingswerke schnell vergessen, später erschienene verkannt wurden, verfiel er in dem früh an ihm zutage getretenen trotzigen Stolz, der, wie des Dichters Tagebuchblätter beweisen, lieber entbehrte und entsagte, als daß er gebeten hätte, einer mehr und mehr zur Menschenscheu ausartenden Vergrämtheit. Seine letzten Dramen hat er überhaupt nicht mehr veröffentlicht; sie sind erst in seinem Nachlaß gefunden worden. Als Sechzigjähriger siedelte er in das Haus seiner Verlobten über und ist von ihr und ihren drei Schwestern während der letzten zwanzig Jahre seines Lebens, die durch zunehmende Kränklichkeit, zuletzt auch noch durch Schwerhörigkeit verbittert wurden, mit treuester Hingabe gepflegt worden. 1872 starb er, nachdem er eben das einundachtzigste Jahr vollendet hatte. Die Ehrungen, die ihm sein achtzigster Geburtstag eingebracht hatte, vermochten ihm nicht zu ersetzen, was ihm früher infolge der Ungunst der politischen Verhältnisse und seiner eigenen, den Kampf um die Anerkennung scheuenden Verschüchterung versagt geblieben war. „Es ist viel zu spät“, klagte er; „der hundertste Teil von dem, was sie mir jetzt wohlwollend antun, hätte mich in meinen jüngeren Jahren vollauf erquickt und mich zu dichterischer Arbeit aufgemuntert.“

Grillparzers Bedeutung beruht auf seinen Dramen. Er hat zwar auch zwei starke Bände Gedichte hinterlassen, aber in ihnen nichts Bleibendes

zu schaffen vermocht. Seine epischen Prosadichtungen, die Erzählung „Das Kloster bei Sandomir“ und die durch meisterhafte Seelenschilderung ausgezeichnete Novelle „Der arme Spielmann“ werden noch heute geschätzt und zeigen, daß der Dichter auch auf diesem Gebiete hätte Wirksames leisten können. Aber seine Neigung gehörte von vornherein dem Drama.

Um so eigenartiger ist das Schwanken zwischen den verschiedenen Stilarten, das er bis auf die Höhe seines Schaffens betätigt hat. Die „Ahnfrau“ (1816) war ganz romantisch. Die phantastischen Gebilde der Knabenjahre, in denen Geister-, Räuber-, Heiligen- und Wundergeschichten sein liebster Lesestoff waren, spiegeln sich hier wieder. Ein Jahr darauf wandelt der Dichter mit der gleich der „Ahnfrau“ in wenig Wochen vollendeten „Sappho“ ebenso entschieden in den Bahnen der Klassiker. In seinem dritten großen Werke, der Trilogie „Das goldene Vlies“ (1820), zeigen sich schon erhebliche Ansätze der realistischen Art, der er schließlich wohl zumeist zuneigte. Sein „König Ottokar“ (1823), „Ein treuer Diener“ (1826) und die aus dem Nachlaß stammenden „Bruderzwist im Hause Habsburg“ und „Die Jüdin von Toledo“ zeigen jedenfalls nichts mehr von klassischem Pathos oder romantischer Verträumtheit, sondern tragen in ihrem ausgeprägten Heimatsinn, ihrem Streben nach geschichtlicher Treue und ungeschminkter Darstellung der Tatsachen sowie nach scharfer Charakterisierung der Individualitäten die Kennzeichen bewußter Wirklichkeitsschilderung, in der Grillparzer neben Kleist der Vorläufer Hebbels und Ludwigs geworden ist. Aber auch in den wieder mehr der klassischen oder der romantischen Art zuneigenden Dramen „Des Meeres und der Liebe Wellen“ (1829) bezw. „Der Traum ein Leben“ (1834), „Weh dem, der lügt“ (1837), „Libussa“ (Nachlaß) ist ihm sein Bemühen um Geschlossenheit des Aufbaus und straffen Fortschritt der Handlung meist trefflich gelungen. So hat er, in dem Wohllaut seiner Sprache allen ein Vorbild, den Grundforderungen der Wahrheit und Schönheit zu gleichem Rechte zu verhelfen versucht und damit den Späteren die Wege gewiesen.

6. Zu den Nachklängen des romantischen Zeitalters bezw. den Übergangserscheinungen gehören auch mannigfache Erzeugnisse der umfangreichen Novellen- und Romanliteratur jener Jahre.

Der aus Breslau gebürtige, in Berlin zunächst als Jurist, dann lediglich schriftstellerisch tätige Willibald **Alexis** (eigentlich Wilhelm Häring, 1799 bis 1871) hat sich durch zahlreiche vaterländische Romane den Beinamen des märkischen Scott verdient. Das erste Werk dieser Art, der das friderizianische Zeitalter darstellende „Cabanis“ (1832) mit dem bekannten, von Loewe vertonten „Fridericus Rex, unser König und Herr“, stand noch stark unter romantischem Einfluß. In den späteren Romanen tritt er mehr und mehr zugunsten realistischer Treue zurück. Gleichzeitig entwickelt sich die Kunst des Dichters, die Landschaft mit der Handlung zu verflechten, zu bedeutender Höhe. Als sein bestes Werk gilt wohl überall das durch köstlichen Humor ausgezeichnete Kulturbild aus der Zeit Joachims I. von Brandenburg „Die Hosen des Herrn von Bredow“.

Seine eigentliche Blütezeit hat der historische Roman, der sich inzwischen zum kulturgeschichtlichen gewandelt hatte, erst später, besonders durch

Scheffel, Freytag, K. F. Meyer, erreicht. Als Vorläufer verdienen der Schwabe Hermann **Kurz** (1813—1875) mit „Schillers Heimatjahre" und Wilhelm **Meinhold**, Pfarrer in Koserow auf Usedom (1787—1871), mit der die Sprache und Färbung der Chroniken aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges täuschend nachahmenden „Bernsteinhexe" Erwähnung sowie die „kulturhistorischen Novellen" des Münchener Professors Wilhelm **Riehl** (1823—1897).

Für einen andern Zweig der erzählenden Prosadichtung, den Dorfroman, ist Karl **Immermann** (1796 in Magdeburg geboren, als Landgerichtsrat in Düsseldorf 1840 verstorben) bahnbrechend gewesen. Auch er war zunächst in erheblichem Umfange von den Romantikern abhängig. Schon von der Universität Halle her war Fouqué sein Ideal. Nach den Befreiungskriegen, an denen er als Freiwilliger, zuletzt als Offizier, teilgenommen hatte, kam er zum Generalkommando nach München. Unter den Einflüssen der alten, an Sage und Geschichte so reichen Stadt verstärkten sich seine romantischen Neigungen, die in seinen ersten dramatischen Dichtungen stark hervortreten. Doch nicht auf dem Gebiet des Dramas, dem seine besondere Neigung galt, liegt seine Bedeutung. Wertvoller sind die in seinen Romanen „Die Epigonen" [1]) (1836) und „Münchhausen" (1839) von ihm geschaffenen Sittenbilder der zwanziger und dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts. Sein Bestes hat er in der dem „Münchhausen" eingefügten Erzählung „Oberhof" geleistet, einer Dorfgeschichte, in der ihm auf Grund scharfer Beobachtung und feiner Seelenkunde ein von warmer Empfindung getragenes Muster der Wirklichkeitsschilderung gelungen ist.

Sie hat zahlreiche Nachfolger gefunden. Am nächsten kommen dem Vorbilde die trotz ihrer belehrenden und erziehlichen Absicht wirksamen Erzählungen des Schweizer Pfarrers Albert Bitzius (1797—1854), der unter dem Namen Jeremias **Gotthelf** eine Reihe wirklichkeitsgetreuer Schilderungen des schweizerischen Bauernlebens in volkstümlicher Darstellung verfaßte, unter denen „Uli, der Knecht" die Palme verdient.

Erheblich ferner bleiben der Wirklichkeit die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" des in einem württembergischen Schwarzwalddorf gebornen jüdischen Schriftstellers Bertold **Auerbach** (1812—1882). Je länger je mehr gefällt er sich in einer Verschönerung der dörflichen Verhältnisse und Gestalten und in einer an Jean Paul gemahnenden, durch philosophierendes Dreinreden bewirkten Breite, die auch seinen größeren Romanen (Auf der Höhe, Das Landhaus am Rhein u. a.) eigen ist.

Als Vorläufer Immermanns können der berühmte Pädagoge Johann Heinrich **Pestalozzi** (1746—1827), der schon in seinem ersten großen Erziehungsbuche „Lienhard und Gertrud" eine lebensvolle, freilich durch übermäßige Breite in ihrer Wirksamkeit beeinträchtigte Dorfgeschichte geschaffen hatte, und der während der Zeit seiner Hauptwirksamkeit gleichfalls in der Schweiz lebende, aus Magdeburg gebürtige Heinrich **Zschokke** (1771—1848) gelten, dessen „Goldmacherdorf" vielfach an Pestalozzis Werk anklingt.

Nicht eigentliche Dorfgeschichten, wenn sie auch zumeist in ländlicher Umgebung spielen, sind die in den Sammlungen „Studien" (1850) und „Bunte Steine" (1853) vereinigten Erzählungen des als Sohn eines

[1]) Griech. = Nachgeborne, Nachkommen; übertragen: Nachahmer.

Leinwebers in einem deutschen Städtchen des Böhmerwaldes gebornen, als Schulrat in Linz verstorbenen Adalbert **Stifter** (1815—1868). Auch er hatte sich zunächst Jean Paul zum Vorbild genommen. Allmählich hat er dem Phantastischen mehr und mehr abgesagt. Romantisch-weichliche Stimmung bleibt ihm freilich überall eigen. Dabei bevorzugt er das Maßvolle, Stille, Feine. Zugleich ist er aber auf Grund liebevoller Versenkung in die Natur ein Meister der Kleinmalerei. Der Heide und dem Walde gehört seine besondere Liebe. Die heimliche Schönheit des Kleinlebens ihrer Tier- und Pflanzenwelt weiß er auf Grund einer an die Droste gemahnenden scharfen Beobachtung des Unscheinbaren in lebensvoller Anschaulichkeit abzumalen, versteht aber auch gelegentlich ihrer Erhabenheit gerecht zu werden. „Das Heidedorf" und „Der Hochwald" sind in dieser Hinsicht besonders bezeichnend. Die feinen Reize seiner Stimmungsmalerei haben dem Dichter in letzter Zeit eine wachsende Beliebtheit verschafft.

VI. „Das junge Deutschland" und die politische Dichtung der vierziger Jahre.

1815, 22. Mai Kabinettsorder Friedrich Wilhelms III., die dem Volke die Einführung einer konstitutionellen Verfassung verspricht.
12. Juni Begründung der deutschen Burschenschaft in Jena.
(Einführung der Verfassungen und Volksvertretungen in Weimar 1816, in Bayern und Baden 1818, in Württemberg 1819.)
1817, 18. Oktober das Wartburgfest.
1819, 23. März Ermordung des als russischer Spion betrachteten Kotzebue durch den Jenenser Burschenschafter Karl Sand.
6. August bis 1. September der Ministerkongreß zu Karlsbad; die Karlsbader Beschlüsse: polizeiliche Beaufsichtigung der Universitäten, Verbot der Burschenschaften, Einführung strengster Zensur.
1830 Julirevolution in Paris.
1832, 27. Mai das Hambacher Fest.
1833 Gründung des Deutschen Zollvereins.
1835, 7. Dezember Eröffnung der Bahnstrecke Nürnberg-Fürth.
1840, 7. Juni Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV.
1848, 18. März Ausbruch der Revolution in Berlin.

---

§ 46. Das junge Deutschland.

a. **Allgemeines.** Die seit den Tagen des Wiener Kongresses wesentlich durch Metternich bestimmte deutsche Politik hatte trotz aller reaktionären Maßnahmen die freiheitlich gerichteten Kreise des Zustroms von Gesinnungsgenossen nicht zu berauben vermocht. Unter der Begeisterung und den Erfolgen der Kriegsjahre 1813/15 waren die Bestrebungen, die neben der Befreiung von unerträglichem Zwang vor allem die nationale Einigung bezweckten, erstarkt und verbreitet worden. Seit dem zweiten Pariser Frieden gewannen sie durch die Enttäuschung, die auch für das siegreiche Volk so leicht mit dem Friedensschluß verbunden ist und jenem Frieden gegenüber besonders berechtigt war, an Bedeutung und wurden namentlich durch die studierende Jugend in immer weitere Kreise ge-

tragen. Bei der Begründung der deutschen Burschenschaft (1815) und dem Wartburgfest (1817) trat das deutlich zutage. Zu weiterer Erstarkung dieser Strömungen trugen dann auch die Erfolge der Wissenschaft wesentlich bei. Das von den Romantikern so günstig beeinflußte wissenschaftliche Streben hatte auf den verschiedensten Gebieten Anregungen gegeben und Fortschritte gezeitigt. Daran knüpfte die neuere Entwicklung an. Hegel, der seit seiner Übersiedlung nach Berlin (1818) einen gewaltigen Einfluß auf die ihm zuströmende akademische Jugend gewann, hatte seine Schüler an schärfstes folgerichtiges Denken gewöhnt und dadurch vielfach befruchtend gewirkt. Namentlich die geschichtlichen und die naturwissenschaftlichen Forschungen hatten glänzende Erfolge erzielt. Werke wie Niebuhr, Römische Geschichte (1811—1832), Leopold von Rankes (1795—1886) nach Inhalt und Form gleich bedeutsame Schriften, besonders „Die römischen Päpste des 16. und 17. Jahrhunderts" (1836) und „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" (1839—1847), Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung (seit 1837) zeugten ebenso wie die Untersuchungen hervorragender Mathematiker und Physiker wie Ohm (1787 bis 1854), Gauß (1777—1855), Weber (1803—1891) von einer Erstarkung des Wirklichkeitssinns und einer Neigung zur Kritik, die für die Entwicklung des Geisteslebens um so mehr von entscheidender Bedeutung werden mußten, als sie durch die außerordentliche Steigerung des Verkehrs und den wirtschaftlichen Aufschwung, wofür man die Eröffnung der ersten deutschen Eisenbahnstrecke Nürnberg-Fürth als Markstein ansehen kann, wesentlich unterstützt wurden.

Dies alles diente auch einer neuen literarischen Bewegung zur Grundlage, die sich im Gegensatz gegen die klassisch-romantische Kunstauffassung und ihre Menschen und Dinge zum Zweck der ästhetisch-moralischen Wirkung idealisierende Art die ungeschminkte Darstellung der Wirklichkeit zum Gesetz machte und zum Zweck treuer Wirklichkeitsschilderung ihre Stoffe und Formen nicht dem klassischen Altertum oder dem Mittelalter, sondern der Gegenwart entnehmen wollte. Dabei wollten die Vertreter der neuen Richtung, die sich „Das junge Deutschland" nannten, die Dichtkunst — wieder im Gegensatz gegen Klassiker und Romantiker — vornehmlich in den Dienst des öffentlichen Lebens und der Politik gestellt wissen und die Reaktion auf allen Gebieten bekämpfen. Von den früheren Vertretern jugendlich-neuer Auffassungen, den Stürmern und Drängern sowie den Romantikern, unterschieden sie sich bei diesem Kampf gegen alles Bestehende vor allem durch eine namentlich zu Anfang stark hervortretende Geringschätzung der vaterländischen Gefühle und Werte sowie durch das damit zusammenhängende Eintreten für außerdeutsche, in erster Reihe französische Vorbilder.

b. Nur in gewissem Sinne gehört

Heinrich Heine (1797–1856)

zu diesem Kreise. Man könnte ihn ebensogut als den letzten in der Reihe der romantischen Dichter bezeichnen. Daß er 1835 vom Bundesrat als erster auf die Liste der jungdeutschen Schriftsteller gesetzt wurde, deren bereits erschienene und zukünftige Werke nicht mehr gedruckt werden sollten, verdankte er seinem damals bereits gesicherten Dichterruhm. Er ist auch dichterisch weitaus der bedeutendste aus dem jungdeutschen Kreise.

Er war von Geburt Jude. 1797 war er als Sohn eines wenig bemittelten jüdischen Händlers in Düsseldorf geboren. Auf seine Jugendentwicklung hat aber vor allem das Haus eines wohlhabenden Oheims väterlicherseits, der Inhaber eines bedeutenden Hamburger Bankgeschäfts war, Einfluß gewonnen. Zu nicht geringem Teil aus Rücksicht auf ihn wurde der Dichter für den Kaufmannsberuf bestimmt.

Der Oheim hat ihm in sehr jugendlichem Alter ein eigenes Geschäft in Hamburg eingerichtet und ihm, als er damit infolge des Mangels an kaufmännischer Begabung und infolge seiner auf ganz andere Dinge gerichteten Neigungen keinen Erfolg hatte, sein Universitätsstudium ermöglicht; die Neigung zu den beiden Töchtern des Hauses ist auch für seine dichterische Tätigkeit bedeutsam geworden. Die in der ersten Sammlung seiner Gedichte (1821) enthaltenen Liebesworte beziehen sich auf seine ältere Base, zahlreiche spätere auf die jüngere.

Im Jahre 1815 schloß Heine seine juristischen Studien mit der Staatsprüfung und der kurz darauf folgenden Doktorpromotion ab. Kurz zuvor war er aus äußeren Gründen zur evangelischen Kirche übergetreten. Seine Hoffnungen, dadurch eine Staatsanstellung zu erlangen, zerschlugen sich indessen. Nur weitere dichterische Erfolge waren ihm beschieden. Auf Grund seiner Reisen hatte er seit 1826 seine Reisebilder, zunächst die Harzreise, erscheinen lassen, die mit großem Beifall aufgenommen wurden. 1827 folgte das Buch der Lieder. Die Aussichten auf eine Professur für Literaturgeschichte in München, wo ihm Cotta die Schriftleitung einer Zeitschrift übertragen hatte, verwirklichten sich indessen wieder nicht. Als dazu die von ihm immer noch gehegte Hoffnung auf die Hand seiner jüngeren Base durch ihre Vermählung endgültig vernichtet wurde und in Deutschland die erwarteten Folgen der von ihm mit Jubel begrüßten Pariser Julirevolution ausblieben, war ihm sein Vaterland verleidet. Im Frühjahr 1831 siedelte er nach Paris über.

Daß er dort seine Schmähungen gegen sein Vaterland sich habe von der Regierung bezahlen lassen, läßt sich trotz des ihm gezahlten Jahresgehalts nicht erweisen. Die Art und Weise, wie er Deutschland, seinen Schriftstellern und seinen Verhältnissen gegenüber seiner Schmähsucht die Zügel schießen ließ, bleibt aber trotz aller begreiflichen Verbitterung und der gelegentlichen Bekundungen einer doch noch nicht erstorbenen Anhänglichkeit an das Vaterland unverzeihlich. Auch die ärgerlichen Streitigkeiten mit seinem Verleger und seinen Verwandten sprechen gegen ihn. Erst die Leiden seiner letzten Jahre bringen ihn uns wieder menschlich näher. Seit 1848 fesselte ihn ein schweres Rückenmarksleiden ans Krankenlager. Zuletzt war er an Händen und Füßen gelähmt, zeitweilig blind. Standhaft hat er dies unsägliche Elend durch acht lange Jahre ertragen und in seiner „Matratzengruft" die tiefsten Töne, die er angestimmt hat, zu finden vermocht. Auch die treue Pflege seiner Gattin, einer wenig gebildeten, von ihm aber bis zuletzt leidenschaftlich geliebten Französin, spricht für ihn. Im Februar 1856 erlöste ihn der Tod.

Der Eindruck von Heines Dichtungen wird durch den leidigen Zwiespalt beeinträchtigt, der immer wieder an ihm zutage tritt. Die schroffsten Gegensätze sind in ihm vereint. Tiefes Empfinden und rücksichtslose Spottsucht, romantische Stimmungsseligkeit und zur

Zweifelsucht neigende kühle Verstandesmäßigkeit, gelegentliches, in seiner Echtheit kaum zu bezweifelndes Vaterlandsgefühl und empörende, in gemeiner Schmähsucht sich äußernde Vaterlandslosigkeit stehen so unmittelbar nebeneinander, daß der Dichter darüber in den Verdacht völliger innerer Unwahrheit gekommen ist. Auch die abstoßenden Charaktereigenschaften, die an ihm hervortreten, wirken unwillkürlich bei dem Urteil über ihn mit: die absichtlich betonten rein geschäftlichen Gründe seines Bekenntniswechsels, die Gesinnungslosigkeit, mit der er in München für eine Professur eine politische Wandlung in Aussicht stellte, die Gehässigkeit, die er in der Verhöhnung und Beschimpfung früherer Freunde bekundete. Ebendahin ist schließlich auch der letzten Grundes wohl auf Eitelkeit und Blendenwollen zurückzuführende giftige Hohn zu rechnen, mit dem er oft die wachgerufene tiefe Empfindung böswillig zerstört und verspottet.

In seiner dichterischen Eigenart erweist er sich, namentlich in den Erzeugnissen seiner früheren Jahre, durchaus als Erbe der Romantiker, deren Kreisen er besonders während seiner Berliner Studienjahre nahe getreten war. Romantisch sind die Kunst seiner Stimmungsmalerei und das von der gleichen Kraft der Phantasie getragene feinfühlige Naturempfinden, das sich zwar mehrfach in einer übertriebenen Naturbeseelung gefällt, aber den Dichter auch in seinen Nordseeliedern ganz neue Töne zur Verherrlichung des deutschen Meeres finden läßt. Mit den Romantikern teilt er ferner die besonders in seinen ersten Dichtungen zutage tretende Vorliebe für das Übersinnliche und Gespensterhafte und die von ihm bis ins Maßlose übertriebene und verzerrte Ironie. Romantische Grundlagen sind schließlich auch — man denke z. B. an E. Th. A. Hoffmann — für den galligen Pessimismus, den beißenden Spott und den bald müde verzichtenden, bald verbitterten Weltschmerz vorhanden, die unter dem Einfluß des Byronschen[1]) Vorbildes in den Dichtungen der späteren Jahre stark hervortreten. Nur daß das alles bei Heine vielfach gekünstelt erscheint und wegen der berechnenden Absichtlichkeit abstößt.

Heines bleibende Bedeutung beruht vor allem auf seinen lyrischen Gedichten. Unter ihnen sind Perlen von unvergänglichem Wert, dem Besten, was wir haben, völlig gleichwertig. Tiefes Naturempfinden, Wohllaut der Sprache, künstlerische Vollendung der dichterischen Form, lebensprühende Anschaulichkeit des Ausdrucks und schlichteste Einfachheit der Darstellung vereinen sich zu einem bezaubernden Reiz und verleihen zahlreichen seiner vielfach volksliedartigen Lieder eine durch die Vertonung unserer besten Meister erhöhte Volkstümlichkeit (Schubert: Das Meer erglänzte weit hinaus; Mendelssohn: Leise zieht durch mein Gemüt; Auf Flügeln des Gesanges; Robert Franz: Im Rhein, im heiligen Strome; Die Lotosblume ängstigt u. a. m.).

Packende Anschaulichkeit der Darstellung, Schärfe der Charakterzeichnung und einfache, volkstümliche Sprache und Form sind auch

---

[1]) Lord Byron (spr Beir'n), 1788—1824, der bedeutendste englische Schriftsteller der Neuzeit, gewann durch seine glänzende, schwungvolle Darstellungsweise großen Einfluß. Er gilt als der dichterische Hauptvertreter des düsteren, menschenverachtenden Weltschmerzes, der vor allem einem ungezügelten Freiheitsdrange entstammt, sich aber bei ihm mit einer glühenden Lebens- und Liebessehnsucht verbindet.

die Vorzüge seiner besten Balladen und Romanzen, unter denen die schon in der ersten Gedichtsammlung erschienenen „Die Grenadiere" und „Belsazer" bereits einen vollgültigen Beweis für die dichterische Begabung des jungen Dichters erbrachten. Heines einst viel gelesene Reisebilder enthalten wie seine sonstigen Prosaschriften zu viel Anspielungen auf Tagesfragen ihrer Entstehungszeit, um heute noch allgemeinen Anklang zu finden, wirken auch, so anziehend die Darstellung zunächst erscheint, auf die Dauer durch ihre nicht selten gekünstelten Witzeleien ermüdend. Sie haben aber auf Ton und Färbung der Tagesschriftstellerei einen bis heute andauernden Einfluß ausgeübt.

c. Was die übrigen Vertreter der jungdeutschen Bewegung geschaffen haben, ist längst bedeutungslos geworden. Erwähnung verdienen von ihnen ein älterer und zwei jüngere.

Ludwig **Börne** (1786—1837), wie Heine Jude von Geburt (Löw Baruch aus Frankfurt am Main) und gleich ihm infolge der Julirevolution nach Paris übergesiedelt, hat auch seine literarischen und künstlerischen Kritiken lediglich in den Dienst seines politischen Liberalismus gestellt, der in den letzten Jahren seines Lebens zu völliger Umsturztreiberei ausartete. Er ist durch den witzigen Plauderton seiner Schriften Heines und der späteren Tagesschriftsteller Vorbild geworden.

Karl **Gutzkow** (1811—1878), Berliner von Geburt, und Heinrich **Laube** (aus Sprottau, 1806—1884) verdanken ihren Ruf, trotzdem sie für ihre ersten umstürzlerischen Schriften Haftstrafen erleiden mußten, wesentlich ihrer späteren Tätigkeit für die Bühne. Beide haben mehrere seinerzeit vielfach aufgeführte Dramen verfaßt (Gutzkow: Zopf und Schwert, Der Königsleutnant, Uriel Acosta; Laube: Die Karlsschüler, Graf Essex). Gutzkow hat außerdem in dem vielbändigen Roman „Die Ritter vom Geist" (1850—1852) ein trotz seiner Weitschweifigkeit wichtiges Kulturbild jener Zeit geschaffen, Laube als künstlerischer Leiter des Wiener Hofburgtheaters von 1849 bis 1867 für die Entwicklung dieser Bühne Bedeutsames geleistet.[1])

---

§ 47. Die politische Dichtung der vierziger Jahre.

a. Allgemeines. Mit der jungdeutschen Bewegung teilen die deutschen Dichter der vierziger Jahre nur die politische Tendenz, unterscheiden sich aber von ihren wichtigsten Wortführern, Börne und Heine, durch die vaterländische Gesinnung, die sie überall betätigen.

Den Anstoß zu dem hiermit angedeuteten Umschwung bildeten die politischen Ereignisse des Jahres 1840. Die französischen Absichten auf das linke Rheinufer riefen eine ganze Reihe dichterischer Bekenntnisse zu deutscher Wehrhaftigkeit und Kriegsbereitschaft hervor: Ernst Moritz Arndt: Und brauset der Sturmwind des Krieges heran; Nikolaus Becker (1809—1845, Jurist in Köln): Sie sollen ihn nicht haben; Max Schneckenburger (1819—1849, ein in die Schweiz übergesiedelter württembergischer

---

[1]) Wegen seiner „Spaziergänge eines Wiener Poeten" (1831) kann auch der Österreicher Anastasius Grün (Graf Anton von Auersperg aus Laibach, 1806—1876) zum „jungen Deutschland" gerechnet werden. Den Romantikern steht er durch seine Romanzen „Der letzte Ritter" (Maximilian I.; 1830) nahe.

Kaufmann): Die Wacht am Rhein u. a. Selbst Heine gab der allgemeinen Stimmung Deutschlands Ausdruck mit dem an die Franzosen gerichteten Warnruf: Deutschland ist noch ein kleines Kind.

Nachhaltiger waren die Wirkungen, die von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., den dadurch geweckten Hoffnungen auf endliche Erfüllung des 1815 dem Volke gegebenen Versprechens und den darauf folgenden schmerzlichen Enttäuschungen ausgingen. In einer die Leistungen der Jungdeutschen nach Wort und Zahl erheblich überragenden Reihe von Gedichten traten mehrere Dichter auf den Plan, die zumeist auch nicht nur etwas für jene Tage Bedeutsames und Wirkungsvolles zu sagen wußten.

b. An ihrer Spitze steht

Hoffmann von Fallersleben (1798–1874).

Seine Vaterstadt, nach der er seinen Namen trägt, liegt im Bezirk Lüneburg. Er ließ 1840 und 1841 seine zwei Bändchen „Unpolitische Lieder“ erscheinen, die seinem Mißmut über die „unpolitische“ Politik der Regierung und den unpolitischen Sinn des Volkes beredten Ausdruck gaben. Sie haben ihn seine Breslauer Professur für deutsche Sprache und Literatur und sein Vaterland gekostet. Er wurde aus Preußen ausgewiesen und hat lange Jahre ein unstetes Wanderleben führen müssen. Erst 1860 gewann er als Bibliothekar des Herzogs von Ratibor auf Schloß Corvey an der Weser wieder ein festes Heim.

Er hat unserm Volke neben dem vielgesungenen „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald“ (1824) und dem erst in neuester Zeit zu voller Bedeutung gekommenen „Deutschland über alles“ (1841) eine Reihe trefflicher Vaterlandslieder geschenkt (Treue Liebe bis zum Grabe; Wie könnt' ich dein vergessen; Deutsche Worte hör' ich wieder). Daneben verdanken wir ihm eine große Anzahl unserer bekanntesten Kinderlieder, in denen die Gemütstiefe des trefflichen Mannes in gewinnender Weise zum Ausdruck kommt. Alle Vögel sind schon da; Kuckuck, Kuckuck ruft aus dem Wald; Ein Männlein steht im Walde; O, wie ist es kalt geworden u. a. m. sind in aller Munde.

Gleichzeitig mit Hoffmann trat auch der Württemberger Georg **Herwegh** (1817–1875) als politischer Dichter auf den Plan. Seine von leidenschaftlicher Glut erfüllten „Gedichte eines Lebendigen“ (1841) wurden damals mit großer Begeisterung aufgenommen. Heute sind sie vergessen, wie er selbst lange vor seinem Tode der Vergessenheit anheimfiel, nachdem er sich zu Beginn eines Treffens, in das er mit dem von ihm geführten deutsch-französischen Arbeiterhaufen bei einem Einfall in Baden 1848 verwickelt worden war, durch heimliche Flucht in Sicherheit gebracht hatte.

c. Dichterisch bedeutender als beide, vor allem dem sich nicht selten in Wortschwall und Reimkünsteleien gefallenden Herwegh weit überlegen, ist der auch wegen der Lauterkeit seiner Gesinnung hoher Achtung werte

Ferdinand Freiligrath (1810–1876).

Er war ein Lehrerssohn aus Detmold. Schon als Kind hatte der phantasiebegabte Knabe sich mit Vorliebe an der Hand einer Bilderbibel in das Morgenland versetzt, das er später in so farbenkräftigen Bildern zu schildern wußte. Das Gymnasium besuchte er nur bis zu seinem sechzehnten Lebensjahre, hat aber dann als Kaufmannslehrling in Soest und während

einer mehrjährigen Tätigkeit in einem Amsterdamer Bankgeschäft (1831 bis 1837) mit eiserner Willenskraft an der Vertiefung seiner Bildung gearbeitet. Seine dichterische Begabung trat früh hervor. Einige seiner besten Gedichte, wie die Klage um den Tod seines Vaters „O lieb', solang' du lieben kannst", stammen aus frühen Jünglingsjahren. Seine erste Gedichtsammlung veröffentlichte er 1838. Sie fand große Anerkennung und trug ihm ein Jahresgehalt Friedrich Wilhelms IV. ein.

Mit politischen Gedichten trat er erst 1844 hervor, wurde dann aber bald einer der entschiedensten und wirksamsten Wortführer liberaler, ja umstürzlerischer Gedanken. Auch ihn hat diese Tätigkeit, um derentwillen er auf das „Gnadengeld" freiwillig verzichtete, des Vaterlandes beraubt. Fast zwanzig noterfüllte Jahre hat er mit Weib und Kind in London verbringen müssen. Erst 1868 konnte er nach Deutschland zurückkehren. 1876 ist er in Cannstatt gestorben, nachdem er seiner begeisterten Anteilnahme an den Ereignissen von 1870/71 jubelnden Ausdruck verliehen hatte.

Auch Freiligraths politische Gedichte sind heute vergessen, obwohl einige von hohem dichterischen Wert waren wie das von vaterländischer Begeisterung getragene „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' um Blüte". Auch die einst so geschätzten prunkvollen Darstellungen fremdländischer, besonders morgenländischer Stoffe (Gesicht des Reisenden, Der Mohrenfürst, Tod des Führers, Der Löwenritt) haben ihre Anziehungskraft verloren, und seine formgewandten Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen, fast Nachdichtungen zu nennen, sind nur in engen Kreisen noch bekannt.

Bleibende Lebenskraft haben auf Grund der darin bekundeten Gemütstiefe, der Echtheit des vaterländischen Empfindens und der schönen Form neben einigen Gedichten von 1870 (Hurra Germania; Die Trompete von Vionville) die volkstümlichen Gedichte „Der Liebe Dauer", „Die Auswanderer" und das seit Loewes Vertonung viel gesungene „Prinz Eugen" (Zelte, Posten, Werdarufer) bewiesen.

d. Unter den politischen Dichtern jener Tage hat sich auch der durch seine romantischen Schicksale in weiten Kreisen bekannt gewordene

Gottfried Kinkel (1815–1882)

einen Namen gemacht.

Er war der Sohn eines evangelischen Pfarrers aus Oberkassel bei Bonn. In jungen Jahren wurde er (1837) Privatdozent der Theologie in Bonn und fand mit seinen kirchen- und kulturgeschichtlichen Vorlesungen großen Beifall. Auf seinen weiteren Lebensgang und seine dichterische Entwicklung hat seine spätere Gattin, die auch dichterisch hervorgetretene, geistvolle Johanna Matthieux, die von ihrem Manne getrennt lebende Frau eines Bonner Kaufmanns, einen bedeutsamen Einfluß ausgeübt. Nachdem sie von der katholischen Kirche, der sie angehörte, zur evangelischen übergetreten war und die Scheidung ihrer ersten Ehe herbeigeführt hatte, führte der Dichter, der inzwischen ein geistliches Amt in Köln übernommen hatte, sie heim.

Das unliebsame Aufsehen, das dadurch erregt wurde, war der Anlaß, daß Kinkel sich von der Theologie abwandte. Er erhielt 1846 eine außerordentliche Professur der Kunstgeschichte in Bonn und sollte wegen der Anerkennung, die er in Fachkreisen fand, nach Berlin berufen werden,

verscherzte sich das jedoch durch ein „freies“ Gedicht. 1848 nahm er als Mitglied der republikanischen Partei am pfälzisch-badischen Aufstand teil, wurde verwundet gefangen genommen und zu lebenslänglicher Festungshaft verurteilt. 1850 befreite ihn unter wesentlicher Beihilfe Johannas ein begeisterter Schüler, der später in Amerika zu hohem Ansehen gelangte damalige Student Karl Schurz, aus dem Gefängnisse in Spandau und ermöglichte ihm die Flucht nach London. Von dort, wo er als Professor der deutschen Sprache gewirkt hatte, wurde Kinkel in eine kulturgeschichtliche Professur nach Zürich berufen. Dort ist er, nachdem er den deutsch-französischen Krieg, die Einigung Deutschlands und die Begründung des Deutschen Reiches ohne ein Zeichen innerer Anteilnahme hatte vorübergehen lassen, 1882 gestorben.

Bedeutender als seine politische ist seine Stimmungslyrik. Namentlich die Poesie des Abends und der Nacht hat er in tief empfundenen Tönen besungen. Sein „geistlich Abendlied“ (Es ist so still geworden) ist weit bekannt. Auch balladenartige Lieder sind ihm gelungen, wie das vielgesungene „Weh, daß wir scheiden müssen“, und eine Anzahl Balladen, unter denen „Petrus“ (Weil verstockt der Jude Simon) am bekanntesten ist. Seine einst mit großer Begeisterung aufgenommene süßliche Verserzählung „Otto der Schütz“ hat inzwischen an Ansehen viel verloren.

Von entgegengesetztem Standpunkte hat auch der leider in jungen Jahren verstorbene schlesische Graf Moritz von **Strachwitz** (1822—1847) politische Lieder gesungen, in denen er warme Töne vaterländischer Begeisterung gefunden hat (z. B. Germania). Noch größeren Wert haben seine Balladen, vor allem „Das Herz von Douglas“.

So ergibt sich ganz allgemein: was von den Erzeugnissen der jungdeutschen Bewegung und der politischen Dichter der vierziger Jahre Lebenskraft bewiesen hat und neue Anregungen von bleibendem Wert zu geben vermochte, liegt außerhalb der Kreise ihrer Tendenzdichtungen.

VII. Die Entwicklung des Realismus in der deutschen Dichtung von 1848 bis 1870.

1848, 22. Februar Revolution in Paris, Februarrevolution.
18. März Revolution in Berlin.
10. Dezember Louis Napoleon Präsident der Republik.
1848—1849 Deutsche Nationalversammlung in Frankfurt am Main.
1850, 6. Februar die Verfassung in Preußen.
1848—1850 Schleswig-Holsteins Erhebung gegen Dänemark.
1851, 2. Dezember Staatsstreich Louis Napoleons.
1854—1856 der Krimkrieg.
1858—1861; 1861—1888 Prinz Wilhelm Regent, dann Nachfolger seines Bruders seit 2. Januar 1861.
1861—1866 der infolge der Heeresverstärkung (Kriegsminister von Roon) ausgebrochene Verfassungsstreit in Preußen. Seit 23. September 1862 Bismarck Ministerpräsident.
1864 Krieg Preußens und Österreichs gegen Dänemark.
1866 Krieg zwischen Preußen und Österreich. Der Friede zu Wien; der Norddeutsche Bund.
1868 Deutsches Zollparlament.

1869, 16. November Eröffnung des Suezkanals.
1870, 18. Juli Verkündung des Unfehlbarkeitsdogmas auf dem vatikanischen Konzil in Rom.
19. Juli Kriegserklärung Frankreichs gegen Preußen.
1871, 10. Mai Frankfurter Friede.

---

§ 48. Allgemeine Grundlagen für die um die Jahrhundertmitte einsetzende Ausgestaltung des Realismus.

Das für die politische Entwicklung Deutschlands so bedeutsame Jahr 1848 bezeichnet für das deutsche Schrifttum nicht in demselben Maße einen Wendepunkt. Was sich zwischen 1848 und 1871 in dieser Beziehung entwickelt hat, ist im Grunde nur die durch die Lage der Dinge hervorgerufene Fortentwicklung der schon gegen das Ende des romantischen Zeitalters hervorgetretenen Ansätze.

Die allgemeinen Verhältnisse hatten durch die Revolution und die im Anschluß daran hervorgetretenen Einheitsbestrebungen eine folgenschwere Wandlung erfahren. Der Sinn für das staatliche und nationale Leben war in den weitesten Kreisen geweckt worden. Dazu kamen ein beträchtlicher, durch die Ausbreitung des Eisenbahnnetzes und die Entwicklung der Industrie bewirkter wirtschaftlicher Aufschwung und die großartigen, wesentlich auf Rankes Vorbild zurückzuführenden Leistungen der deutschen Geschichtschreibung, die namentlich durch Mommsen (Römische Geschichte, seit 1854), von Sybel (Geschichte der Revolutionszeit 1854 ff.), Giesebrecht (Geschichte der deutschen Kaiserzeit 1855 ff.) neuen Ruhm gewann. Das alles mußte zu einer nachhaltigen Förderung des Wirklichkeitssinns führen oder gibt schon ebenso deutlich davon Zeugnis wie die Werke der beiden Dramatiker, die in erster Reihe dem Realismus in der deutschen Dichtung die Wege bereitet haben, Friedrich **Hebbel** und Otto **Ludwig**. An Stelle der dem Geschmack der breiten Masse entgegenkommenden seichten, in ihrer scheinheiligen Tugendsentimentalität geradezu entsittlichend wirkenden Stücke Kotzebues[1]) und des tönenden Wortschwalls unwirklicher Dramenhelden, wie sie von unfähigen Nachahmern Schillers auf die Bühne gestellt wurden, wollten sie an menschlich bedeutungsvollen Gestalten das wahre Wesen der Welt ohne die der klassischen Richtung naheliegende Idealisierung und die von den Romantikern beliebte ästhetisierend-phantastische Verhüllung zur Darstellung bringen, dabei die ewig wirklichen Gesetze des menschlichen Seelenlebens enthüllen und ihre Stoffe dem Leben und Ringen der Gegenwart entnehmen oder wenigstens dazu in Beziehung zu setzen suchen.

Aus demselben Wirklichkeitssinn ergab sich naturgemäß ein für diesen Zeitraum bezeichnendes Zurücktreten der Lyrik, die von den Romantikern mit besonderer Vorliebe gepflegt worden war, und ein beträchtliches Anwachsen der erzählenden Dichtung.

[1]) August Friedrich (von) **Kotzebue** war 1761 als Sohn eines Legationsrats in Weimar geboren und früh in den russischen Staatsdienst getreten. Nach vorübergehender Tätigkeit als Theaterdichter in Wien (1797—1799) lebte er zumeist wieder in Rußland, bis er 1813 als russischer Generalkonsul nach Deutschland kam und später hauptsächlich mit der Beaufsichtigung der Burschenschaft betraut wurde. Auf Grund der dabei entfalteten Tätigkeit wurde er 1819 von Sand ermordet. Er hat 211 Stücke auf die Bühne gebracht.

§ 49. Die führenden Dramatiker der realistischen Richtung.

a. Hebbel (1813–1863).

Friedrich Hebbel wurde am 18. März 1813 als Sohn eines armen, im Tagelohn arbeitenden Maurers in dem damals dänischen Wesselburen in Dithmarschen geboren. Seine Kindheit war reich an schweren Entbehrungen. Jugendliche Freuden sind ihm wenig zuteil geworden. Den von Hause aus gutmütigen Vater hatte die Armut hart gemacht, so daß er's, wie Hebbel in der anziehenden Beschreibung seiner Kindheit erzählt, „nicht leiden konnte", seine beiden Söhne lachen zu sehen. Die zu jähzornigem Aufbrausen geneigte, dabei großer Aufopferung fähige und stets dazu bereite Mutter war unter der Arbeitslast vor der Zeit müde geworden. Auch mußte der Knabe bereits von seinem zwölften Jahre an als Lehrling im Berufe des Vaters tätig sein und dabei wegen seiner Lernbegierde und seiner dichterischen Erstlingsversuche heftige Zornausbrüche über sich ergehen lassen. Das alles hat den Hang zur Schroffheit, den er als Stammeserbteil mitbekommen hatte, verstärkt. Dabei war auch ein gut Teil von der Herrennatur des alten freien Bauernvolkes auf ihn übergegangen und kam in einem trotzigen Freiheitsdrange und einem sich früh regenden ausgeprägten Selbstbewußtsein zum Ausdruck. Um so schwerer trug er an den Demütigungen, denen ihn die Aufnahme in das Haus des Kirchspielvogtes aussetzte. Er wurde dadurch zwar der gröbsten Entbehrungen, denen die durch den frühen Tod des Vaters (1827) in noch größere Bedrängnis geratene Familie ausgesetzt war, überhoben. Aber er wurde durchaus als Bedienter behandelt, obwohl er nur kurze Zeit als Laufbursche, danach als Schreiber beschäftigt wurde. Nur den Gewinn hatte er, daß er seine geringen Dorfschulkenntnisse durch eifrige Beschäftigung mit der deutschen Literatur erweitern konnte. Auch erstarkten dadurch seine in den Kinderjahren durch geistliche Lieder sowie die Geschichte und Sage der Heimat genährten dichterischen Neigungen, die sich schon sehr früh in einer überaus regen Phantasie angekündigt hatten. In Zeitungen der Gegend und in einer Hamburger Zeitschrift erschienen mehrfach Gedichte von ihm, in denen schon seine schwerblütige Lebensauffassung und seine Grüblernatur deutlich zum Ausdruck kommen. Dem durch diese Anfangserfolge gesteigerten Bewußtsein seines Könnens wurde naturgemäß die unwürdige Behandlung, die ihm sein Dienstherr angedeihen ließ, immer mehr zur Qual. Aus der dadurch in dem Jüngling entstandenen Verbitterung erklärt sich vieles, was von Düsterheit und Trotz an dem Manne auffällt.

Von der Pein dieses Sklavendienstes befreite den Zweiundzwanzigjährigen, der sich vorher vergeblich an den von ihm besonders verehrten und zum Vorbilde erwählten Uhland gewandt hatte, endlich (1835) die ihm von einer Hamburger Schriftstellerin gewährte Hilfe. Sie war durch einige in ihrer Zeitschrift veröffentlichte Gedichte auf ihn aufmerksam geworden und wußte ihm Gönner zu gewinnen, die es ihm ermöglichten, sich in Hamburg auf das Universitätsstudium vorzubereiten. Ein Jahr hat er dort zugebracht. Die mit unzulänglichen Mitteln betriebenen Bemühungen um die Erlernung der alten Sprachen und die sonstigen Grundlagen einer gelehrten Bildung sowie die für das feine Ehrgefühl und die Reizbarkeit des jugendlichen Dichters besonders verletzenden Zurücksetzungen, denen er an den ihm gewährten Freitischen vielfach ausgesetzt war, haben es ihm zur Qual gemacht.

Schließlich wäre es, da die meisten Gönner ihn im Stiche ließen, wohl ergebnislos geblieben, wenn nicht die aufopfernde Hilfsbereitschaft eines einfachen Mädchens, der Tochter seines Hauswirts, Elise Lensing mit Namen, für ihn eingetreten wäre. Sie hat ihm mit den geringen Ersparnissen, die sie bei ihrem auf Nähen, Sticken und Plätten beruhenden Broterwerb erübrigt hatte, über die nächsten Jahre hinweggeholfen, auch ohne sein Wissen seine darbende Mutter unterstützt.

Ostern 1836 ging Hebbel nach Heidelberg, um Rechtswissenschaft zu studieren, von dort, nachdem er sich inzwischen seines Dichterberufs gewiß geworden war, im Herbst desselben Jahres nach München, weil er dort mehr Anregungen für seine dichterische Tätigkeit zu finden hoffte. Die drei Studienjahre, in denen er sich um seiner dichterischen Aufgaben willen eifrig um eine möglichst vielseitige Bildung bemühte, wurden wieder zu einer Kette von Entbehrungen und Nöten. Lange Monate hindurch hat er nur von Kaffee und Brot gelebt, und seine Tagebücher, die er in Hamburg zu führen begonnen hatte und die über seine Entwicklung die wertvollsten Aufschlüsse geben, beweisen, daß er wegen der leiblichen Not und der aus dem Zweifel an seinem Können sich ergebenden inneren Kämpfe mehrfach nahe daran war, seinem Leben ein Ende zu machen. Im März 1839 kehrte er, nachdem seine Versuche, durch Uhlands oder Tiecks Vermittlung einen Verleger für seine Gedichte zu finden, gescheitert waren, zu Fuß nach Hamburg zurück. Die Mühsale der dem unzureichend Bekleideten durch winterliche Kälte erschwerten Wanderung und die Nachwirkungen der jahrelangen Entbehrungen warfen ihn auf ein Krankenlager, von dem er ohne Elise Lensings hingebende Pflege schwerlich wieder erstanden wäre.

Aus der Not und der an Verzweiflung grenzenden Stimmung des durch ständige Enttäuschungen gequälten, an seinen Fähigkeiten verzagenden Dichters erklären sich die Maßlosigkeiten, die sein Anfang 1840 mit Hilfe seiner gewaltigen Willenskraft innerhalb weniger Monate vollendetes Erstlingsdrama „Judith“ in Sprache und Charakterzeichnung kennzeichnen. Ihm folgten 1841 „Genoveva“ und das zum Zweck der Befreiung aus seiner trübseligen Stimmung in Angriff genommene Lustspiel „Der Diamant“ sowie eine ganze Anzahl von Gedichten, die er mit früheren in einer ersten Sammlung 1842 herausgab. Seine wirtschaftliche Notlage wurde aber dadurch nicht behoben. Dazu hatten ihn die Dankbarkeit, durch die er sich an Elise Lensing gebunden fühlte, und die heiße Liebe, die er für eine andere empfand, in schwere Bedrängnis gebracht. So ging er im Herbst 1842 nach Kopenhagen, um die Hilfe seines Landesherrn zu erbitten. Nach anfänglich vergeblichen Bemühungen, die den Anlaß zu dem ergreifenden „Gebet“ wurden (Die du über die Sterne weg), erhielt er ein Reisestipendium, das ihm eine zweijährige Auslandsreise ermöglichte. Er war ein Jahr lang in Paris, wo er das bereits in München auf Grund von Erlebnissen in seinem Bekanntenkreise begonnene Drama „Maria Magdalena“ vollendete, dann in Italien und kam auf der Rückreise im Spätherbst 1845, wiederum von allen Mitteln entblößt, nach Wien. Dort wurde er durch eine endlich eintretende glückliche Wendung seines Geschicks festgehalten. Er errang die Liebe einer als Darstellerin seiner Judith und Genoveva gefeierten Hofschauspielerin, Christine Enghaus, und gewann an ihr eine seiner Eigenart mit tiefinnerlichem Verständnis nachgehende Lebensgefährtin,

die ihm zugleich eine gesicherte wirtschaftliche Lage verschaffte. Dem innigen Dank, mit dem ihn ihre Liebe und die ihm durch sie geschaffene, ihn bis an sein Ende erquickende und beglückende Häuslichkeit erfüllten, hat er oft tief empfundenen Ausdruck gegeben.

Die Meisterzeit seines Schaffens begann mit dem 1848 vollendeten Drama „Herodes und Mariamne". Aus den Wirrsalen der Revolution, deren Entwicklung dem mehr und mehr nach der nationalen Seite neigenden Standpunkt des Dichters sehr widerwärtig war, hatte er sich nach anfänglich eifrigem Eintreten für die Sicherung der errungenen Freiheiten in die Kunst geflüchtet und beendete das bereits 1846 begonnene Werk während der Belagerung Wiens. Der Erfolg entsprach freilich nicht seinen Erwartungen. Die Aufführung errang nur geteilten Beifall. Aber er hatte jetzt in seiner glücklichen Häuslichkeit ein Gegenmittel gegen die Verbitterung, der er bei seiner Leidenschaftlichkeit und seinem Trotz sonst gewiß leicht anheimgefallen wäre. So ertrug er auch mit Gleichmut die Anfeindungen Laubes, der ihm aus persönlicher Feindseligkeit die Bühne des Hofburgtheaters verschloß, sobald er die Leitung übernommen hatte. Auf „Agnes Bernauer" (1851), „Gyges" (1854) folgten 1857 das aus dem ihm zuteil gewordenen häuslichen Glück geborne idyllische Epos „Mutter und Kind", dann 1860 die Nibelungentrilogie. Auch Ehren und Anerkennungen wurden dem Dichter in wachsendem Maße zuteil. Aber die Nachricht von der Verleihung des Schillerpreises, der ihm 1863 zuerkannt worden war, kam nur eben noch zu seinem Sterben zurecht. Am 13. Dezember erlag er, wenig über fünfzig Jahre alt, der Krankheit, der seine durch die Entbehrungen seiner Jugend und seiner ersten Mannesjahre vor der Zeit verbrauchten Kräfte nicht Widerstand zu leisten vermochten.

In Hebbels Charakter finden sich mehrere wenig anziehende Züge. Vor allem hat man ihm Rücksichtslosigkeit, Eigensucht und ein stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein vorgeworfen. Auch haben ihm seine Schroffheiten im Umgang viel Feindschaft zugezogen. Seine Reizbarkeit und den von der Mutter ererbten Jähzorn, deren er sich besonders in „Herodes und Mariamne" selbst anklagt, hat er sogar der so innig geliebten Gattin gegenüber nicht zu bemeistern vermocht. Aber man darf ihm an Entschuldigungen auf Grund der herben Erfahrungen seines Lebens nicht vorenthalten, was man dem in seiner Jugendentwicklung ihm in so mancher Beziehung ähnelnden Herder zubilligt. Außerdem muß man einen Teil der im Umgang mit andern unangenehm hervortretenden Eigenheiten und den Mangel an jeglicher Liebenswürdigkeit auf die dem Dithmarschen angeborne scheue Zurückhaltung und Schwerfälligkeit zurückführen, die ihn gern sein tiefes Gefühl verstecken ließen. Auch die innige Liebe zu seiner Mutter, deren Lebensabend zu erleichtern sein brennender, infolge ihres frühen Todes (1838) leider nicht in Erfüllung gegangener Wunsch war, spricht für ihn. Dazu darf nicht vergessen werden, daß unter den glücklichen Verhältnissen seiner letzten Jahre seine herzliche Dankbarkeit für die endlich in seinem Leben eingetretene Wendung, ein inniges Naturverständnis und eine außerordentliche Tierfreundlichkeit als lichte Seiten an ihm hervortreten. Überhaupt aber darf man den Schattenseiten seines düsteren Wesens gegenüber die unbestechliche Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe nicht verkennen, die auch aus der Gewissenhaftigkeit spricht, mit

der sich der Dichter in der Sammlung von umfassenden, vielseitigen Kenntnissen als Grundlage für seinen Dichterberuf und in den jedem seiner dramatischen Pläne vorangehenden eindringenden Vorstudien gar nicht genugtun konnte, ebenso aus dem lebendigen Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühl, das ihn selbst in den Tagen der größten Not verhinderte, die Kunst je nach Brot gehen zu lassen. Er hatte ein vollbegründetes Recht, von sich zu sagen: „In dem heiligen Ernst und der sittlichen Strenge, womit ich meine Kunst auffasse, weiche ich keinem.“ Und das ist gewiß der höchsten Anerkennung wert.

In Hebbels Dichtungen tritt seine Grüblernatur stark hervor. Das zeigt sich nicht nur in den zahlreichen Sinnsprüchen, unter denen manche dem Besten, was wir in dieser Art haben, an die Seite gestellt werden können. Auch in seiner Lyrik überwiegen die lehrhaften Gedichte. In seinen Balladen sind der düstere Ernst und die Vorliebe für schaurige Stoffe jedenfalls mit auf dieselbe Wurzel zurückzuführen, und seine Dramen sind nicht nur fast ausnahmslos Gedankendichtungen, sondern legen alles Schwergewicht auf die Herausstellung der nicht selten einen ergrübelten Eindruck machenden Idee.

Dabei vermochte der Dichter aber auch lyrische Stimmungsbilder von großer Zartheit zu schaffen, so in dem „Sonnenbild“ (Ich sah des Sommers letzte Rose stehn). Allerdings macht sich gerade in der Stimmungslyrik die dem Dichter überall eigene Kargheit des Ausdrucks bisweilen störend geltend.

Andererseits ist ihm aber auch in einzelnen seiner poetischen Erzählungen die schlichte, den kindlichen bezw. volkstümlichen Ton wunderbar treffende Ausdrucksweise aufs beste gelungen (Aus der Kindheit, Das Kind am Brunnen, Das alte Haus), während die leider so früh abgebrochene Darstellung seiner eigenen Lebensgeschichte und viele Stellen seiner Tagebücher den hohen Reiz seiner Prosa zeigen.

So hat er sich auf verschiedenen Gebieten dichterischer und schriftstellerischer Tätigkeit mit Erfolg bewegt. Seine bleibende Bedeutung beruht indessen im Gegensatz gegen sein eigenes, seine Lyrik in den Vordergrund stellendes Urteil durchaus auf seinen Dramen. Die Fülle dramatischen Lebens in der meist rasch fortschreitenden, reich bewegten Handlung voll lebenswahrer Gestalten, die auf tiefgrabender psychologischer Begründung beruhende Geschlossenheit der Darstellung, ihr tiefer Gedankengehalt und die edle sprachliche Form bilden ihre hohen Vorzüge.

Daß dem einige Schattenseiten gegenüberstehen, wurde schon angedeutet. Auch hier wird die Knappheit des Ausdrucks gelegentlich für den Dichter verhängnisvoll, seine grüblerische Art und die durch eingehende Beschäftigung mit Hegel geschulte, zur Spitzfindigkeit neigende Verstandesschärfe treiben ihn mehrfach zu eingehenden Erwägungen von Plänen und ausführlicher Erörterung von Gründen, die störend wirken können; auch haben ihn seine vielfachen bitteren Erfahrungen und seine düstere Lebensauffassung zu manchen Schroffheiten veranlaßt, die peinlich empfunden werden. Einen vollendeten Realismus stellen seine Dramen freilich nicht dar. Daran hinderte ihn schon das Schwergewicht, das er auf den Gedankengehalt und die Herausstellung der Probleme legt. Auch verzichtete er sehr bald auf Gegenwartsstoffe und kehrte nach einigem Schwanken schließlich sogar zum klassischen Dramenvers zurück.

Jedenfalls hat er sich aber durch seine eigenartige, wieder stark von Hegel beeinflußte Auffassung vom Wesen des Tragischen und der Aufgabe des dramatischen Dichters bedeutende Verdienste um die Fortbildung des deutschen Dramas erworben. Er sucht das Wesen des Tragischen in dem Kampf des einzelnen gegen den Gesamtwillen, sieht deshalb entweder von dem Nachweis einer persönlichen Schuld ganz ab oder beschränkt sie auf ein Mindestmaß und läßt den dramatischen Konflikt mit Vorliebe aus dem Widerstreit der Lebens- und Weltanschauungen entstehen, die an den Wendepunkten verschiedener Zeitalter aufeinanderstoßen. So darf er sich mit Schiller in den Ruhm der größten dramatischen Meisterschaft teilen, die in der Geschichte unserer Dichtkunst bisher zutage getreten ist.

b. Ludwig (1813–1865).

Fast gleichzeitig mit Hebbels dramatischen Meisterwerken sind auch die beiden Dramen erschienen, denen der mit jenem gleichaltrige Otto **Ludwig** seinen Ruhm als realistischer Dramatiker verdankt.

Er war einige Wochen vor dem berühmten Dithmarschen am 12. Februar 1813 in dem thüringischen Städtchen Eisfeld bei Hildburghausen als Sohn begüterter Eltern geboren. Der Vater war Stadtsyndikus und herzoglicher Hofadvokat, die Mutter eine Tochter der ersten Kaufmannsfamilie der Stadt. Aber nur während der ersten Lebensjahre konnte der Knabe sich eines ungetrübten Kinderglücks erfreuen. Dann verlor der nach Zeugnis des Sohnes „bis zur Schroffheit ehrliche, bis zum Eigensinn feste, innerlich aber zarte und weiche“ Vater, der in peinlicher Gewissenhaftigkeit für die bei einem Stadtbrande gestohlene Gerichtskasse aufkam, den größten Teil seines Vermögens und nahm sich die bei dieser Gelegenheit gegen ihn erhobenen ungerechtfertigten Anklagen so zu Herzen, daß er 1825 starb. Die feingebildete, für Literatur und Geschichte lebhaft interessierte Mutter ließ sich zwar die weitere Erziehung des Sohnes mit aller Sorgfalt angelegen sein, verzärtelte aber den kränklichen, außerordentlich reizbaren Knaben, dem sie auch seine bis in die Nacht hinein fortgesetzten musikalischen Übungen durchgehen ließ. So bildete sich ein Nervenleiden bei ihm heraus, das die Grundlage für den Mangel an Willensstärke und Ausdauer abgab, der später für ihn so verhängnisvoll wurde.

Bis zum elften Jahre war er durch einen Privatlehrer unterrichtet worden. Danach besuchte er die Lateinschule seiner Vaterstadt und seit 1828 das Gymnasium in Hildburghausen. Die Mutter vermochte aber die Trennung von dem Sohne nicht zu ertragen. Auch schien die Aussicht auf das Geschäft eines Oheims, das ihm gegebenenfalls als Erbteil zufallen sollte, verheißungsvoll zu sein. So kehrte er bereits nach einem Jahre in die Vaterstadt zurück und wurde Kaufmannslehrling; indessen bereits nach zwei Jahren, als ihm durch den Tod der Mutter ein kleines Vermögen zufiel, gab er den ihm durchaus nicht zusagenden Beruf wieder auf, kehrte zunächst noch einmal aufs Gymnasium zurück und beschloß, als der erhoffte Erfolg, zum Teil wieder infolge von Kränklichkeit, ausblieb, in seinem zwanzigsten Lebensjahre, sich ganz der Musik zu widmen.

Zunächst betrieb er seine Studien sechs Jahre lang in der Vaterstadt. Dann wurde durch einige Singspiele und andere Tonstücke, die er verfaßt hatte, der kunstsinnige meiningische Herzog auf ihn aufmerksam und verlieh

ihm ein Stipendium, das ihm ein dreijähriges Studium bei Mendelssohn in Leipzig ermöglichen sollte. Aber auch dieser Leipziger Aufenthalt (seit Herbst 1839) führte wieder nur zu Enttäuschungen. Ludwig vermochte sich in den neuen Verhältnissen nicht wohl zu fühlen, erkannte auch, daß seine musikalische Begabung für Großes nicht ausreichte; sein altes Nervenleiden trat mit vermehrter Heftigkeit auf; starkes Heimweh nach dem stillen Heimatstädtchen quälte ihn; dazu waren seine dichterischen Neigungen erwacht: so kehrte er im Herbst 1840 in die Vaterstadt zurück. Indessen er hatte sich damit nur neuen Enttäuschungen ausgesetzt. Begreiflicherweise galt der fast dreißigjährige, immer noch ohne Beruf, ja ohne festen Lebensplan lebende Mann seinen Mitbürgern als ein Gescheiterter oder als Sonderling. So fand er bald keinen Gefallen mehr an der Heimat, ging 1843 zunächst nochmals nach Leipzig, wo er nun aber ganz dichterischen Plänen lebte, und hielt sich während der nächsten Jahre zumeist in Meißen und Umgegend auf, bis er 1849 endgültig seinen Wohnsitz in Dresden nahm.

Nun endlich stellte auch der dichterische Erfolg sich ein. Ludwigs peinliche Gewissenhaftigkeit und überaus strenge Selbstbeurteilung, ständiges Bessermachenwollen, Mangel an Ausdauer und leidige Unentschiedenheit, die ihn z. B. für das geplante Drama „Agnes Bernauer" mit den verschiedensten Auffassungsweisen und Stilgattungen immer wieder wechseln ließ, zum Teil auch seine Kränklichkeit hatten ihn bisher an der endgültigen Vollendung seiner zahlreichen dramatischen Entwürfe verhindert. Im Frühjahre 1850 wurde aber „Der Erbförster" mit großem Erfolge aufgeführt, 1852, in dem Jahre seiner Verheiratung, folgten „Die Makkabäer". Danach hat er nichts Dramatisches mehr vollendet. Zunehmende Kränklichkeit, die seine Gattin ihm zwar durch hingebende Fürsorge zu erleichtern suchte, aber nicht bannen konnte, beeinträchtigte seine Arbeitskraft. Sie war außerdem durch eingehende Shakespearestudien, denen er schon durch der Mutter Vorliebe für den großen Briten zugewandt war und die er für sein eigenes Schaffen zu bedürfen meinte, daneben durch seine auf Anregung von Bertold Auerbach begonnenen Prosaerzählungen („Die Heiterethei" und ihr Widerspiel „Aus dem Regen in die Traufe" 1854, „Zwischen Himmel und Erde" 1855) in Anspruch genommen. Dann machte zunehmende Krankheit dem Dichter angestrengtes Arbeiten mehr und mehr unmöglich. Mit stiller Ergebung ertrug er seine Schmerzen und die sich einstellende Armut. 1865 starb er kurz nach Vollendung seines zweiundfünfzigsten Lebensjahres.

Es liegt eine tiefe Tragik über diesem durch Willensschwäche und eine Kette von unglückseligen Umständen zerfahrenen und zerflatterten Leben, das, wie die vollendeten und aus dem Nachlaß herausgegebenen Dichtungen bezw. Bruchstücke beweisen, so viel reichere Früchte hätte zeitigen können.

Von Ludwigs beiden oben genannten Dramen gilt wie von denen Hebbels, daß sie auch nicht als volle Auswirkungen realistischer Darstellungskunst gelten können. Einen „zeitgemäßen" Stoff hat ja auch Ludwig nur im „Erbförster" behandelt. Außerdem hat der Wirklichkeitswert der Dichtungen unter dem ständigen Grübeln und Verbessern des Dichters gelitten. Immerhin ist hier wie bei Hebbel der neue Stil bewußt gepflegt und namentlich bei dem ersten Drama durch treffliche Charakteristik der aus dem wirklichen Leben gegriffenen Gestalten, der Männer allerdings mehr als der Frauen, und durch eine Unsumme fein beobachteter Einzelzüge eine packende Lebens-

wahrheit erzielt worden. Im übrigen geben beide Stücke nach Inhalt und Aufbau zu manchen Beanstandungen Anlaß. Beim „Erbförster“ stören die Übertreibungen, besonders beim Titelhelden; auch spielen die Zufälle und Mißverständnisse eine zu große Rolle. Den sehr viel weniger lebensvollen „Makkabäern“ fehlt es vor allem an Geschlossenheit der Handlung.

Höher steht die realistische Kunst des Dichters in den Erzählungen, die an Wirklichkeitstreue kaum zu übertreffen sind. Es ist bezeichnend, daß Ludwig in bezug auf sie wie auf den Erbförster immer wieder Verwahrung dagegen einlegen mußte, Persönlichkeiten und Örtlichkeiten aus dem heimatlichen Bezirke abkonterfeit zu haben.

Von hohem Wert sind auch seine Shakespearestudien, die das Verständnis des großen Briten und die Einsicht in das Wesen des Dramas derartig gefördert haben, daß man sie mit gutem Recht Lessings Hamburger Dramaturgie an die Seite gestellt hat.

Anmerkung. Nicht nur als Altersgenosse, sondern auch wegen seiner dichterischen Fähigkeiten und vor allem wegen der in seinen Musikdramen bewiesenen Kunst des Aufbaus und der Charakterzeichnung verdient Richard Wagner (1813 in Leipzig geboren, 1883 in Venedig gestorben), neben Hebbel und Ludwig genannt zu werden. In der Wahl und Gestaltung seiner Stoffe steht er allerdings der romantischen Richtung sehr nahe, in der auch die von ihm verwirklichte Absicht einer Vereinigung der Dicht-, Ton- und Malkunst schon vertreten war. Ebenso entspricht die Betonung des deutsch-nationalen Charakters in seinen Bühnenwerken romantischen Grundsätzen. Lediglich als Dichtungen dürfen seine Dramen allerdings nicht beurteilt werden. Dazu hat er wegen der durch die Rücksicht auf die Musik veranlaßten Knappheit des Ausdrucks der Sprache zu viel Gewalt angetan. Aber er hat in seinen Werken, namentlich in Tannhäuser, Lohengrin, Tristan und Isolde, in den Meistersingern, der Nibelungentrilogie und in Parsifal eine Fülle lebensvoller Gestalten auf die Bühne gestellt.

---

§ 50. Der Realismus in der erzählenden Kunst.

a. Gustav Freytag (1816–1895).

Den von Otto Ludwig in seinen realistischen Erzählungen mit so großem Erfolge beschrittenen Bahnen sind eine Reihe hervorragender Dichter gefolgt. Als erster kommt der Schlesier Gustav **Freytag** in Betracht.

Er war als Sohn des Bürgermeisters von Kreuzburg (Oberschlesien) geboren und hatte sich 1838 als Privatdozent für deutsche Sprache und Literatur in Breslau habilitiert, wo er unter Hoffmann von Fallersleben seine Studien begonnen hatte. 1844 gab er seine akademische Lehrtätigkeit auf, um sich ganz dem Schriftstellerberuf zu widmen. 1848 verlegte er seinen Wohnsitz nach Leipzig und übernahm mit dem durch seine literargeschichtlichen Schriften bekannten Julian Schmidt die Leitung der „Grenzboten“, denen er während seiner bis 1870 dauernden Tätigkeit zu einem bedeutenden Einfluß zu verhelfen wußte. Die Einblicke in die verschiedensten Lebensverhältnisse, die er schon durch lebhafte Anteilnahme an den die Zeit bewegenden Fragen und durch regen geselligen Verkehr während seiner Breslauer Zeit gewonnen und durch seine Wirksamkeit als Schriftleiter erweitert hatte, verwertete er in seinen ersten Schriften, von denen das Lustspiel „Die Journalisten“ (1852) sowie sein erster und zugleich bester Roman „Soll und Haben“ (1857) weitgehende Anerkennung fanden.

Seit Ende der fünfziger Jahre hatte er sich vornehmlich mit kulturgeschichtlichen Fragen beschäftigt. Ihnen verdanken seine trefflichen „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ (1859—1867) ihre Entstehung. Im Jahre 1870, während er im Hauptquartier des preußischen Kronprinzen dem Feldzuge in Frankreich beiwohnte, kam ihm dann der Gedanke, den er in der großen Reihe seiner kulturgeschichtlichen Romane „Die Ahnen“ zur Ausführung brachte (1872—1880).

Schon in den sechziger Jahren hatte sich Freytag in Siebleben bei Gotha angekauft. Dort pflegte er seitdem regelmäßig die Sommermonate zu verbringen. Mit dem kunstsinnigen Herzog Ernst II. von Gotha, dessen Vorleser er eine Zeitlang war, stand er in freundschaftlichem Verkehr. In Wiesbaden, wo er während seiner letzten Lebenszeit den Winter über lebte, ist er 1895 gestorben.

Freytags Gedichte und Dramen sind trotz des Beifalls, den die „Journalisten“ gefunden haben, wenig bedeutsam. Sein Ruhm beruht vor allem auf seinen Romanen. In „Soll und Haben“ hat er einen der besten unter den Gesellschafts- und Zeitromanen geschaffen, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in reicher Fülle entstanden sind. In Charakterzeichnung und Umweltschilderung ist das in seiner anziehenden Kleinmalerei von Dickens[1]) beeinflußte, vor allem auf Breslauer Erinnerungen des Dichters beruhende Werk eins der hervorragendsten Erzeugnisse realistischer Darstellungskunst. Gleichzeitig war es durch die dem Dichter aufs beste gelungene Absicht, seinem Volk in einer Zeit der „Verwirrung, der Mutlosigkeit und müden Abspannung der Nation“ durch die Schilderung pflicht- und zielbewußter Arbeit einen Spiegel seiner Tüchtigkeit vorzuhalten, eine vaterländische Großtat, deren Wert sich weit über die Entstehungszeit hinaus erstreckt. Der feine Humor, der in der Dichtung zum Ausdruck kommt, ist auch nicht der geringste unter ihren vielen Vorzügen. Freytag hat sie in diesem Umfange in keinem seiner späteren Werke erreicht, am wenigsten in der „verlornen Handschrift“, aber auch nicht in den an Schönheit in vieler Hinsicht reichen, aber an künstlerischem Wert recht verschiedenen „Ahnen“.

Als Stilkünstler gehört Freytag unter den neueren Schriftstellern in die erste Reihe. Besonders die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ und die 1886 erschienenen Lebenserinnerungen sind in dieser Beziehung mustergültig. Letztere kennzeichnen die schon aus den Dichtungen sich ergebende vornehme Gesinnung des von tiefer Ehrfurcht gegen Gott und echter Vaterlandsliebe erfüllten Mannes aufs vorteilhafteste.

b. Fritz Reuter (1810–1874).

Ein Meister realistischer Darstellung wie Freytag und in manchem Charakterzug ihm ähnlich ist der unter den Meistern mundartlicher Dichtung in der vordersten Reihe stehende Fritz **Reuter.**

Über seinem Leben hat ein schweres Verhängnis gewaltet: die Mißgriffe der Reaktion um 1830 haben ihn sieben Jahre unter die Lebendig-

---

[1]) Charles Dickens (1812–1870) gehört unter die ersten englischen Romanschriftsteller. Von seinen oft ins Deutsche übersetzten Romanen und Erzählungen sind „Die Pickwickier“, „Oliver Twist“, „David Copperfield“ und „Ein Weihnachtsabend“ die bekanntesten.

Toten hinter den Festungsmauern versetzt und hätten fast sein Leben völlig verwüstet.

Gegen Ende des Jahres 1810 war er als Sohn des Bürgermeisters in Stavenhagen (Mecklenburg-Schwerin) geboren, wo er eine frohe, ungebundene Kindheit verlebte. Auf seine Knabenjahre hat vor allem die oft kränkelnde, stets gütige und liebevolle, von Herzen fromme Mutter Einfluß gewonnen, die er leider früh verlor. Neben ihr hat der Dichter in seinen Werken dem Freunde der Mutter, Amtshauptmann Weber, und seinem Oheim und Paten, dem Ratsherrn Herse, als besonderen Freunden und Förderern seiner Jugend Ehrendenkmale herzlichster Dankbarkeit gesetzt. Zu dem strengen, oft harten, wenn auch von lebendigem Gerechtigkeitsgefühl getriebenen Vater hat der etwas leichtlebige Sohn kein rechtes Vertrauensverhältnis gewonnen. Beider Art war zu verschieden.

Erst als Einundzwanzigjähriger bezog Reuter, dem während seiner Gymnasiastenzeit vom Vater oft Mangel an ernstem Streben vorgeworfen war, die Universität. Das Studium der Rechtswissenschaft, das er auf des Vaters Wunsch hatte wählen müssen, sagte ihm wenig zu. So ergab er sich einem ausgelassenen Studentenleben, erst in Rostock, dann vom zweiten Halbjahre an in Jena, wo er in die Burschenschaft eintrat. Das wurde für ihn verhängnisvoll. Im Herbst 1833 wurde er, obwohl er an den seiner Burschenschaft hauptsächlich vorgeworfenen, an sich harmlosen politischen Ausschreitungen gar nicht teilgenommen hatte, auf der Durchreise in Berlin verhaftet. Er mußte zunächst eine fast einjährige Untersuchungshaft über sich ergehen lassen. Die ihm dabei widerfahrenen Ungerechtigkeiten haben noch nach Jahrzehnten, als er über all die andern Erlebnisse jener schweren Zeit mit lächelndem Munde zu reden gelernt hatte, die bittersten Worte aus seiner Feder fließen lassen. Schließlich wurde er wegen „Versuchs des Hochverrats" zum Tode verurteilt und zu dreißigjähriger Festungshaft begnadigt. Wie's ihm auf verschiedenen preußischen Festungen und zuletzt nach der endlich erzielten Auslieferung an Mecklenburg in Dömitz ergangen ist, hat er in seiner „Festungstid" (1861) erzählt. 1840 wurde er nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. von seinem Landesherrn entlassen und stand nun mit dreißig Jahren vor dem Nichts. Was das bedeutete, hat er in ergreifender Weise im Schlußkapitel der Festungstid geschildert. Dabei ist das Schlimmste dort noch nicht einmal zu finden: er stand im Ruf eines Trinkers. Daß die zeitweilig sich wiederholenden krankhaften Anfälle eines unbezähmbaren, Befriedigung bis zum schlimmsten Ekel erzwingenden Bedürfnisses nach Alkohol auf einem organischen Leiden beruhte, half ihm nicht. Er hat bis über seinen Tod hinaus unter der üblen Nachrede leiden müssen, hat auch trotz aller Selbstzucht und des ernstesten Bemühens der Krankheit nicht völlig Herr zu werden vermocht und durch sie die qualvollsten Schmerzen erlitten.

Nach einem erfolglosen Versuch, sein Studium wieder aufzunehmen, wurde er Landwirt. Zehn Jahre hingebender Arbeit halfen der durch die Festungsjahre zerrütteten Gesundheit auf und stellten sein inneres Gleichgewicht wieder her, und als er im Herbst 1851 seine Braut heimgeführt hatte, gewann er nicht nur mit ihr die treusorgende Gattin, sondern stand auch, ohne es zu wissen, schon nahe vor dem Beginn der reichen Erfolge, die ihm noch beschieden sein sollten. Er hatte sich in Treptow an der Tollense

(Vorpommern) als Privatlehrer niedergelassen. Von hier aus veröffentlichte er, nachdem er bisher nur gelegentlich einige hochdeutsche Gedichte verfaßt hatte, 1853 auf eigene Kosten den ersten Teil seiner „Läuschen und Rimels“ (d. h. spaßige Erzählungen und Reimereien). Sie erzielten einen beträchtlichen Erfolg. Die 1854 folgende „Reis' nah Belligen“ fand auch willige Aufnahme. So konnte der Dichter, der 1856 nach Neubrandenburg übergesiedelt war, es wagen, sich ganz dem Schriftstellerberuf zu widmen. In rascher Folge erschienen nun seine weiteren Schriften. Außer Kleinigkeiten verschiedener Art hat er von 1858 bis 1864 jedes Jahr mindestens einen größeren Band erscheinen lassen. Darüber hatte sich auch seine wirtschaftliche Lage verhältnismäßig günstig gestaltet. Er verlegte 1863 seinen Wohnsitz nach Eisenach, wo er 1868 ein am Fuße der Wartburg erbautes eigenes Haus bezog, dessen Garten er mit besonderer Hingabe selbst eingerichtet hatte. Von hier sind seine letzten Dichtungen ausgegangen, 1866 „Dörchläuchting“, 1868 auf Grund einer von ihm ausgeführten Reise „De Reis' nah Konstantinopel“.

Inzwischen waren ihm Ehrungen aller Art zuteil geworden. Schon 1863 hatte ihm die Universität Rostock durch Übersendung des Doktordiploms der philosophischen Fakultät eine große Freude gemacht; Bismarck, dem Reuter mit warmen Worten für die durch die Begründung des Norddeutschen Bundes erfolgte Verwirklichung der Hoffnungen seiner Jugend gedankt hatte, hatte den einst als Hochverräter Verurteilten als „den auserwählten Volksdichter“ begrüßt; seine Schriften waren nicht nur über ganz Deutschland, sondern weit ins Ausland hinein bei hoch und niedrig verbreitet. So war sein Lebensabend von hellem Glanz umstrahlt, der den in seiner Bescheidenheit verharrenden Dichter außerordentlich beglückte und ihn in den Krankheitsnöten der letzten Jahre und in seinen heftigen Schmerzen tröstete. Jahrelang hat er sich nur mühsam am Krückstock bewegen können, zuletzt war er an den Rollstuhl gebunden. Am 12. Juli 1874 erlag er einem Herzleiden, nachdem er noch tags zuvor der treuen Gefährtin seines Lebens, der opferwilligen Pflegerin seiner Leiden, in beweglichen Worten gedankt hatte.

Der bleibende dichterische Wert seiner Werke beruht auf der hohen Kunst scharfer Beobachtung äußerer wie innerer Vorgänge und ihrer Verwertung zu lebensvollster Darstellung, der die Wirklichkeitstreue auf Schritt und Tritt anzumerken ist. Des Dichters Hauptwerk „Ut mine Stromtid“ (1863/64) und das bitterernste „Kein Hüsung“ (1858) gehören zu dem Besten, was wir in dieser Hinsicht überhaupt besitzen. Dazu kommt der goldige Humor, durch den so manche seiner Schriften für viele zu Lebensbüchern geworden sind. Dabei gehören sie wegen der Eigenschaften, die als Kennzeichen echten deutschen Wesens in ihnen empfohlen werden, zu den besten Erziehern unsers Volks. Die „Stromtid“ ist in der Art und Weise, wie sie gleich Freytags „Soll und Haben“ das „deutsche Volk da sucht, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich in seiner Arbeit“, und in dieser Hinsicht seiner Zeit und kommenden Geschlechtern den Spiegel vorhält, kaum zu überschätzen.

Das menschlich Große an Reuter sind seine echte Religiosität, seine innige Heimatliebe, die Herzensgüte, die auch dem einfachsten Mitmenschen mit innerer Ehrerbietung gegenübertritt und in jeder Not hilfsbereit ist, dazu seine Bescheidenheit und die damit zusammenhängende

innige Dankbarkeit, die er bis an sein Ende allen entgegenbrachte, von denen er Förderung und Freundlichkeiten erfahren hatte. Diese Eigenschaften haben die Grundlage abgegeben für den köstlichen Humor, der an ihm und unzähligen andern seine befreiende Macht bewiesen hat, und der doch nicht nur eine glückliche Anlage darstellt, sondern als Charaktervorzug gewertet sein will. Wer über unsagbare Leiden und fast unmenschliches Unrecht, das ihm widerfahren ist, so hinwegzukommen vermochte, wie er's in „Ut mine Festungstid" beweist, hat seinem inneren Wesen damit eins der glänzendsten Ehrenzeugnisse ausgestellt.

Anmerkung. Unter den Nachahmern Reuters ist ihm einer nahe gekommen, John **Brinckman** (1814—1870), aus Rostock, zuletzt Lehrer an der Realschule in Güstrow. Seine beste Erzählung „Kasper-Ohm un ick" ist durch treffende Charakterzeichnung, lebensvolle Darstellung des Schiffer- und Fischerlebens sowie durch erquicklichen Humor ausgezeichnet.

c. Klaus Groth (1819—1899).

Für die Wiedergeburt des Plattdeutschen, dem bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein kaum jemand noch eine dichterische Zukunft zugetraut hätte, war schon vor Reuter, allerdings durch Dichtungen in der schleswig-holsteinschen Mundart, Klaus **Groth** eingetreten.

Er war der Sohn eines Müllers zu Heide in Holstein, dem alten Hauptorte Dithmarschens. Auf vielfachen Wanderungen durch Wald, Heide und Moor seiner Heimat war der im Vater rege Natursinn auch in ihm früh erwacht, ebenso war er, da sein Vater auch Landwirtschaft trieb, mit dem Leben der Landarbeiter seiner Heimat und durch die Erzählungen des Großvaters mütterlicherseits, dem er zeitlebens ein dankbares Gedenken bewahrt hat, mit der Geschichte und den Sagen Dithmarschens eng vertraut geworden. Diese Jugenderinnerungen, die er mit einem ihm innig verbundenen Bruder teilte („Min Jehann"), hat er später in seinen Dichtungen mit Vorliebe verwertet.

Wie sein Landsmann Hebbel wurde er zunächst Schreiber beim Kirchspielvogt seines Heimatsortes und hat ebenso wie sein älterer Landsmann die ihm dabei gebotene Gelegenheit zur Fortbildung eifrig benutzt. Mit neunzehn Jahren ging er dann auf das Lehrerseminar in Tondern und wurde 1841 als Mädchenlehrer in Heide angestellt. Sein reger Bildungstrieb veranlaßte ihn zu eifrigem Bemühen um Erweiterung seiner Kenntnisse. Durch Überanstrengung zog er sich aber ein Nervenleiden zu, das ihn zwang, um längere Beurlaubung aus seinem Amte nachzusuchen. Bei einem Freunde auf Fehmarn fand er gastliche Aufnahme. Dort entstanden bei allmählich fortschreitender Gesundung die Gedichte seines 1852 erschienenen „Quickborn" (lebendiger Quell).

Der Erfolg war außerordentlich und führte schnell zu einer für den Dichter höchst bedeutsamen Wandlung. Er wurde nach Kiel eingeladen und von dortigen Freunden unter Beihilfe der Kopenhagener Regierung mit Mitteln für eine zweijährige Studienreise versehen. In Bonn, wo er sich die längste Zeit aufhielt und mit Arndt sowie andern Universitätslehrern eifrig verkehrte, wurde er 1856 von der philosophischen Fakultät zum Ehrendoktor ernannt. Danach habilitierte er sich in Kiel und wurde dort 1866 Professor. Manch schwerer Schicksalsschlag hat ihn getroffen, Vermögensverlust, der Tod zweier Söhne, schwere Krankheit und früher Heimgang seiner Frau. Auch über Verkennung hat er klagen und sich noch in späteren

Jahren hilfreiches Eintreten seiner Freunde gefallen lassen müssen, um der Not zu wehren. Aber er ist trotzdem ein aufrechter Mann geblieben und hat sich zuletzt wachsender Anerkennung erfreuen dürfen. Kurze Zeit nach Vollendung seines achtzigsten Lebensjahres ist er 1899 in Kiel gestorben.

Seinen Dichterruhm verdankt er wesentlich seinem seit dem ersten Erscheinen erheblich erweiterten Quickborn, der sich Hebels alemannischen Gedichten, denen Groth viel Anregung verdankt, an die Seite stellen kann. Die sinnige, vielfach von Schwermut überhauchte, dem Volkslied abgelauschte Art seiner Stimmungslyrik, die überall zutage tretende tiefe Empfindung, die lebensvollen, auf tiefgewurzelter Heimatliebe, eingehender Beobachtung und innigem Verständnis beruhenden Schilderungen von Land und Leuten und die sich besonders in seinen Kinderliedern und Tiergedichten äußernde Schalkhaftigkeit sichern dem Dichter bleibende Bedeutung. Dabei hat er das besondere Verdienst, durch seine lyrischen und lyrisch-epischen Gedichte, die das Beste in der Sammlung sind, gezeigt zu haben, daß die plattdeutsche Sprache, auf deren reine Darstellung Groth eifrig bedacht war, tatsächlich fähig ist, tiefen Empfindungen Ausdruck zu verleihen (Min Jehann, De junge Wetfru, Min Port, Verlarn). Aber auch seine epischen Gedichte zeigen hohe Vorzüge volkstümlicher Darstellung, wie auch seine größeren epischen Dichtungen der Beachtung wert sind.

d. Theodor Storm (1817–1888).

Heimatliche Eigenart ist auch den Novellen Th. Storms, die mehr als seine vortreffliche Lyrik bekannt geworden sind, in hervorragendem Maße aufgeprägt, wie sich auch sein Leben zumeist innerhalb der Grenzen seiner engeren Heimat bewegt hat.

Er entstammte väterlicher- und mütterlicherseits altem Friesenblut. In Husum (Schleswig-Holstein) war er als Sohn eines Advokaten geboren, der seine männlich-feste, aufrechte Art dem Sohne vererbt hatte. Den weichen Einschlag in den vom Vater überkommenen Ernst verdankt er der Mutter, der Mörike „so etwas Klares, Leuchtendes, Liebe-Erweckendes“ nachrühmte. Sie war eine Husumer Patriziertochter, die mit den alten Überlieferungen und Erinnerungen ihres Elternhauses des Sohnes Neigung früh dem träumerischen Sichzurückversetzen in die Vergangenheit zuwandte und ihn den Zauber der Erinnerung, den er über so viele seiner Erzählungen ausgegossen hat, empfinden ließ. Auch die innige Liebe zu seiner engeren Heimat, die Begeisterung für die Vaterstadt und die Reize der Umgebung in Meer, Moor und Heide, die ihn durch sein ganzes Leben begleitet und für seine dichterische Entwicklung große Bedeutung gewonnen hat, ist schon in seinen Knabenjahren so lebendig in ihm wach geworden, daß darüber die eigenartigen Schönheiten Lübecks, wo er das Gymnasium besuchte, offenbar keinen besonderen Eindruck auf ihn gemacht haben. So oft in seinen Dichtungen die Vaterstadt und ihre Umgebung hervortreten, von Lübeck ist nichts darin zu finden. Doch hat ihm der dortige Aufenthalt für seine spätere dichterische Tätigkeit viel gegeben. Erst hier beschäftigte er sich näher mit der Literatur und gewann vor allem eine lebhafte Neigung für Eichendorff, dessen „Dichter und ihre Gesellen“ des Primaners Lieblingsbuch waren und der nach Storms eigenem späteren

Zeugnis neben Heine den größten Einfluß auf ihn ausgeübt hat. Neben diesen beiden hat er während seiner Studentenzeit noch besonders Mörike schätzen gelernt, dem er später freundschaftlich nahe trat.

1837 begann Storm das Studium der Rechtswissenschaft in Kiel. Er vollendete es dort 1842, nachdem er inzwischen in Berlin gewesen war, und ließ sich dann in seiner Vaterstadt als Advokat nieder. Hier schloß er auch 1847 den Ehebund mit seiner ersten Gattin, der für ihn zu einer Quelle tief empfundenen Glückes wurde. Zunächst kam freilich schweres Leid über das junge Paar. Storm hatte sich bei den Kämpfen Schleswig-Holsteins gegen Dänemark mit aller Entschiedenheit für die deutsche Sache eingesetzt. So mußte er sich, als die Dänen die Oberhand gewannen, schweren Herzens entschließen, sein Vaterland zu verlassen (1852).

Es folgten zwölf schwer empfundene Jahre „in der Fremde“. Storm trat in preußische Dienste und wurde 1856 Assessor in Potsdam, danach 1856 Kreisrichter in Heiligenstadt (Eichsfeld). Das Heimweh, das ihn in dieser Zeit nie verlassen hat, obwohl er sich in der schönen Umgebung Heiligenstadts und in einem Freundeskreis, den er durch seine musikalischen Gaben und seine gesellige Natur belebte, bald wohl fühlte, hat ihn, wie Klaus Groth sagte, zum Dichter gemacht. Zwar waren schon vorher seine ersten Dichtungen erschienen, darunter die bekannteste seiner Novellen, „Immensee“ (1852). Aber die Trauer um die verlorne Heimat und die Sehnsucht danach haben wesentlich zur Veredlung seiner Kunst beigetragen.

Unmittelbar nach dem Einrücken der Preußen und Österreicher kehrte Storm in die Heimat zurück. Er wurde zunächst Landvogt, dann unter der preußischen Verwaltung Amtsrichter in seiner Vaterstadt. Die Freude über die Heimkehr wurde freilich bald durch bitteres Leid getrübt. 1865 wurde das glückliche Familienleben des Dichters durch den Tod seiner Gattin zerstört. Was er an dieser Lebensgefährtin gehabt und mit ihr verloren hat, bekunden die Lieder, in denen er das Glück und das Leid seiner Liebe besungen hat. Sie gehören zu dem Besten, was wir in unserer Liebeslyrik haben. Trotz seines tiefen Schmerzes entschloß sich Storm um seiner sieben Kinder willen schon 1866 zu einer neuen Ehe mit einer Verwandten der Verstorbenen und hat auch der zweiten Gattin für das Glück, das sie ihm erneut ins Haus gebracht hat, herzliche Dankbarkeit bezeugt, obwohl er sich in mystischer, an Novalis gemahnender Art noch lange mit der verlorenen Geliebten verbunden glaubte. 1880 trat er als Amtsgerichtsrat in den Ruhestand. In Hademarschen (Holstein), dem Wohnorte seines Bruders, wo er sich ein eigenes Haus erbaut hatte, hat er danach noch acht Jahre in eifrigem Schaffen gelebt. Kurz nach seinem siebzigsten Geburtstage ist er dort im Sommer 1888 gestorben.

Storm selbst hat sich in erster Reihe als Lyriker gefühlt (vgl. Hebbel). Die Zahl seiner Gedichte ist allerdings infolge der strengen Sichtung, die er bei späteren Ausgaben vornahm, verhältnismäßig gering. Aber viele von ihnen sind dem Besten, was wir in dieser Hinsicht besitzen, an die Seite zu stellen. Dabei ist seine Lyrik trotz des geringen Umfangs sehr vielseitig. Sie umfaßt Liebes- und Naturlieder, politische Gedichte und Gedankenlyrik, humoristische und Kindergedichte und weist auf all diesen Gebieten Treffliches auf, wenn auch die Liebes- und Naturlieder in erster Reihe stehen (Über die Heide hallet mein Schritt; In buntem Zug zum Walde ging's

hinaus; Schließe mir die Augen beide; Es ist so still, die Heide liegt). Auch volksliedartige Töne sind ihm, besonders in den lyrischen Einschüben der ersten Novellen, aufs beste gelungen.

Sehr zahlreich sind seine Novellen. An ihnen tritt eine stetige Aufwärtsentwicklung zutage. Von den lyrischen Stimmungsbildern der ersten Zeit ist er zur Darstellung tiefgründiger Charakterbilder und zur Behandlung ernster Konflikte, schwieriger Probleme fortgeschritten. Man hat deshalb vielfach lyrische und psychologische Novellen unterscheiden und sie als Erinnerungs-, Entsagungs-, Chronik-, Konflikts- und Problemnovellen in Gruppen teilen wollen. Doch verschwimmen die Grenzen zu sehr ineinander. Man wird schwerlich mit voller Bestimmtheit alle der einen oder der andern Art zuweisen können und darüber leicht zu Willkürlichkeiten kommen. Storm selbst hat das für die Entwicklung seiner novellistischen Kunst Entscheidende darin gesehen, daß er im Gegensatz gegen seine ersten Dichtungen später die Novelle als „die epische Schwester des Dramas und die strengste Form der Prosadichtung angesehen wissen wollte, die sich zur Aufnahme auch des bedeutendsten Inhalts eigne und gleich dem Drama die tiefsten Probleme behandle und zu ihrer Vollendung einen im Mittelpunkte stehenden Konflikt verlange, von dem aus sich das Ganze organisiere“. Freilich hat er diese von ihm erstrebte Höhenlage dramatisch-tragischen Gehalts auch in den Schöpfungen seiner Meisterjahre nur zum Teil erreicht. Aber er hat durch seine Zielbestimmung zweifellos die Späteren vielfach beeinflußt.

Eigentümlich ist an Storms Kunst eine eigenartige Mischung romantischer und realistischer Züge. Seine ersten Dichtungen, lyrische wie epische, stehen stark unter dem Einflusse der Romantik. Die Neigung zum Wunderbaren und Märchenhaften, die dem Dichter aus der nebligen Heimat als Erbteil mitgegeben war, die schwärmerische Naturbeseelung, die Vorliebe für „mondbeglänzte Zaubernächte“, für zarte, von romantischem Schimmer umflossene Frauengestalten und weiche, den Aufgaben des Lebens nicht recht gewachsene Naturen, die bisweilen im Übermaß bilderreiche Sprache, die Grenzverwischung der Künste treten stark hervor. Später verschwindet das mehr und mehr; der Dichter hat es zum Teil sogar bewußt bekämpft. Er sagt gelegentlich z. B., die bilderreiche Sprache schwäche die poetische Darstellung. Aber wenn auch Storms Weltanschauung im tiefsten Grunde unromantisch ist, weil ihm ein inniges Verhältnis zur Religion fehlt, die Neigung zum Versenken in das Gebiet des Übersinnlichen ihm fremd ist, er auch viel zu fest in der Heimat wurzelt und im Diesseits sein Genüge findet, um die romantische Sehnsucht ins Weite und Überirdische zu teilen: es bleiben ihm doch bis zuletzt die Vorliebe für die Verklärung der Vergangenheit, die Neigung zur Darstellung düsterer Seelenzustände und grausiger Erlebnisse, die an die Romantiker erinnernde Stellung zur Musik und Natur, vor allem die ganze romantische Stimmung, die über seiner Darstellung der Wirklichkeit liegt und aus der vielfach die Sehnsucht nach einem nur dunkel empfundenen beseligenden Glück und müdes Entsagen sprechen (Aquis submersus; Renate; Ein Fest in Haderslevhuus). Demgegenüber steht dann die große Wirklichkeitstreue der Darstellung. Sie gründet sich in erster Reihe auf liebevolle Versenkung in die heimatliche Umwelt und sorgfältige Beobachtung, wobei in Anlehnung an

das von Heine gegebene Vorbild auch das Meer eine bedeutsame Rolle spielt. Dazu werden mit Vorliebe die eigenen Erlebnisse des Dichters verwendet. Auch in dieser Beziehung sind Storms Novellen, und zwar nicht nur die eigenen Erlebnisdichtungen wie „Späte Rosen" und „Viola tricolor", ebenso wie seine Lyrik vorwiegend Selbstbekenntnisse.

Auch in dem Charakter des Dichters mischen sich Herbes und Knorriges mit Weichem und Mildem, wie's gerade den Schleswig-Holsteinern oft eigen ist und zum guten Teil auf die Natur des Landes mit ihrem Wechsel von Anmutig-Reizvollem und Eintönigem, Melancholisch-Düsterem und Gewaltigem in Feld und Heide, Wald und Meer zurückzuführen sein wird. Die innerste Grundlage seines Wesens bleiben aber eine feste, kernige Männlichkeit, eine heiße Liebe zur Heimat wie zum deutschen Vaterlande und eine edle Gesinnung, die nach seinen eigenen Worten nicht fragt, was danach kommt, sondern was recht ist.

Anmerkung. Namentlich in seinen ersten Novellen war von Storm sein Landsmann Wilhelm Jensen (1837—1911) beeinflußt. Die Zahl seiner Novellen und Romane ist außerordentlich groß. Am bekanntesten ist die auch durch anschauliche Naturschilderungen und die Verquickung von Natur und Menschenschicksal ausgezeichnete Novelle „Karin von Schweden" (1878).

e. Gottfried Keller (1819—1890).

Für die Entwicklung der Novelle bedeutsam und zugleich ein Meister lyrischer Dichtung war wie Storm auch der mit ihm fast gleichzeitig lebende Zürcher Dichter Gottfried **Keller.**

Sein Lebensweg hat ihn über viel Dornen und Steine geführt. Er war der Sohn eines durch berufliche Tüchtigkeit und Betätigung vielseitiger Interessen bewährten, auch dichterisch begabten Drechslermeisters. Aber bereits, als der Sohn eben fünf Jahre alt geworden war, starb der Vater. Keller hat das später für das größte Unglück erklärt, das ihn habe treffen können. Eine liebevoll leitende, aber doch feste Hand hätte vermutlich zu verhindern vermocht, daß die verträumte, tatkräftigem Zugreifen abgeneigte Art sich in dem Knaben so auswuchs, wie es tatsächlich geschah. Die durch den frühen Tod des Gatten vergrämte Mutter vermochte darüber nicht Herr zu werden, auch nicht über den Eigenwillen des Sohnes, der sich besonders nach der wegen eines törichten Streiches über ihn verhängten Entfernung aus der Schule bei ihm ausbildete. Er hat das ihm zugefügte Unrecht, durch das ihm der Weg zu andern höheren Bildungsanstalten seines Heimatskantons verlegt wurde, nie ganz verwinden können, und ein gut Teil seines verschlossenen Wesens, seiner Herbheiten und Schroffheiten wird auf diese schmerzliche Jugenderfahrung zurückzuführen sein. Freilich werden auch die vielfachen Enttäuschungen späterer Jahre dazu mitgewirkt haben.

Die ersten ergaben sich schon aus der Berufswahl. Keller wollte Maler werden. Die Täuschung, in der er dabei bezüglich seiner Begabung befangen war, hat zu langjährigen Umwegen seiner Entwicklung Anlaß gegeben. Dazu kamen andere Mißlichkeiten. Schon mit der Wahl seiner Zürcher Lehrer hatte er Unglück. Der erste war unfähig, der zweite verfiel in Geisteskrankheit. So blieb dem jungen Kunstbeflissenen viel Zeit, die er zumeist mit eifrigem Bücherlesen und allerlei Schreibereien ausfüllte. Doch kam ihm darüber noch nicht die Erkenntnis seines Dichterberufs. Erst nachdem er zweieinhalb Jahre die Kunstakademie in München ohne rechten Erfolg

besucht und dabei zuletzt schwer Not gelitten hatte (1840—1842), entstanden um die Mitte der vierziger Jahre in Zürich, wohin Keller Ende 1842 zurückgekehrt war, die ersten Aufsehen erregenden, zumeist in leidenschaftlichen Tönen die damaligen politischen Fragen behandelnden Gedichte. Sie verhalfen ihm zu einem ihm von der Vaterstadt 1848 bewilligten Reisestipendium, das ihm ermöglichen sollte, seine Ausbildung in Deutschland zu vollenden. Eineinhalb Jahre studierte er in Heidelberg, danach von 1850 bis 1855 in Berlin. Hier sind seine ersten bedeutenden Prosaschriften entstanden.

Ohne Umwege ist es dabei auch wieder nicht abgegangen. Keller glaubte zunächst, durch seine Begabung auf das Drama hingewiesen zu werden, und war hauptsächlich deshalb nach Berlin gegangen, um dort Anregungen für seine dramatische Tätigkeit zu finden. Darüber kam er wieder in schwere Bedrängnis. Das Stipendium ging zu Ende, und er geriet in die drückendste Lage. Selbst der Mutter hatte er sich entfremdet, weil er wegen seiner Notlage über Jahr und Tag nicht an sie geschrieben hatte. Er selbst hat von dieser Not in erschütternden Versen berichtet. Trotzdem nahm er das Angebot, das ihn mit einem Schlage von allen Sorgen hätte freimachen können, nicht an. Er sollte Professor für Literatur und Kunstgeschichte an dem in der Vaterstadt errichteten Polytechnikum werden. Aber er lehnte die Berufung ab, weil er seine Kenntnisse nicht für ausreichend hielt und „mit zusammengeschwindelten Heften zu hausieren, ihm unmöglich" sei. Indessen schließlich wußte er sich doch durchzusetzen. Als er 1855 in die Heimat zurückkehrte, hatte sein Name wegen der 1851 erschienenen Sammlung „Neue Gedichte" und des großen, zumeist die eigene Entwicklung behandelnden Bildungsromans „Der grüne Heinrich" (1851/55) unter den deutschen Dichtern schon einen guten Klang.

Um so größer war die Enttäuschung der Freunde, als die erwarteten weiteren Werke zunächst ausblieben. Zwar veröffentlichte der Dichter eine Reihe von noch in Berlin entstandenen Novellen, „Die Leute von Seldwyla" (1856). Aber danach schien er wieder der tatenlosen Träumerei verfallen zu wollen, die sich schon mehrfach in seinem Leben als eine Gefahr erwiesen hatte. Und als er dann 1861 zum „ersten Staatsschreiber" von Zürich erwählt wurde, wurde er durch die umfangreichen Anforderungen des Amtes dem Dichterberufe vorerst ganz entzogen.

Erst 1872 erschien er mit neuen Gaben auf dem Plan. Ihre Anzahl ist infolge der Leichtigkeit und Schnelligkeit seines Schaffens, die ihm seine dichterische Tätigkeit nie als Arbeit erscheinen ließ, in den nächsten Jahren beträchtlich vermehrt worden, besonders seitdem er 1876 sein Staatsamt niedergelegt hatte. Zu einer beträchtlichen Reihe von Novellen (Sieben Legenden 1872, Zürcher Novellen 1878, Das Sinngedicht 1882) kamen die Umarbeitungen des grünen Heinrich, die „Gesammelten Gedichte" (1883) und der Roman „Martin Salander" (1886).

Die letzten Jahre war Keller vereinsamt. Er war unverehelicht geblieben. Die Liebe hatte ihm wie so vieles andere nur schmerzliche Erfahrungen eingetragen. Drei Mädchen, die er liebte, hatten sich ihm nacheinander versagt; die Braut, die er schließlich gewonnen hatte, war freiwillig in den Tod gegangen, weil sie glaubte, sich von der Zukunft an seiner Seite nichts

versprechen zu dürfen. Lange Zeit hatte die einzige Schwester ihn in treuer Fürsorge umhegt. Als sie starb, stand er allein. Auch Freunde hatte der sein tiefes Empfinden fast ängstlich verbergende, sich gern mürrisch und verdrossen gebende Mann wenig. Nur Arnold Böcklin (1827—1901) hat ihm in der letzten Zeit nahegestanden, und mit Storm hat er einen herzlichen Briefwechsel geführt. Am 11. Januar 1890 starb er kurz nach seinem siebzigsten Geburtstag, der ihm, nachdem bis in die achtziger Jahre seine Schriften auf engere Kreise beschränkt geblieben waren, vielfache Zeugnisse weitverbreiteter Bewunderung eingetragen hatte. Seine Dankbarkeit für das, was die Vaterstadt an ihm getan hatte, bewies er, indem er sie zur Haupterbin des reichen Ertrags seiner Werke einsetzte.

Keller zeigt als dichterische Persönlichkeit mannigfache Verwandtschaft mit dem ihm innerlich so nahe stehenden Storm. Auch er ist von der Lyrik ausgegangen und hat uns einen Schatz herrlicher Lieder geschenkt. Seine Stimmungslyrik ist besonders reich an Naturliedern, in denen oft ein inniger Zusammenklang von Natur- und Seelenstimmung zum Ausdruck kommt, wie in den Waldliedern, vor allem dem ersten, dem gewaltigen „Arm in Arm und Kron' an Krone steht der Eichenwald verschlungen", „Stille der Nacht" (Willkommen, klare Sommernacht), „Winternacht" (Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt), „Abendlied an die Natur" (Hüll' ein mich in die grünen Decken) u. a. m. Auch die Gedankenlyrik Kellers knüpft gern an Naturbilder an, wie in „Erster Schnee" (Wenn nun alles stirbt und endet); „Gruß der Sonne" (Aus den braunen Schollen springt die Saat empor), „Schein und Wirklichkeit" (In Mittagsglut auf des Gebirges Grat) und andern Kleinodien seiner Kunst. Gemeinsam sind ihnen allen neben der an die besten seiner Vorgänger gemahnenden Fähigkeit der Naturbeseelung, der Tiefe des Naturempfindens und des Heimatgefühls die aus seinem früheren Malerberuf übernommene Bevorzugung des Bildhaften, die von einer lebhaften Phantasie unterstützte malerisch wirkende Kraft anschaulicher Beschreibung und die meisterhaft ausgebildete, jedes Ausdrucks fähige Sprache. Gelegentliche Härten, die sich in seinen Gedichten finden, dürfen nicht zu Zeugen dagegen aufgerufen werden. In seinem strengen Wahrheitssinn hat Keller, der seine Gedichte mit gleich scharfer Selbstkritik wie sein Freund Storm durchmusterte, sie absichtlich nicht beseitigt.

Alle die großen Vorzüge seiner Darstellungskunst finden sich auch in den Prosaschöpfungen des Dichters. Sie sind nebenbei noch von einem gelegentlich auch in den Gedichten (vgl. „Der Narr des Grafen von Zimmern") sich bekundenden köstlichen Humor ausgezeichnet, der schließlich auch die schmerzlichsten Lebenserfahrungen zu vergolden wußte, wie in dem prächtigen „Landvogt von Greifensee". Denn wie bei Storm beruhen Kellers Dichtungen in weitestem Umfange auf wirklichem Erleben. Darum gehört auch zu dem Feinsten an ihnen die außerordentliche, aus der Fähigkeit zartesten Nachempfindens geborne, in herben Enttäuschungen erstarkte Kunst der Charakterisierung von Frauengestalten.

An Storm erinnert ferner die auch bei Keller vorhandene Mischung von Romantik und Realismus. Von der romantischen Verträumtheit, die in manchen Stormschen Novellen zutage tritt, ist allerdings bei ihm

nichts zu finden. Dagegen ist romantische Stimmungsmalerei nebst einer an Jean Paul erinnernden Vorliebe für Weitschweifigkeiten und Verschnörkelungen aller Art häufig. Demgegenüber tritt dann aber auch des Dichters ausgesprochener Wirklichkeitssinn zutage, der ihn zu einer auf feinster Beobachtung beruhenden Kleinmalerei befähigt und ihn auch trotz der vielen Abschweifungen immer die einheitliche Geschlossenheit seiner Dichtungen wahren läßt.

Mit Storm teilt Keller endlich auch manche Züge seines Charakters. Kantig und störrisch nach außen, im Umgang oft äußerst unliebenswürdig, ist er innerlich so zart und voll feinsten Empfindens, wie man's dem kleinen Manne mit dem großen Kopfe auf dem durch die kurzen Gliedmaßen besonders ungünstig wirkenden gedrungenen Leibe nicht zutraute. Das Bewußtsein davon hat ihn sich oft bewußt abstoßend geben lassen. Dabei bilden auch bei ihm aufrechtes Mannestum, echte Vaterlandsliebe und ein alles Unrecht hassender Gerechtigkeitssinn, eine allem Schein feindliche Wahrheitsliebe die Grundzüge seines Wesens. Leider teilte er mit dem friesischen Freunde auch dessen Freigeisterei. Den Glauben an Gott und Unsterblichkeit hatte er verloren, ja er trat allem christlichen Bekennertum gelegentlich feindlich entgegen, weil er es für Schwärmerei oder Heuchelei hielt. Trotzdem hat er sich von der Verbitterung seiner jüngeren Jahre je länger je mehr zu einer heiteren Welt- und Lebensauffassung durchzuringen gewußt, die in „Augen, meine lieben Fensterlein" einen so gewinnenden Ausdruck gefunden hat.

f. Wilhelm Raabe (1831–1910).

Noch seltsamer mutet auf den ersten Blick das Gemisch an, das uns in den Schriften Wilhelm **Raabes** entgegentritt. Die Beschäftigung mit seinen zahlreichen Erzählungen erfordert Geduld und nachempfindendes Versenken. Aber es lohnt sich reichlich, besonders auch in bezug auf die eigenwillige Persönlichkeit des Dichters, des „Starrkopf und Sonderling", wie man ihn mit Recht genannt hat, und der doch ein großer und guter Mensch ist.

Raabe selbst hat gesagt, er habe nichts „erlebt", weil sich sein Leben meist in der Studierstube abgespielt habe. Es hat sich auch während der längsten Zeit innerhalb seiner engeren Heimat bewegt. Er stammte aus kleinbürgerlichen Verhältnissen, für die er deshalb sein Leben lang einen besonders scharfen Blick und lebhafteste Anteilnahme bewiesen hat. Sein Vater war Justizaktuar in dem kleinen braunschweigischen Städtchen Eschershausen unweit Holzminden. Nach seinem frühen Tode lebte die Mutter in Wolfenbüttel, wo Raabe das Gymnasium bis zur Sekunda besucht hat. Dann wurde er Buchhandlungslehrling in Magdeburg. Doch ging er nach beendigter Lehrzeit, während der er sich eifrig mit der Literatur beschäftigt hatte, nach Wolfenbüttel zurück, um sich selbständig auf die Universität vorzubereiten. 1855 begann er in Berlin Philosophie, Geschichte und Literatur zu studieren; doch hat er Gottfried Keller, der damals noch dort war, nicht kennen gelernt.

Schon 1856 erschien sein erstes, am weitesten verbreitetes Buch, „Die Chronik der Sperlingsgasse", ganz Wirklichkeitsschilderung und zugleich ein loses Nebeneinander romantischer Stimmungsbilder. Der Erfolg ermutigte den Dichter, sein Studium aufzugeben und sich ganz

der Schriftstellerei zu widmen. Er kehrte zunächst nochmals nach Wolfenbüttel zurück, wo er sich eifrig an den Bestrebungen des deutschen Nationalvereins beteiligte. Seine Erlebnisse auf der ersten Generalversammlung des Vereins in Koburg (1860) hat er später zu der köstlichen Schilderung in „Gutmanns Reisen" (1892) verwertet.

Auf mehreren Reisen im Norden und Süden des Vaterlandes, denen er die in seinen Werken zutage tretende eingehende Kenntnis von Land und Leuten verdankte, hatte er Stuttgart lieben gelernt. Dorthin siedelte er 1862 über und begründete dort auch seinen Hausstand. In eifrigen Geschichtsstudien, die er sein Leben lang mit besonderer Vorliebe getrieben hat, in regem Verkehr mit gleichgesinnten Freunden und in froher Geselligkeit hat er in der Hauptstadt Württembergs reiche Jahre verlebt. Dem sehr zurückgezogen lebenden Mörike ist er jedoch nicht näher getreten. Sie hätten auch ihrer ganzen Art nach schlecht zueinander gepaßt, zumal sich bei Raabe seit Mitte der sechziger Jahre ein Pessimismus entwickelte, der in den Schriften aus jener Zeit, „Hungerpastor" 1864, „Abu Telfan" 1867, „Schüdderump" 1870, immer deutlicher zum Ausdruck kommt. Freilich läßt er auch die träumerische Weichheit der Jugendwerke verschwinden und den Stil des Dichters immer urwüchsiger werden.

1870 kurz vor Kriegsausbruch verlegte dann Raabe, dem Stuttgart durch die dort damals stark hervortretende Abneigung gegen das Preußentum verleidet worden war, seinen Wohnsitz wieder in die Heimat. Er zog nach Braunschweig, wo er bis an sein Lebensende geblieben ist. Hier trat, nachdem zunächst Schopenhauer[1]), dessen Schriften er 1868 kennen lernte, erheblichen Einfluß auf ihn gewonnen und ihn in seiner pessimistischen Auffassung bestärkt hatte, der Wendepunkt in seiner Lebensanschauung ein. Die von ihm freudig begrüßten deutschen Erfolge der Jahre 1870/71 und die Stille der ersten braunschweigischen Jahre, wo er zunächst wenig Verkehr hatte, halfen ihm, sich wieder zu dem Idealismus seiner ersten Mannesjahre durchzuringen, der in seinem immer stärker hervortretenden Humor eine kräftige Stütze fand. Die Novellen „Der Dräumling" (1872) und „Horacker" (1876) erbringen schon köstliche Beweise dafür. Er ließ sich auch durch Verkennung und Not nicht anfechten. Seine Schriften fanden wenig Anklang. Verleger wiesen ihn ab. Gelegentlich mußte er von ihnen hören, das deutsche Volk habe genug von ihm. Die Westermannschen Monatshefte verweigerten die Aufnahme seiner Erzählungen; andere Zeitschriften, bei denen er angekommen war, erfuhren von ihren Lesern eifernden Widerspruch. Es gehörte viel Lebensmut dazu, daß er in seiner Schaffensfreude nicht erlahmte. Er hat ihn aufgebracht und in den beiden Jahrzehnten zwischen 1870 und 1890 zwanzig Novellen bezw. kleine Sammlungen von Erzählungen veröffentlicht. Schließlich begann dann auch, freilich erst nach langem Harren, der erhoffte Erfolg sich einzustellen. Sein sechzigstes Lebensjahr war darüber herangekommen, und erst sein siebzigster Geburtstag brachte ihm Zeichen einer über ganz Deutschland

---

[1]) Artur Schopenhauer war 1788 in Danzig geboren. Seit 1820 einige Zeit Privatdozent in Berlin, lebte er seit 1831 in Frankfurt a. M., wo er 1860 starb. Durch sein aus romantischen Grundanschauungen entstandenes Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung" (1819, erweitert 1844) ist er der Philosoph des Pessimismus geworden. Seine Schriften sind durch klare, wirksame Darstellung ausgezeichnet.

verbreiteten Anerkennung, die ihm von zwei Fakultäten gleichzeitig, aus Göttingen und Tübingen, die philosophische Doktorwürde einbrachte. Bis an die Schwelle des neuen Jahrhunderts hat er dann noch eine fruchtbare Tätigkeit entfaltet und dabei zum Teil eine erstaunliche Jugendkraft bewiesen. 1910 ist er, fast achtzig Jahre alt, gestorben.

Die Zahl seiner Dichtungen ist groß. Über dreißig größere Romane sind seiner fleißigen Feder entflossen, die Zahl der Novellen und Erzählungen geht noch darüber hinaus. Im Gegensatz gegen Storm und Keller tritt die Lyrik bei ihm ganz zurück. Nur einige in den Prosadichtungen verstreute Lieder zeigen, wie Treffliches er auch hier zu leisten vermochte.

Raabe selbst hat seine Jugendwerke bis zum „Hungerpastor" einschließlich gerechnet. Doch tritt in diesem wie in den im Jahre zuvor veröffentlichten „Leuten aus dem Walde" (1863) schon neben allem, was dem jugendlichen Dichter eigen war, die Herausarbeitung von Grundgedanken, die für seine spätern Schriften kennzeichnend ist, stark hervor. Gerade die letztgenannte Erzählung ist in dieser Hinsicht bezeichnend mit ihren beiden Leitsätzen „Gib acht auf die Gassen" und „Blick auf zu den Sternen". Die damit geforderte Vereinigung von Realismus und Idealismus ist schließlich der Grundzug von Raabes Wirken geworden. Zunächst schien freilich der Pessimismus die Überhand gewinnen zu wollen. Im „Schüdderump", dem der so genannte Pestkarren und alles damit Zusammenhängende einen fast grausigen Hintergrund verleihen, tritt er besonders deutlich zutage. Aber dann kamen doch Humor und Idealismus immer mehr zur Herrschaft, bis wir schließlich in „Hastenbeck" (1899) die köstlichen Worte von „unsers Herrgotts Wunderwagen" finden, der alle dem Ort ihrer Bestimmung zuführt. Dabei zieht sich ein goldener Faden durch alle Dichtungen Raabes hindurch: die Liebe zum Vaterlande, das immer bewußter hervortretende, dem Dichter als seine wesentlichste Lebensaufgabe geltende Streben nach Weckung und Pflege deutsch-nationaler Gesinnung und deutschen Pflichtbewußtseins, das eifrige Bemühen um die Erziehung zu jenem Verantwortlichkeitsgefühl, das den einzelnen seinem Volke und allen Volksangehörigen gegenüber erfüllen soll. Unter diesem Gesichtspunkt hat er auf Grund seiner eingehenden Geschichtsstudien die meisten der für die Entwicklung der neueren deutschen Geschichte bedeutsamen Zeitabschnitte in seinen Werken beleuchtet und in Bildern aus Vergangenheit und Gegenwart zur Bewährung echten deutschen Wesens aufgerufen, vor den Fehlern und Schwächen, die uns anhaften, eindringlich gewarnt. So hat er die Gesinnung betätigt, die ihn schon in der „Chronik der Sperlingsgasse" schreiben ließ: „Vergesse ich dein, Deutschland, großes Vaterland, so werde meiner Rechten vergessen." Damit hat er sich den Ehrennamen des „deutschesten unter den zeitgenössischen Dichtern" verdient.

In seiner Darstellungsweise zeigt sich ein buntes Gemisch von romantischer und realistischer Art. Man hat ihn einen Jünger Jean Pauls genannt. Er ist es in bezug auf die Vorliebe für die Zeichnung von Sonderlingen, wie er selbst einer war, die Krausheit der phantastischen Handlung, die absichtliche Verwirrung des Aufbaus, die durch häufige Seitensprünge und Abschweifungen bewirkte Breite

der Darstellung sowie die wunderliche Namengebung. Daneben beruhen aber seine Ausführungen auf einem stets lebendigen Wirklichkeitssinn, der ihn seine geschichtlichen Kenntnisse wie sein Verständnis für die Forderungen des täglichen Lebens und dessen mannigfache Gestalten neben all der romantischen Buntheit seiner Gebilde zur Grundlage seiner Erzählungskunst machen läßt.

Für seinen Charakter sind neben der Vaterlandsliebe vor allem die Reinheit seiner sittlichen Anschauungen, die Tiefe des Gemüts und der hohe Idealismus bezeichnend. Auf dieser Grundlage hat er hingebende Liebe, selbstlose Demut und einen unerschütterlichen Glauben an den Sieg des Guten auch bei scheinbarem Unterliegen als das rechte Rüstzeug gegen die das deutsche Leben verwüstende Jagd nach äußeren Erfolgen und den ihr zugrunde liegenden materialistischen Sinn hingestellt und die Kleinen, Mißachteten, die in jener Rüstung durchs Leben gehen, als die wahren Sieger gepriesen. Mit den Augen der Liebe, die er fordert, hat er sie gesehen und ist dadurch der warmherzige Schilderer der Treuherzigkeit und Biederkeit deutschen Kleinstadtlebens geworden.

Anmerkung. Weit verbreitet waren seinerzeit die Romane des Berliner Schriftstellers Friedrich **Spielhagen** (1829—1911). Sie sind durch mannigfache Vorzüge der Darstellung ausgezeichnet, unter denen eine allerdings nicht überall vorhandene eindrucksvolle Charakterzeichnung und glänzende Naturschilderungen in erster Reihe stehen. Namentlich die ihm aus seiner Jugend vertrauten prächtigen Schönheiten der Insel Rügen versteht der Dichter in malerischer Anschaulichkeit nachzuzeichnen. Trotzdem sind Spielhagens Romane und Novellen schnell veraltet, weil er zu sehr den fortschrittlichen Parteimann zu Worte kommen ließ und durch die Parteitendenz zu Übertreibungen und Verstiegenheiten in der Gestaltung seiner Helden und zu lang ausgesponnener Erörterung von Zeitfragen veranlaßt wurde. Unter seinen zahlreichen Romanen ist der bekannteste „Problematische Naturen" (1861). Wertvoller sind einige seiner Novellen, wie „Auf der Düne" (1858).

---

§ 51. Die Nachblüte der klassisch-romantischen Dichtung.

a. Geibel (1815—1884).

Im Gegensatz gegen die realistische Kunst beharrten einige Dichter, die sich um die Mitte des Jahrhunderts in München zusammenfanden, bei der klassisch-romantischen Art. Ihr Haupt und Führer war Emanuel **Geibel**.

Seine Wiege hat in dem Pfarrhause der reformierten Gemeinde zu Lübeck gestanden. Doch waren beide Eltern nach Herkunft und Wesensart keine Norddeutschen. Der Vater, ein wegen seines Charakters und seiner amtlichen Bewährung allgemein verehrter Mann, der auch nicht unbeträchtliche dichterische Gaben besaß, gehörte einer fränkischen Winzerfamilie an und war aus Hanau gebürtig. Die Mutter entstammte mütterlicherseits einer französischen Emigrantenfamilie; man hat sie wegen ihrer heiteren Gemütsart und ihrer geistigen Regsamkeit mit Goethes Mutter verglichen. Beide Eltern haben manche ihrer Eigenschaften auf den Sohn übertragen, der Vater vor allem den Mannesmut, mit dem er während der Zeit der französischen Besetzung dem General Davoust entgegentrat, und die vaterländische Gesinnung, derentwegen ihn Napoleon 1813 aus Lübeck verbannte, die Mutter den

Schönheitssinn, die Liebe zur Natur und das heitere Gemüt, beide das tieffromme Empfinden.

Die dichterische Veranlagung zeigte sich früh bei dem Knaben. Bereits in seiner Schülerzeit ist eine ganze Anzahl ungewöhnlich reifer Gedichte entstanden, darunter vermutlich auch „Friedrich Rotbart" (Tief im Schoße des Kyffhäusers), und schon dem Primaner wurde von seinem Direktor „eine selbst von Goethe nicht erreichte Herrschaft über Sprache und Versbau" nachgerühmt. Es gelang ihm auch, vor den Augen des streng sichtenden Chamisso zu bestehen und in dessen Almanach mit einem Gedichte Aufnahme zu finden.

Sein Studium begann Geibel 1835 in Bonn als Theologe, beschäftigte sich aber von Anfang an viel mit klassischer Philologie, zu der er in Berlin (seit 1836) ganz überging. Hier wurde sein Verkehr in dem Kreise Bettinas von Arnim sowie im Hause des den jüngeren romantischen Dichtern nahestehenden, mit Chamisso und Eichendorff eng verbundenen Kunsthistorikers Kugler für seine Entwicklung wichtig. Namentlich sein Streben nach Anmut und Reinheit der dichterischen Form und sein Interesse für ausländische Dichtung wie seine Abneigung gegen Art und Gesinnung der Jungdeutschen fanden hier nachhaltige Förderung. Gleichzeitig verdankte aber auch seine Begeisterung für das klassische Altertum diesen Kreisen tatkräftige Unterstützung durch eine ihm vermittelte Hauslehrerstelle im Hause des russischen Gesandten zu Athen (1838).

Zwei Jahre hat der junge Dichter in dem Lande seiner Sehnsucht verweilen dürfen. Nach seinem eigenen Zeugnis, dem er noch am Ende seines Lebens nachdrücklich Ausdruck gab, sind sie neben dem, was er an christlichem und vaterländischem Empfinden bereits mitbrachte, für die Art seines Dichtens entscheidend gewesen. Auf zahlreichen Wanderungen, die er mit seinem Schulfreunde Curtius, dem späteren Verfasser der berühmten „Griechischen Geschichte" unternahm, hat er die landschaftlichen Schönheiten Griechenlands mit tiefem Empfinden in sich aufgenommen und sich in die Schätze seiner Literatur und Kunst vertieft.

1840 kehrte er in seine Vaterstadt zurück und ließ den ersten Band gesammelter Gedichte erscheinen. Sie fanden aber zunächst wenig Anklang, obwohl bereits einige der volkstümlichsten Lieder des Dichters darin enthalten sind (u. a. „Der Mai ist gekommen"), und es folgte nun für ihn wie für so manchen seiner Kunstgenossen eine Reihe schwerer Jahre, wo er ohne eigentlichen Beruf ein Wanderleben führte. Sie waren für ihn von manchem Lichtblick unterbrochen. Aber gerade die erste Zeit gestaltete sich besonders trübe. Das Verlöbnis mit seiner Jugendliebe, der eine große Anzahl seiner Gedichte ihre Entstehung verdanken, wurde von deren Familie aufgelöst. Fast gleichzeitig starb seine Mutter, der er besonders nahe gestanden hatte, und seine Bemühungen, am Gymnasium der Vaterstadt eine Anstellung zu finden, blieben vergeblich. Diese schmerzlichen Erlebnisse beugten den Dichter tief und ließen ihn längere Zeit sogar an seiner Begabung zweifeln. Schließlich behielten aber doch Mut und Gottvertrauen die Oberhand, wie das gerade in dieser hoffnungslosen Zeit entstandene Gedicht „Hoffnung" deutlich zeigt (Und dräut der Winter noch so sehr).

Neben jenen für sein Wesen und Wirken grundlegenden Eigenschaften hat er auch schon in den Gedichten aus den ersten Jahren immer wieder

seine vaterländische Gesinnung bekundet und dem durch Jahrzehnte hindurch von ihm bezeugten Sehnen Ausdruck gegeben, das ihm den Ehrennamen „des Reiches Herold“ eingetragen hat. So stammt das dieser Kaisersehnsucht so beredten Ausdruck verleihende „Lied des Alten im Bart“ (Durch tiefe Nacht ein Brausen zieht) aus dem Anfang der vierziger Jahre. Auch sonst hat er zu den jene Zeit bewegenden Fragen durch zahlreiche, stets in nationalem Sinne gehaltene Gedichte Stellung genommen, so in den 1841 veröffentlichten „Zeitstimmen“, mit denen er den revolutionären Bestrebungen der jungdeutschen Dichter entgegentrat, und vielen andern, die er 1871 zu der Sammlung „Heroldsrufe“ vereinigte. Darüber war sein Name in weiteren Kreisen bekannt geworden. Auch hatte ihm Friedrich Wilhelm IV. bereits Ende 1842 ein jährliches Gnadengehalt von dreihundert Talern ausgesetzt. Aber er hat doch bis in die fünfziger Jahre hinein ein ziemlich unstetes Wanderleben geführt. Freilich hat es ihm auch mannigfache Anregungen vermittelt. So verdankt er einem 1843 mit Freiligrath in St. Goar verbrachten Sommer viel, und es ist zugleich ein Ehrenzeugnis für beide Dichter, daß die gerade in dieser Zeit sich entwickelnden Gegensätze ihrer politischen Denkungsart ihrer Freundschaft keinen Eintrag zu tun vermochten. Freiligrath ließ sich durch die Beredsamkeit Hoffmanns von Fallersleben für umstürzlerische Gedanken gewinnen, die bald in ihm ihren wirksamsten Wortführer fanden; Geibel blieb allem Werben zum Trotz seiner bisherigen Überzeugung treu, die er während der Wirren zu Ende des fünften Jahrzehnts in seinen Gedichten mit Nachdruck vertreten hat.

Unter den sonstigen Begegnungen jener Jahre gewann die bald zu einem vertrauten Verhältnis führende Bekanntschaft mit dem um fünfzehn Jahre jüngeren Paul Heyse besondere Bedeutung. Sie hat den Anlaß zu jahrelangem gemeinsamen Wirken gegeben. Die Grundlage dafür bildete die 1852 erfolgte Berufung Geibels nach München. König Maximilian II. von Bayern, der bedeutende Männer an seinen Hof zu ziehen suchte, um Kunst und Wissenschaft in seinem Lande zu fördern, übertrug ihm eine Professur für deutsche Literatur an der Universität seiner Hauptstadt. Dorthin zog der Dichter, der sich durch einen im Jahre 1852 geschlossenen Ehebund ein glückliches Heim geschaffen hatte und schnell der Mittelpunkt des um den König versammelten Kreises von Künstlern und Gelehrten geworden war, den Freund nach. Geibels dichterisches Wirken wurde freilich durch mannigfache Schicksalsschläge beeinträchtigt. Schon 1855 verlor er seine Gattin, die „Ada“ seiner „Tagebuchblätter“. Auch begann zunehmende Kränklichkeit ihn zu hemmen. Die Sommermonate verlebte er infolgedessen zumeist in Lübeck, wo er auch seine Tochter im Hause einer Schwägerin erziehen ließ. 1868 siedelte er ganz dorthin über, als ihn der Nachfolger des 1864 verstorbenen Maximilian II. wegen eines Huldigungsgedichts auf König Wilhelm I., den der Dichter bei einem Besuch in Lübeck als den ersehnten Reichsgründer begrüßt hatte, aus dem bayrischen Dienste entließ.

In seiner Vaterstadt hat dann der alternde Dichter noch eine Reihe durch vielfache Anerkennung verschönter Jahre verlebt. Seine Mitbürger bereiteten ihm bei der endgültigen Heimkehr große Ehrungen. Ein vom preußischen Könige ihm bewilligtes Gnadengehalt von tausend Talern sicherte ihm einen behaglichen Lebensabend. Dazu wuchs durch seine vaterländischen

Gedichte aus den Kriegsjahren 1870/71 seine Volkstümlichkeit außerordentlich. Sie hat ihm den durch zunehmende Kränklichkeit getrübten Lebensabend verschönt, bis er am 6. April 1884 starb.

In seinen Dichtungen ist Geibel durch seine Vorliebe für die Antike trotz der romantischen Einflüsse in seinen Jugendjahren zumeist den Klassikern verwandt. Ihnen steht er auch durch seinen schönheitsfreudigen Sinn, den Adel seiner Sprache und die Reinheit seiner dichterischen Formen nahe.

Er selbst hat auf seine dramatischen Schöpfungen großen Wert gelegt. Sie haben aber trotz mancher Vorzüge, die besonders in der mit dem Schillerpreise gekrönten „Sophonisbe“ (1868) hervortraten, nur geringe Lebenskraft bewiesen. Neben Grillparzers und Hebbels kraftvollen Dramen vermögen sie nicht zu bestehen.

Als Epiker bevorzugte Geibel wie Freiligrath ausländische Stoffe und erschütternde Vorgänge, hat aber auch in dieser Beziehung seine vaterländische und christliche Gesinnung bezeugt, wie in „Sanssouci“ und dem „Tod des Tiberius“.

Als Lyriker ist er zunächst wegen des Wohllauts seiner Sprache und der künstlerischen Formvollendung seiner Verse überschätzt, dann wegen des an einigen Gedichten zutage tretenden Mangels an Tiefe und wegen seiner Vorliebe für übertriebenen Wortprunk gegen Ende des vorigen Jahrhunderts vielfach unterschätzt worden. Jedenfalls hat er eine beträchtliche Anzahl dauernd wertvoller Lieder geschaffen, unter denen neben den bereits erwähnten das innige „Gebet“ (Herr, den ich tief im Herzen trage), „Volkers Nachtgesang“, „Gudruns Klage“ und viele seiner vaterländischen Gedichte hervorragen. Namentlich die letzteren haben durch die prophetische Kraft der Lieder aus der Zeit der Not und der Hoffnung sowie durch die edle Begeisterung, von der die Kriegs- und Siegeslieder von 1870/71 zeugen, den Besten seiner Zeit genuggetan und namentlich die Jugend begeistert. Sie werden als Bekundungen echter Vaterlandsliebe immer wertvoll sein.

Alle Dichtungen Geibels, unter denen die zahlreichen Übersetzungen und Umdichtungen (Klassisches Liederbuch; Französische Lyrik; Spanische Romanzen) von hoher Kunstfertigkeit zeugen und die „Sprüche“ mannigfach tiefe Gedanken und volkstümliche Weisheit in anmutigem Gewande darbieten, sind durch melodische Sprache und edle Formen ausgezeichnet. Den realistischen Dichtern steht er fern. Mit den Erscheinungen und Ereignissen des alltäglichen Lebens hat er sich im wesentlichen nur in seinen politischen Gedichten beschäftigt. Den sonstigen Nöten und Kämpfen der mit dem Leben ringenden Menschheit geht er aus dem Wege oder nimmt in seinen Dichtungen wenigstens nur insoweit dazu Stellung, als er auf Grund seines an Goethe erinnernden Schönheitsideals die Wege zu einer inneren Überwindung zu weisen sucht.

Als Persönlichkeit ist der von inniger Frömmigkeit, tiefem vaterländischen Empfinden und idealer Gesinnung erfüllte Mann höchster Ehre wert. Der Wahrheitsmut und die Begeisterung für alles Edle und Schöne, die aus seinen Dichtungen sprechen, sichern ihm einen Platz unter den besten Beratern unsers Volkes.

b. Paul Heyse (1830–1914).

Erheblich vielseitiger als Geibel ist der durch eine glänzende Gesundheit und glückliche Lebensverhältnisse zu einer außerordentlichen Schaffenskraft und Wirkungsfreudigkeit befähigte **Paul Heyse.**

Er war als Sohn und Enkel bedeutender Sprachforscher in Berlin geboren, wo sein Vater Universitätsprofessor war. Seine Mutter war die Tochter einer angesehenen jüdischen Familie Berlins. Infolge seiner hervorragenden Begabung wurde er bereits mit siebzehn Jahren Student, nachdem er schon vorher durch seine Gedichte, über die er Geibels Urteil erbeten hatte, des ihm bald nahe befreundeten Dichters Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Neben den klassischen und romanischen Sprachen beschäftigte er sich eingehend mit kunst- und kulturgeschichtlichen Studien und veröffentlichte bereits vor Vollendung seines zwanzigsten Lebensjahres seine ersten größeren Dichtungen, eine nach seinem eigenen Zeugnis von Brentano und Eichendorff beeinflußte Märchensammlung (Jungbrunnen) und ein Trauerspiel. Grundlegend für seine fernere Entwicklung wurde eine im Jahre 1851 unternommene einjährige Studienreise nach Italien. Dem seine schönheitsfreudige Seele in hohes Entzücken versetzenden Lande ist er, wie neben häufigen Reisen über die Alpen zahlreiche Beweise aus seinen Dichtungen ergeben, zeit seines Lebens mit besonderer Liebe zugetan geblieben.

Geibel hatte er bereits vor der Romreise kennen gelernt. Dieser vermittelte ihm die Bekanntschaft mit dem Kuglerschen Hause, das auch für seine dichterische Entwicklung bedeutsam wurde. Dorther hatte er sich gerade seine Gattin geholt, als er auf des Freundes Veranlassung nach München berufen wurde. Hier gewann er bald eine hervorragende Stellung unter den Dichtern und entfaltete eine rege dichterische Tätigkeit, wobei er sich besonders auf dem Gebiet der mit Vorliebe von ihm gepflegten Novelle mit wachsendem Erfolge bewegte. Auch in seinem persönlichen Leben erfreute er sich der günstigsten Verhältnisse. Er war von Hause aus nicht unvermögend. Dazu brachten ihm seine Dichtungen schon früh ansehnliche Beträge ein, die ihn zusammen mit dem von dem Könige bewilligten Ehrensolde schon in jungen Jahren wirtschaftlich unabhängig machten. Das Glück seiner Ehe dauerte freilich nur einige Jahre. 1862 starb seine Gattin. Aber eine 1866 geschlossene zweite Ehe wurde die Grundlage eines neuen Glücks, das nur durch den Tod dreier den Eltern früh wieder entrissenen Kinder getrübt wurde. Als Geibel 1868 seines Münchener Amtes entsetzt wurde, verzichtete Heyse auf sein Gnadengehalt, behielt aber seinen Wohnsitz in München, das er häufig auf längere Zeit, besonders während der Wintermonate, mit verschiedenen Orten Italiens vertauschte. Zuletzt hat er viel in Gardone am Gardasee gelebt. Seine Schaffenskraft hat bis in sein hohes Alter fast unvermindert bestanden, wenn auch seine bekanntesten Werke sämtlich vor der Mitte der siebziger Jahre entstanden sind. Fast fünfundachtzigjährig ist er am 2. April 1914 gestorben.

Die Vielseitigkeit und Schaffenskraft, die Heyse in seinem dichterischen Wirken gezeigt hat, ist erstaunlich. Neben einer beträchtlichen Anzahl lyrischer Gedichte und mehreren Romanen hat er über dreißig Dramen und mehr als hundert Novellen verfaßt. Mit Geibel teilt er die bei der Erneuerung der klassischen Schönheitsideale bewiesene meisterhafte Beherrschung der Sprache und der dichterischen

Formen, mit ihm auch die dem Kampf mit der Not der Alltäglichkeit und den tragischen Konflikten abgewandte Art. Das ist für seine dramatischen und epischen Dichtungen verhängnisvoll geworden. Von seinen Dramen ist nur „Kolberg" (1868) wegen seines vaterländischen Gehalts in weiteren Kreisen bekannt geworden. Unter seinen Novellen, von denen etwa die Hälfte in Italien spielt, sind manche Meisterstücke der Erzählungskunst; auch Probleme des Seelenlebens werden darin in fesselnder Weise erörtert. Seine Helden entstammen aber fast ausschließlich den Kreisen der geistig Gebildeten bezw. der von äußerer Not nicht Berührten, und seine Stoffe beziehen sich lediglich auf das Gebiet des Liebeslebens, wobei in den letzten Jahren bedauerlicherweise die Erörterung heikler Fragen in den Vordergrund trat. So haftet seinen Dichtungen trotz aller Vorzüge der sprachlichen Darstellung, der Geschlossenheit des Aufbaus, der spannenden Charakterzeichnung und meisterhaften Naturschilderungen etwas Einseitiges an, und es ist ihm der Vorwurf einer gewissen Oberflächlichkeit nicht erspart geblieben. Im Gegensatz zu Geibel offenbart sich vielfach sein religiöses Freidenkertum, das besonders in seinem bekanntesten Roman, „Kinder der Welt" (1873), aufdringlich hervortritt. Unter seinen lyrischen Gedichten sind „Über ein Stündlein" (Dulde, gedulde dich fein) sowie die seiner ersten Gattin und seinen früh verstorbenen Kindern gewidmeten die gehaltvollsten.

Anmerkung. Im wesentlichen der neuklassischen Art Geibels und Heyses haben sich auch einige andere Mitglieder des Münchener Dichterkreises angeschlossen. Der selbständigste unter ihnen ist wohl der seit 1851 in München als Militärarzt a. D. lebende, dort 1905 verstorbene, aus Lindau am Bodensee (1820) gebürtige Hermann **Lingg**. Neben einem umfangreichen Epos, „Die Völkerwanderung" (1868), hat er vor allem eine Anzahl wertvoller Gedichte geschaffen, in denen sich vielfach ein den Realisten verwandter scharfer Blick für Not und Leid der Zeit offenbart.

Fast gleichzeitig mit Geibel kam (1855) der ihm befreundete, besonders durch die von ihm begründete und nach ihm benannte Bildergalerie bekannte Graf **von Schack** (1815—1894) auf Einladung des Königs nach München. Er ist durch Übersetzungen und eigene Schöpfungen mehrfach dichterisch hervorgetreten.

Erst erheblich später (1867) ließ sich der in seinen neuklassischen Bestrebungen mit Geibel und Heyse verwandte Martin **Greif** (1839—1911) in München nieder. Sein wirklicher Name war Friedrich Hermann Frey. Er stammte aus Speyer und war bis 1867 Offizier in bayrischen Diensten. Neben zahlreichen Balladen und Romanzen hat er eine ganze Reihe von Dramen gedichtet (am bekanntesten „General York" 1899), ist aber am bedeutendsten als Lyriker. In der Schlichtheit der Form ähnelt er Uhland. Besonders eigen ist ihm die Kunst, packende Stimmungsbilder in wenigen Zeilen zu entwerfen, z. B. „Vor der Ernte" (Nun störet die Ähren im Felde ein leiser Hauch).

Mehr der romantischen Art nähert sich in seinen Bemühungen um Erneuerung mittelalterlicher Dichtungen (Tristan und Isolde; Parzival) wie durch sein Epos „Bruder Rausch" der aus Stuttgart gebürtige Wilhelm **Hertz** (1835—1902), der seit 1855 in München lebte und zuletzt als Professor der Literaturgeschichte am dortigen Polytechnikum wirkte.

In dieselbe Zeit gehört auch der von 1854 bis 1867 als Professor der slawischen Sprachen in München lebende Friedrich (von) **Bodenstedt** (aus Peine in Hannover, 1819—1892), dessen inhaltlich wenig bedeutende „Lieder des Mirza Schaffy" (1851) sich infolge der anziehenden Form und der fremdländischen Einkleidung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einer außerordentlichen Beliebtheit erfreuten. Zu dem Münchener Dichterkreise hat er keine näheren Beziehungen gehabt.

c. Joseph Viktor (von) Scheffel (1826–1886).

Mehr als die in ihren ersten Dichtungen auch von den Romantikern nicht unwesentlich beeinflußten beiden Führer des Münchener Kreises hat sich der nur kurze Zeit dort weilende schwäbische Dichter **Scheffel** in romantischen Bahnen bewegt und sich gleichzeitig zum Teil den realistischen Erzählern genähert.

Er war 1826 in Karlsruhe als Sohn eines badischen Ingenieurhauptmanns, späteren Majors und Oberbaurats, geboren. Seiner dichterisch veranlagten Mutter verdankte er neben der Gewandtheit seiner Verskunst die besondere Neigung zu ihrer Heimat Hegau am Bodensee, die er in seinen Dichtungen mit Vorliebe verherrlicht hat. Trotz seiner künstlerischen Begabung widmete er sich zunächst in München, dann in dem von ihm so gern gepriesenen Heidelberg und in Berlin rechtswissenschaftlichen Studien und hat bereits in dieser Zeit eine beträchtliche Anzahl fröhlicher Wander- und Trinklieder geschaffen, die unter der Jugend eine begeisterte Aufnahme fanden und im Verein mit späteren für die Veredelung des Studentenliedes grundlegende Bedeutung gewonnen haben. Nach romantischer Art bezeichnete er sie als „Lieder eines fahrenden Schülers".

An den Ereignissen des Jahres 1848 nahm er im nationalen Sinn lebhaft Anteil und wurde, nachdem er seine Staatsprüfung bestanden hatte und zum Dr. jur. promoviert war, „Amtsrevisor" in dem durch seinen „Trompeter" weit bekannt gewordenen Säkkingen. Nach zwei Jahren entschloß er sich jedoch, seiner Neigung zur Landschaftsmalerei zu folgen, und trat eine Reise nach Italien an. In Capri, wo er den Winter 1852/53 zusammen mit Paul Heyse verlebte, schuf er binnen weniger Wochen seinen „Sang vom Oberrhein", den „Trompeter von Säkkingen". Damit war sein Übergang zur Dichtkunst entschieden. Er plante zwar nach seiner Rückkehr ins Vaterland zunächst eine Habilitation in der juristischen Fakultät der Universität Heidelberg, aber die Studien, die er zu dem Zwecke trieb, führten ihm einen neuen Stoff zu, den er dichterisch zu verwerten begann. Auf Grund seiner Beschäftigung mit St. Gallener Klostergeschichten und unter dem Einfluß schmerzlicher Erlebnisse, die sich aus einer vergeblichen Werbung um eine Jugendgeliebte ergaben, entstand in Heidelberg, wieder in kurzer Zeit, innerhalb eines Jahres, sein Roman „Ekkehard" (1855).

Leider versagte danach infolge schwerer Lebensschicksale Scheffels dichterische Kraft. Er war nach Beendigung des „Ekkehard" zunächst seiner alten, sein Leben lang bewiesenen Wanderlust gefolgt, hatte Südfrankreich und Italien bereist und den Winter 1856/57 in anregendem Verkehr mit den Münchener Dichtern und Künstlern verlebt. Aber er hatte sich auf der Rückreise aus Italien bei einer Bergwanderung eine Gehirnhautentzündung zugezogen, auf die ein bald danach bei ihm zutage tretendes Nervenleiden zurückgeführt wurde. Die Trauer um den plötzlichen Tod seiner Lieblingsschwester wirkte dabei mit. Er hatte sie veranlaßt, zur Vollendung ihrer Ausbildung als Malerin zu ihm nach München zu kommen. Dort erlag sie dem Typhus. So begann er zwar während einer anderthalbjährigen Tätigkeit als Bibliothekar des Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen (bis Frühjahr 1859) umfassende Vorarbeiten zu einem großen Wartburgroman. Aber 1860 zwang ihn ein schwerer Anfall seines Leidens, alle

dichterischen Arbeiten liegen zu lassen. Dann folgten schwere innere Kämpfe. In seiner 1862 geschlossenen Ehe stellten sich so arge Mißhelligkeiten ein, daß die Gatten, die als Katholiken an eine Scheidung nicht denken wollten, bereits nach zwei Jahren wieder auseinandergingen. Seitdem hat Scheffel nur noch einige kleinere Dichtungen geschaffen. Die 1863 bezw. 1866 von ihm herausgegebenen, mit großer Begeisterung aufgenommenen Liedersammlungen „Frau Aventiure“ und „Gaudeamus“ enthielten meist ältere Gedichte. Seit dem Erscheinen der „Bergpsalmen“ (1870) hat er nur noch gelegentliche Festlieder verfaßt. Er verlebte die letzten Jahre, abgesehen von ausgedehnten Wanderfahrten, die er immer wieder unternahm, abwechselnd in Karlsruhe, Heidelberg und Radolfzell am Bodensee, wo er sich angekauft hatte. 1886 ist er, nachdem er 1876 geadelt worden war, in Karlsruhe gestorben.

Scheffels Dichtungen haben ihm seinerzeit eine große Beliebtheit erworben. Der stark von romantischem Geist erfüllte „Trompeter“ wird auch trotz der etwas oberflächlichen Charakterzeichnung und mancher der Versform zuliebe verübten Willkürlichkeiten in der Sprache seine Anziehungskraft behalten, ebenso die Wander- und Trinklieder, an deren Beliebtheit der Humor des Dichters großen Anteil hat. Bedeutend wertvoller ist der auf ernsten Studien beruhende und als Kulturbild schätzenswerte „Ekkehard“, dem die in der Herzensgeschichte des Helden anklingenden eigenen Erlebnisse des Dichters und manche der Wirklichkeit abgelauschten, für Natur- und Menschenschilderung verwerteten Einzelzüge besondere Lebenswärme verleihen. Dabei ergeben sich besonders aus den beiden größeren Dichtungen auch die mannigfachen persönlichen Vorzüge des wegen seines gewinnenden Wesens bei Bekannten und Freunden hoch geschätzten Mannes.

Anmerkung. Die großen Erfolge der Scheffelschen Erzählungskunst haben zahlreiche Nachahmungen hervorgerufen. Besonderer Beliebtheit haben sich geraume Zeit die formgewandten Verserzählungen und die meistens Stoffe aus dem Städteleben des deutschen Mittelalters behandelnden Romane des 1910 zu Berlin verstorbenen Julius **Wolff** (geboren 1834 in Quedlinburg) erfreut (Der Rattenfänger von Hameln 1875, Der wilde Jäger 1877 — Der Sülfmeister 1883, Der Raubgraf 1884 u. a.). Ihr künstlerischer Wert ist gering.

Dichterisch wertvoller sind die Liedersammlungen des Thüringers Rudolf **Baumbach** (1840—1905), die zum Teil schon durch den Titel (Lieder eines fahrenden Gesellen 1878, Lieder von der Landstraße 1881) an Wilhelm Müller erinnern und von romantischem Einfluß zeugen. Manche von diesen Liedern sind volkstümlich geworden, so die „Lindenwirtin“ (Keinen Tropfen im Becher mehr), „Was die Welt morgen bringt“ u. a. m. Unter Baumbachs Prosadichtungen ist die historische Erzählung „Truggold“ (1883) die beste.

Am gehaltvollsten sind unter den Erscheinungen dieser Art das Epos „Dreizehnlinden“ (1878) des westfälischen Arztes Friedrich Wilhelm **Weber** (1813 bis 1894) und die in mancher Beziehung damit verwandte Dichtung des evangelischen Pfarrers Heinrich Steinhausen (geboren 1836 in Sorau) „Irmela“ (1881).

Etwas späterer Zeit gehören zumeist die gleichfalls durch Scheffels „Ekkehard“ beeinflußten archäologischen Romane an. Äußere Erfolge haben auf diesem Gebiet besonders Georg **Ebers** (1837—1898, seit 1870 Professor der Ägyptologie in Leipzig) mit „Eine ägyptische Königstochter“ (1864), „Homo sum“ (1878) u. a. m. sowie Felix **Dahn** (1834—1912, Professor für deutsches Recht, zuletzt in Breslau) mit einer erheblichen Anzahl größerer und kleinerer Romane errungen, unter denen „Ein Kampf um Rom“ (1876) der bekannteste ist. Das scheinbar von den Verfassern

verwandte wissenschaftliche Rüstzeug und die formgewandte Darstellung haben viele angezogen. Ebers war seinerzeit einer der gelesensten Schriftsteller. Zu jedem Weihnachtsfest lag der fast regelmäßig erscheinende „neue Ebers“ unter zahlreichen Christbäumen. Allmählich ist der wahre Wert bezw. der Unwert der viele Unwahrscheinlichkeiten und Übertreibungen enthaltenden, zumeist wirklicher Charakterentwicklung entbehrenden Werke erkannt worden. Weit wertvoller sind einige Gedichte Dahns, besonders „Gotentreue“, „Gotenzug“.

d. Ernst von Wildenbruch (1845–1909).

Mannigfache Verwandtschaft mit den Dichtern dieses Kreises, namentlich mit Geibel, zeigt auch **Wildenbruch**. Er war als unebenbürtiger Nachkomme des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, dem er in edler Gesinnung und in der Begeisterung für den vaterländischen Gedanken glich, in Beirut geboren. Sein Vater war dort damals preußischer Generalkonsul. Seine Schulbildung empfing er, nachdem er seine Kinderjahre in Athen und Konstantinopel verbracht hatte, zunächst auf dem Pädagogium der Franckeschen Stiftungen und dem französischen Gymnasium in Berlin und wurde auf beiden Anstalten in der Vorliebe für vaterländische und alte Geschichte bestärkt, die er später oft in seinen Werken bekundet hat. Zuletzt trat er ins Kadettenkorps ein und wurde 1863 Offizier. Jedoch nahm er bereits nach zwei Jahren seinen Abschied, um Rechtswissenschaft zu studieren. Seine Studienjahre sowie die Vorbereitungszeit auf das Richteramt hat er zumeist in Berlin verbracht. Überhaupt hat neben seiner Teilnahme an den Kriegen 1866 und 1870/71 die Hauptstadt auf seine dichterische Entwicklung, die schon in seinen Studentenjahren begann, den bedeutendsten Einfluß ausgeübt.

1877 trat er, nachdem er einige Zeit als Richter in Eberswalde und Berlin gewirkt hatte, in den diplomatischen Dienst über und wurde im Auswärtigen Amt beschäftigt. 1900 nahm er als Geheimer Legationsrat seinen Abschied und verbrachte den Rest seines Lebens während der Sommermonate in Weimar, den Winter über in Berlin. Zu Anfang des Jahres 1909 ist er, noch nicht ganz 64 Jahre alt, gestorben.

Seinen Dichterruhm verdankt Wildenbruch in erster Reihe seinen Dramen, vornehmlich den vaterländischen. Zunächst hatte er, nachdem seine Erstlingswerke, darunter die auf seinen Kriegserlebnissen beruhenden Heldengedichte „Vionville“ und „Sedan“ (1874/75), wenig bekannt geworden waren, in den Kreisen der Berliner Studentenschaft Anerkennung gefunden. Seine in studentischen Vereinigungen von ihm veranstalteten Vorlesungen aus seinen damals erst handschriftlich verbreiteten Erstlingsdramen erregten Aufsehen. Dann halfen ihm die „Meininger“, die von Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen an seinem Hoftheater gesammelte Künstlerschar, deren Musteraufführungen auch durch zahlreiche Gastspiele auf großstädtischen Bühnen für die Wiederbelebung der Schillerschen Dramen wirkten und durch ihre vorbildliche äußere Aufmachung und die sorgfältige Herausarbeitung des Gesamtbildes einen Wendepunkt in der Schauspielkunst herbeiführten, zu seinem ersten großen Erfolg. 1881 wurde sein Trauerspiel „Die Karolinger“ von ihnen aufgeführt und machte ihn durch die glutvolle, glänzende Sprache und die fortreißende Gewalt seiner packenden Darstellung, die namentlich in einer glänzenden Exposition auf der Höhe der Kunst stand, mit einem Schlage zu einem berühmten Manne.

Dieselben Vorzüge treten auch in seinen späteren Dramen, die namentlich in den achtziger Jahren in schneller Folge erschienen, zutage und vereinen sich in seinen Dichtungen aus der brandenburgisch-preußischen bezw. deutschen Geschichte mit einem tiefen vaterländischen Empfinden, das durch die begeisterte, prunkvolle Sprache, in der es zum Ausdruck gebracht wurde, nachhaltige Wirkungen erzielte. „Die Quitzows" (1888) sind in dieser Hinsicht in erster Reihe zu nennen, daneben „Väter und Söhne" (1881), „Der neue Herr" (1891) und das groß angelegte Doppeldrama „Heinrich und Heinrichs Geschlecht" (1896).

Auf der Bühne haben auch sie sich wie die andern Schöpfungen des Dichters nur verhältnismäßig kurze Zeit zu halten vermocht. Sie wurden bald durch neue Erscheinungen verdrängt (s. § 54 b), weil den meisten von ihnen trotz der vielen Schönheiten im einzelnen nicht mit Unrecht manche Mängel nachgesagt wurden, in erster Reihe ein gegen das Ende mehr und mehr hervortretendes Versagen der dramatischen Kraft, Oberflächlichkeit der Charakterzeichnung, nicht seltene Unwahrscheinlichkeiten und ein öfter zu beobachtendes übertriebenes Wortgepränge. Trotzdem haben sie in den achtziger und zu Beginn der neunziger Jahre eine große Bedeutung gehabt und werden wegen ihrer sprachlichen Schönheiten und ihrer vaterländischen Begeisterung vielleicht auch noch wieder größere Beachtung finden. Die sozialen Dramen, mit denen sich Wildenbruch dem Zeitgeschmack anzupassen suchte (s. § 54), „Die Haubenlerche" (1891), „Meister Balzer" (1892), bedeuteten einen Mißerfolg.

Unter seinen kleineren Prosadichtungen zeichnen sich einzelne durch die Kunst realistischer Erzählungsweise aus. Namentlich erfreuen sich seine ergreifenden Darstellungen tragischen Kinder- und Schülergeschicks einer verdienten großen Beliebtheit: „Das edle Blut" (1894), „Kindertränen" (1884), „Das Orakel", die letzte der unter dem Titel „Tiefe Wasser" (1897) vereinigten fünf Erzählungen. Auch einige Novellen sind dem Dichter trefflich gelungen, so „Der Meister von Tanagra" (1880) und „Der Zauberer Cyprianus" (1896), die mit ihrem Zurückgreifen auf klassische bezw. altchristliche Stoffe wieder an Geibel erinnern. Seine größeren Romane haben sich Beachtung nicht zu erzwingen vermocht, wie er auch in seinen Liedern und Balladen trotz mancher Vorzüge nach Form und Inhalt nichts Überragendes geschaffen hat.

Als Mensch hat er sich durch seine vornehme Gesinnung und die Echtheit seines vaterländischen Empfindens einer verdienten Anerkennung erfreut, die auch dem Dichter durch zweimalige Verleihung des Schillerpreises (1884 und 1896) in reichem Maße zuteil wurde.

VIII. Die deutsche Dichtung seit 1871.

1871, 18. Januar Kaiserkrönung in Versailles.
1872 Ausbruch des Kulturkampfs (Ausweisung des Jesuitenordens aus dem Deutschen Reich; Schulaufsichtsgesetz; Kirchengesetze).
1878 Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie infolge zweier Mordversuche gegen Kaiser Wilhelm I.
1879 Bündnisvertrag zwischen Deutschland und Österreich, 1883 Errichtung des Dreibundes; 1884 Rückversicherungsvertrag mit Rußland.

1881–1887 Anbahnung und erste Durchführung der Gesetzgebung zur Förderung des Wohls der Arbeiter (Kranken- und Unfallversicherung).
1888 das Dreikaiserjahr.
1889–1891 Fortsetzung der Reichsgesetzgebung zum Wohl der Arbeiter (Invaliditäts- und Altersversicherung; Arbeiterschutzgesetz).
1890, 20. März Bismarcks Entlassung (sein Tod 31. Juli 1898); sein Nachfolger, General von Caprivi, kündigt den Rückversicherungsvertrag mit Rußland.
1. Oktober Erlöschen des Sozialistengesetzes.
1895 Vollendung des Nordostseekanals.
1900 Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches.
1914–1918 der Weltkrieg.

---

§ 52. Vorbemerkungen.

Je weiter man sich von den Tagen der Kaiserkrönung in Versailles und des Frankfurter Friedens entfernte, um so mehr begann sich in den Kreisen tiefer Blickender die Einsicht anzubahnen, daß die mit solchem Jubel begrüßten Ergebnisse des deutsch-französischen Krieges die Grundlagen für eine allgemeine Aufwärtsentwicklung des deutschen Volkes nicht zu versprechen vermochten. Die äußere Machtfülle des neuen Reiches führte freilich unter Bismarcks Leitung zu immer neuen Erfolgen. Der Berliner Kongreß (1878) und die 1884 einsetzende deutsche Kolonialpolitik können als bedeutsame Marksteine dafür gelten. Aber der „Milliardensegen" zeigte bald seine Verwandtschaft mit dem Nibelungenhort. Die „Gründerjahre" hatten eine verhängnisvolle Verbreitung materialistischer Gesinnung im Gefolge, die durch das bald danach beginnende wirtschaftliche Aufblühen in immer weitere Kreise getragen wurde. Gleichzeitig wurde infolge des Kulturkampfes (seit 1872) und durch die immer schrofferen Gegensätze zwischen reich und arm eine Entzweiung des Volkes herbeigeführt, deren verheerender Einfluß in bedauerlichen Folgeerscheinungen zutage trat. Auch die durch die Kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 angekündigten gesetzgeberischen Versuche zur Lösung der sozialen Frage vermochten darin nicht Wandel zu schaffen. Dazu löſten die Verbreitung pessimistischer Gedanken, für die Schopenhauers immer mehr zu Ansehen gelangende Schriften die Grundlage abgaben, und die durch Nietzsche (s. Anm. 1) in jugendlichen Köpfen nicht selten angerichtete Verwirrung der sittlichen Begriffe mannigfache unheilvollen Wirkungen aus.

So ergaben sich zwar allerlei glänzende Erfolge auf den verschiedensten Gebieten und zahlreiche Anzeichen eines nach außen kraftvoll in Erscheinung tretenden Fortschritts. Namentlich Berlin wandelte sich in überraschend kurzer Zeit zur Weltstadt um und wurde mehr und mehr zum geistigen Mittelpunkte des neuen Reichs. Der Ruhm der an der dortigen Universität wirkenden hervorragenden Gelehrten, Helmholtz, Treitschke, Scherer u. a. m. (s. Anm. 2), und der Einfluß, den die führenden Blätter der hauptstädtischen Presse zu erringen wußten, trugen am meisten dazu bei.

Aber diesem schnellen Aufblühen fehlte die Gewähr des Bestandes. Innerer Stillstand und bald beginnender Rückschritt gingen ihm zur Seite. Das bekundete sich deutlich in der Literatur jener Tage. Zwar die großen Erzähler der fünfziger und sechziger Jahre wurden durch die Verwirklichung der lange gehegten Volkshoffnungen zu freudigem Schaffen an-

geregt. Aber was neben und nach ihnen auf den Plan trat, reichte an sie nicht heran und zeigte mannigfache Spuren des Verfalls.

Anmerkung 1. Friedrich **Nietzsche**, 1844 in einem thüringischen Pfarrhause unweit Lützen geboren, war von 1869 bis 1879 Professor in Basel. Infolge eines schweren Nervenleidens mußte er sein Amt aufgeben und starb nach jahrelanger geistiger Umnachtung 1900 in Weimar. Unter seinen an dichterischen Schönheiten reichen, durch hinreißende Darstellung ausgezeichneten Schriften, die in schroffem Gegensatz gegen die christliche Auffassung der „Herrenmoral" des „Übermenschen" ihre besonderen Vorrechte zuschrieben und die „Umwertung aller Werte", das „Sichausleben", das „Recht der Persönlichkeit" zu weitverbreiteten Schlagwörtern machten, sind „Menschliches, Allzumenschliches" (1879), „Also sprach Zarathustra" (1885 vollendet, 1891 erschienen), „Jenseits von Gut und Böse" (1886) am wirksamsten geworden.

Anmerkung 2. Hermann (von) **Helmholtz** aus Potsdam (1821—1894), seit 1871 Professor in Berlin, hat durch eine Anzahl grundlegender Arbeiten die Entwicklung der deutschen Naturwissenschaft bahnbrechend beeinflußt.

Heinrich **von Treitschke**, 1834 in Dresden geboren, aus Sachsen wegen seiner deutschen Gesinnung bezw seiner Bekämpfung kleinstaatlicher Eigenbrödelei verdrängt, von 1874 bis 1891 Professor in Berlin, hat sich durch seine Schriften, unter denen die „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert" (1879—1885) an erster Stelle steht, auch als einer der größten Meister deutscher Prosadarstellung erwiesen.

Wilhelm **Scherer**, 1841 in Wien geboren, seit 1877 Professor in Berlin, wo er 1886 starb, wurde durch seine Lehrtätigkeit wie seine Schriften (Deutsche Literaturgeschichte 1880 u. a. m.) für die Entwicklung der deutschen Literaturkunde bedeutsam.

---

§ 53. Die jüngeren Meister der realistischen Kunst.

a. Konrad Ferdinand Meyer (1825—1898).

Die Erfolge des deutsch-französischen Krieges, durch die so mancher der älteren Dichter zu neuer Schaffenskraft angeregt wurde, haben einem der ersten Meister realistischer Erzählungskunst zu bewußtem Deutschtum verholfen und ihn damit endgültig dem deutschen Schrifttum zugeführt: Konrad Ferdinand **Meyer**.

Sein Lebensgang und seine Entwicklung weisen manche Ähnlichkeiten mit Gottfried Keller auf. Er war wie dieser in Zürich geboren. Allerdings die Not des Lebens, mit der jener so lange zu ringen hatte, hat er nicht kennen gelernt. Er entstammte einer begüterten Patrizierfamilie, die sich durch den als Politiker und Geschichtsforscher geschätzten Vater eines hohen Ansehens erfreute. Als dieser aber früh starb, blieb auch K. F. Meyer ebenso wie der ältere Landsmann für seine Erziehung auf eine dafür wenig geeignete Mutter angewiesen. Sie war allerdings eine geistig hochstehende Frau, die wie ihr Gatte durch tiefe Frömmigkeit ausgezeichnet war und auf ihren Sohn auch die früh in ihm erwachende Neigung zur Dichtkunst vererbt hatte. Aber durch den frühen Tod des Gatten waren die ihr von Hause aus eigene Ängstlichkeit und Schwermut beträchtlich verschlimmert worden, und diese Eigenschaften übertrugen sich gleichfalls auf den Sohn. In seinen jungen Jahren verlor er darüber die kindliche Sorglosigkeit, wurde verschlossen und menschenscheu; später entwickelte sich daraus ein Mangel an Entschlußfähigkeit, der für ihn verhängnisvoll wurde und seinem Leben auf lange Zeit den Stempel der Unentschiedenheit und Unstetigkeit aufgedrückt hat.

Das begann schon auf der Schule. Das Gymnasium der Vaterstadt erfüllte ihn mit Widerwillen. Er verließ es, um sich in Lausanne selbständig auf die Reifeprüfung vorzubereiten, die er 1844 in Zürich bestand. Dann begannen die Kämpfe um die ihm zur Qual werdende Berufswahl. Seine Neigungen wiesen ihn durchaus auf künstlerische Betätigung hin, nur daß er, ebenso wie Keller, lange Zeit immer wieder zwischen Malerei und Dichtkunst unentschieden schwankte. Auf Wunsch der Mutter wandte er sich schließlich dem Studium der Rechtswissenschaft zu, wobei er dann wieder der vom Vater ererbten und lebenslang betätigten Neigung zur Geschichtswissenschaft weiten Spielraum ließ.

Dichterisch ist er, abgesehen von lyrischen Schülerversuchen, in erheblichem Umfange erst sehr spät tätig gewesen. Seine erste Gedichtsammlung, ein schwaches Bändchen Balladen, veröffentlichte er erst als Neununddreißigjähriger, wie denn überhaupt ein sehr langsames Reifen für ihn kennzeichnend war. Zum Teil war diese Verzögerung durch ungünstige gesundheitliche Verhältnisse veranlaßt. Die Schwermutsanwandlungen traten zeitweilig in so krankhafter Form auf, daß er sich in ärztliche Behandlung geben mußte. 1852 hat er sogar längere Zeit in einer Nervenheilanstalt zubringen müssen. Als er dann nach seiner Wiederherstellung durch eifriges Studium der schweizerischen Reformationsgeschichte und Wiederaufnahme der bereits in Lausanne begonnenen eingehenden Beschäftigung mit der französischen Literatur die Grundlagen eines Lebensberufs zu finden schien, wurde seine Gesundheit durch eine bei der Mutter ausbrechende Gemütskrankheit, in der sie schließlich Hand an sich selbst legte (1856), abermals aufs schwerste erschüttert. Nur langsam erholte er sich auf mehreren Reisen, die ihn namentlich nach Paris und Italien zu längerem Aufenthalt führten und für seine späteren Dichtungen in mehrfacher Hinsicht bedeutsam wurden. Von dem dauernden Eindruck, den Landschaft, Kunstwerke und Bevölkerung auf ihn gemacht haben, zeugt eine ganze Reihe seiner Gedichte, während seine in mehreren Novellen bekundete Vorliebe für die Renaissancezeit besonders auf Pariser Studien zurückzuführen ist.

Die eigentliche Entscheidung für seinen Beruf und die Art seiner Betätigung brachte dem seit 1868 wieder in der Heimat ansässigen Dichter erst das Kriegsjahr 1870. „Von einem unmerklich gereiften Stammesgefühl mächtig ergriffen“, tat er, wie er selbst sagt, das ihm durch zahlreiche Familienbeziehungen zur französischen Schweiz und durch seinen Entwicklungsgang naheliegende „französische Wesen ab und dichtete, innerlich genötigt, dieser Sinnesänderung Ausdruck zu geben“, „Huttens letzte Tage“. Danach erschienen in rascher Folge seine weiteren Dichtungen, 1873 die erste historische Novelle „Das Amulett“, 1874 der Roman „Jürg Jenatsch“, danach bis 1887 die andern Novellen bis auf die letzte, 1891 erschienene und inzwischen 1882 die „Gedichte“. Diese eifrige Tätigkeit war durch glückliche Lebensumstände gefördert worden. 1875 hatte er durch seine Heirat mit einer Züricher Patriziertochter ein ihn beglückendes Heim gefunden. 1877 erwarb er dann ein nahe bei Zürich gelegenes Gut, wo sein Leben die so lange vermißte Stetigkeit gewann. Hier hat er zehn durch eifriges Schaffen verschönte Jahre verlebt. Danach begann er zu kränkeln. Zwar vollendete er 1891 noch sein letztes Werk, die Novelle „Angela Borgia“. Dann brach infolge der Überanstrengung bei seinen stets auf umfangreichen

Vorarbeiten beruhenden, mit größter Sorgfalt geformten Erzählungen das alte Leiden in verstärktem Maße bei ihm aus. Er mußte wiederum (1892) in einer Heilanstalt Zuflucht suchen und fand, nachdem er genesen war, die frühere Arbeitskraft nicht wieder. Nach sechs weiteren, in stiller Zurückgezogenheit verlebten, durch wachsende Anerkennung erhellten Jahren ist er Ende 1898 auf seinem Gute Kilchberg gestorben.

Besondere Kennzeichen für die Eigenart von K. F. Meyers Dichtungen sind die außerordentliche Knappheit des Ausdrucks in Poesie und Prosa, die bisweilen sogar dem Verständnis Schwierigkeiten bereitet, die dabei doch überall vorhandene höchste Anschaulichkeit, deren Wurzel eine an Gottfried Keller und die Malertage beider Dichter erinnernde ungewöhnliche bildhafte Kraft der Darstellung ist, und die vollendete Kunst der Sprache.

Wie sein älterer Landsmann hat auch K. F. Meyer bei der Veröffentlichung des Sammelbandes seiner Gedichte die ursprüngliche Form vielfach überarbeitet. Dabei zeigt sich, wie er im Gegensatz gegen den um sprachliche Unebenheiten nicht selten unbekümmerten älteren Dichtergenossen überall auf die edelste Form, den vollkommensten Ausdruck bedacht ist. Auch seine Prosaschriften bekunden, wie ihm diese Gabe vornehmer Formengebung nach seinem eigenen Ausdruck „im Blute liegt". Sie findet außerdem zum Teil gewiß auch darin ihre Erklärung, daß Meyer — wieder im Gegensatz gegen den mit so außerordentlicher Leichtigkeit schaffenden Keller — mit seinen Gestalten innerlich sehr lange — drei, fünf, zehn Jahre, wie er sagt — beschäftigt war, ehe er zu schriftstellerischer Darstellung kam.

Auch in dem ausgeprägten Realismus der Darstellung und der Verwendung des eigenen Erlebens, worin er mit dem älteren Berufsgenossen übereinstimmt, zeigt sich wieder ein bezeichnender Unterschied. Keller spricht sich über sein eigenes Ich viel offener und rückhaltloser aus. Meyer weiß die Äußerungen eigenen Empfindens so sehr zu verhüllen, daß bei seinen geschichtlichen Erzählungen das nach dem eigenen Zeugnisse des Dichters überall vorhandene starke Hineinspielen des eigenen Erlebens schwer zu erkennen ist.

Seinen Ruhm verdankt er in erster Reihe seinen Prosa- und Verserzählungen. Sie verlangen allerdings einen nachdenkenden Leser und setzen nicht selten ziemlich umfangreiche geschichtliche Kenntnisse voraus. Dafür enthüllen sie aber auch durch die erstaunliche Fähigkeit der Wiederbelebung vergangener Zeiten, an der die Kunst der Charakterzeichnung, die anschauliche Gestaltung bedeutsamer Zeitabschnitte und die Meisterschaft der dabei entworfenen Kulturbilder in gleicher Weise beteiligt sind, und durch die Vorzüge der Form eine Fülle edelster Schönheit. Dabei zeigt sich immer der ausgeprägte Wirklichkeitssinn des Dichters. Er stellt auch Gestalten wie Jürg Jenatsch und seine Umgebung oder die Richterin in der nach ihr genannten Novelle (1885) in der ganzen Wildheit der damaligen Zeit vor unsere Augen.

Dieselben Vorzüge finden sich in seinen zahlreichen Balladen und Romanzen, in denen er mit Vorliebe Gestalten und Stoffe aus seinen Erzählungen behandelt. Für die Fülle der Gedanken, die Tiefe des Empfindens, die wunderbare Vereinigung von Wirklichkeit und Schönheit und die mit der größten Knappheit des Ausdrucks verbundene

malerische Kraft der Darstellung gibt es darunter so prachtvolle Beweise wie „Mit zwei Worten“, „Die Füße im Feuer“, „Bettlerballade“, „Das Glöcklein“ u. a. m.

Von seiner Lyrik hat Meyer sonderbarerweise gering gedacht. Allmählich hat sich aber fast überall das Urteil herausgebildet, daß er gerade hier sein Bestes geschaffen hat. Der Reichtum herrlichster Gedichte ist außerordentlich groß. Liebeslyrik ist allerdings verhältnismäßig selten. Im übrigen stehen seine Stimmungslyrik, vor allem die oft von verhaltener Wehmut überhauchten Naturbilder, die fast immer zu ergreifenden Gemälden tief empfundener Seelenstimmungen werden, und die Gedankenlyrik, bei der die Vorliebe des Dichters für die italienische Landschaft und Kunst häufig zutage tritt, auf gleicher Höhe dichterischer Meisterschaft. Gedichte wie „Jetzt rede du“ (Du warest mir ein täglich Wanderziel), „Firnelicht“ (Wie pocht das Herz mir in der Brust), „In Harmesnächten“ (Die Rechte streckt' ich schmerzlich oft) oder „Der römische Brunnen“, „Eppich“, „Der Gesang des Meeres“ (Wolken, meine Kinder, wandern gehn), „Chor der Toten“ (Wir Toten, wir Toten sind größere Heere) u. v. a. m. bleiben unvergänglich und haben die von ihnen ausgegangene vorbildliche Wirkung bereits in mannigfacher Weise in Erscheinung treten lassen. Volkstümlichkeit mußte ihnen allerdings bei ihrer Eigenart wie allen Schöpfungen Meyers versagt bleiben.

Vornehme Zurückhaltung und Streben nach edlen Formen in Umgang und Sitte waren auch für das persönliche Wesen des Dichters kennzeichnend. Auch hier steht der seiner ganzen Art nach aristokratische Mann wieder in entschiedenem Gegensatz zu dem viel derberen Keller. Darum hat er sich dem Streit und Lärm politischer und sozialer Tagesfragen ferngehalten. Eine Betätigung auf diesem Gebiet hätte auch schon der ihm anhaftende Mangel an Tatkraft und Entschlossenheit kaum geduldet. Besonders gewinnend wirkt der von echtem Christentum protestantischer Ausprägung getragene Adel seiner Seele durch die in den Jahren seiner Reife immer deutlicher zutage tretende Fähigkeit, die Erkenntnis der Welt und ihrer Nichtigkeit mit einem dankbaren Empfinden ihrer Schönheit zu verbinden und die ihm anhaftende Neigung zu schwermütigem Verzicht zu überwinden oder in jene hehre Lebensweisheit zu verklären, aus der heraus das Bekenntnis stammt: „In meinem Wesen und Gedicht allüberall ist Firnelicht, das große, stille Leuchten.“

b. Th. Fontane (1819–1898).

Seine Eigenart als realistischer Erzähler entfaltete in diesem Zeitabschnitt auch der seinen Jahren und seinen ersten Dichtungen nach bereits dem früheren angehörige Theodor **Fontane.**

Er war ein Altersgenosse Gottfried Kellers. Ende 1819 wurde er in Neuruppin (Mark), wo sein Vater Apotheker war, geboren. Seine Eltern hatten durch ihren Zusammenhang mit Refugiésfamilien französisches Blut in ihren Adern und vererbten, wie es später in dem von Th. Mommsen verfaßten Ehrendoktorbrief der Berliner philosophischen Fakultät hieß, eine glückliche Vereinigung deutscher und französischer Geisteseigenschaften, kraftvolle Männlichkeit und gewinnende Anmut, auf den Sohn, dazu der Vater

die Fähigkeiten, die den Sohn wie ihn selbst zu „einem Plauderer und Geschichtenerzähler ersten Ranges“ machten.

Glückliche Knabenjahre verlebte Fontane in Swinemünde, wohin die Eltern übergesiedelt waren. Dann kam er zu Verwandten nach Berlin, um dort eine höhere Schule zu besuchen. Seine Erfolge waren aber gering, da er wegen mangelnder Aufsicht sich mehr durch seine Neigungen als seine Pflichten bestimmen ließ. Mit sechzehn Jahren trat er dann, um später das väterliche Geschäft übernehmen zu können, in eine Apotheke als Lehrling ein. In Leipzig, wo er einen Teil seiner Gehilfenzeit verlebte, entfalteten sich seine dichterischen Anlagen, so daß ihm, als er nach Berlin zurückgekehrt war, Gedichte, die er in den Tageszeitungen veröffentlicht hatte, Aufnahme in den Freundeskreis des Kuglerschen Hauses (s. S. 166. 169) verschafften. Auch in die Dichtergesellschaft „Tunnel unter der Spree“, der neben zahlreichen andern Geibel, Storm und Heyse angehörten, wurde er aufgenommen. So entfremdete er sich durch eifrige literarische Tätigkeit immer mehr seinem Beruf, den er schließlich 1849, als der Vater seine Apotheke hatte verkaufen müssen, ganz aufgab, um sich lediglich schriftstellerisch zu betätigen.

Das Wagnis, das der Dichter damit unternommen hatte, war groß, zumal er kurz zuvor einen eigenen Hausstand begründet hatte und über eigene Mittel oder irgendwelche sicheren Aussichten nicht verfügte. Aber es gelang. Seine ersten Gedichtsammlungen (1850/51) fanden freilich wenig Beachtung. Aber er wurde 1852 im Dienst des Ministeriums als Berichterstatter nach England gesandt, wohin er 1855 sogar mit seiner Familie übersiedelte.

Diese englischen Jahre (bis 1859) haben seine dichterische Entwicklung in entscheidender Weise beeinflußt. Hier entwickelte sich infolge der eingehenden Beschäftigung mit den englisch-schottischen Balladen die Meisterschaft, die er in der Nachahmung dieser Dichtungen bewiesen hat (Balladen, 1861). Außerdem bildeten die Eindrücke, die er auf seinen umfangreichen Streifzügen durch das Land gewann, die Grundlagen für das Werk, das seinen Ruf begründete, die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“. In ihnen hat er die Eigenart der märkischen Landschaft und ihrer Bewohner meisterhaft gekennzeichnet und seiner Heimatliebe ein leuchtendes Denkmal gesetzt. Von 1862 bis 1882 hat er sie veröffentlicht und bei den dafür unternommenen, durch eine scharfe Beobachtungsgabe und eine feine Seelenkunde unterstützten Forschungen die eingehende Kenntnis von Land und Leuten gewonnen, die er in seinen späteren Romanen mit so viel Geschick verwertet hat. Seit 1860 lebte er wieder in Berlin. Zehn Jahre war er in der Schriftleitung der Kreuzzeitung tätig, dann trat er infolge einer Wandlung seiner Anschauungen zur Vossischen Zeitung über, für die er von 1870 bis 1890 die Theaterberichte verfaßte.

Sein erster Roman erschien, nachdem er vorher seine Erlebnisse als Kriegsberichterstatter in den Jahren 1864, 1866 und 1870/71 in mehreren Büchern geschildert hatte, erst 1878 (Vor dem Sturm). Fontane war somit fast sechzig Jahre alt geworden, ehe er dies Gebiet seiner erfolgreichsten Wirksamkeit erreichte. Dem Erstling hat er dann noch eine beträchtliche Anzahl größerer und kleinerer Prosadichtungen folgen lassen, da ihm bis in sein hohes Alter eine fast ungeschwächte Schaffenskraft erhalten blieb. Sein Roman „Stechlin“, der wegen der Vereinigung

starken vaterländischen Empfindens und lebensvoller Gegenwartsschilderung vielfach als sein bester gilt, ist erst nach seinem Tode erschienen. Fast achtzigjährig ist er 1898 gestorben.

Seine Bedeutung beruht trotz trefflicher lyrischer Gedichte und Sprüche wesentlich auf seinen epischen Dichtungen. Bei seinen Balladen und erzählenden Gedichten hat er neben den vaterländischen Stoffen (Der alte Derffling, Der alte Zieten, Kaiser Friedrich III., Wo Bismarck liegen soll) englische und nordische bevorzugt und dabei Meisterstücke wie Archibald Douglas, John Maynard, Gorm Grimme geschaffen. Auch in ihnen zeigt sich, besonders in den späteren, wo des Dichters Darstellung immer einfacher und gedrungener wurde, die packende Anschaulichkeit seiner Wirklichkeitsschilderung. „Die Brück' am Tay" mit dem an das Hexengespräch im „Macbeth" angelehnten Anfang und Schluß ist eins der glänzendsten Beispiele dafür.

In seinen Romanen hat er sich zunächst auf den von Alexis beschrittenen Bahnen des vaterländischen Geschichtsromans bewegt. Seit den achtziger Jahren wandte er sich im Anschluß an die damals aufkommende naturalistische Richtung (s. § 54), deren Übertreibungen er zu vermeiden wußte, der Gegenwartsschilderung zu. Er hat eine Reihe von Zeit- und Gesellschaftsromanen geschaffen, in denen er, wieder mit Hilfe seiner umfassenden Kenntnis der ihm vertrauten Gesellschaftsschichten und der ihm eigenen Beobachtungsgabe, feingezeichnete Bilder äußerer und innerer Vorgänge aus den Kreisen des Bürgertums wie des Adels zu schaffen und die Besonderheiten Berliner Großstadterscheinungen wie des Lebens auf märkischen Edelsitzen mit gleicher Anschaulichkeit zu schildern wußte. Dabei hat er der durch manche Breiten der Darstellung und das Fehlen spannender Handlung heraufbeschworenen Gefahr der Ermüdung durch Treue der Wirklichkeitsschilderung und anziehende Plauderkunst zu begegnen vermocht (Frau Jenny Treibel, 1892; Die Poggenpuhls, 1896).

Bezeichnend für seine persönliche Eigenart ist die hohe Wertung, deren er sich in so entgegengesetzten Lagern wie dem um Geibel und Heyse gescharten Kreise, in dem seine Berufung nach München geplant war, und den Berliner Naturalisten aus den letzten Jahrzehnten seines Lebens erfreute. Die Grundlagen dafür bildeten die Vorzüge seines lauteren Wesens, unter denen sein Mannesmut, der reife Ernst seiner Lebensauffassung und sein starkes vaterländisches Empfinden in erster Reihe stehen.

c. M. von Ebner-Eschenbach (1830–1916).

Etwa gleichzeitig mit Fontane trat die ihm in mancher Beziehung wesensverwandte Österreicherin Marie **von Ebner-Eschenbach,** geborene Gräfin Dubsky, mit ihren ersten epischen Prosadichtungen hervor.

Sie war als Tochter eines altadligen mährischen Geschlechts geboren. Trotzdem sie ihre Mutter in frühester Kindheit verlor, hat es ihrer Jugend nicht an liebevoller Fürsorge gefehlt. Die Großmutter, danach eine Stiefmutter haben über ihrer Erziehung gewacht. Dabei hat sie früh die für ihre spätere schriftstellerische Tätigkeit entscheidenden Eindrücke in sich aufgenommen. Die Sommermonate pflegte die Familie auf dem mährischen Gute, die Winter in Wien zu verbringen. So erwarb sich das frühreife,

durch eine scharfe Beobachtungsgabe und eine lebhafte Phantasie ausgezeichnete Mädchen schon in ihren Kinderjahren die in ihren Erzählungen bewiesenen eingehenden Kenntnisse der Lebensverhältnisse in den Hütten der Dorfbewohner und den Kreisen des österreichischen Adels. Auch entwickelte sich durch die Aufführungen des Wiener Burgtheaters bei der jungen Gräfin, die durch ihre Stiefmutter mit der deutschen Literatur bekannt geworden war, bereits in ihrer späteren Kindheit die begeisterte Vorliebe für das Theater, die auf Jahre hinaus für ihre dichterische Tätigkeit bestimmend wurde. Schon damals entstanden erste dramatische Versuche, und ehrgeizige Pläne gingen nach eigenen Zeugnissen durch das Herz des Kindes.

Seit ihrem achtzehnten Lebensjahre führte sie den durch sie berühmt gewordenen Namen. Sie hatte einem Vetter, der damals Geniehauptmann und Lehrer der Naturwissenschaften an einem Militärinstitut war, die Hand gereicht. Fünfzig glückliche Jahre hat sie mit ihm verlebt, erst in Wien, dann in einer mährischen Kleinstadt, wo er 1851—1863 Professor an einer Ingenieurakademie war, zuletzt wieder in Wien. Die österreichische Kaiserstadt erkor sie auch, nachdem ihr Mann als Feldmarschall-Leutnant 1898 gestorben war, zu ihrem Witwensitz. Mit einer auch ihr bescherten seltenen Schaffenskraft hat sie dann noch bis fast an die Grenze des achtzigsten Jahres ihre Werke verfaßt, derentwegen sie schon in dem ihr zu ihrem siebzigsten Geburtstage von der Wiener philosophischen Fakultät überreichten Doktordiplom als „erste deutsche Schriftstellerin" der damaligen Zeit, „nicht nur in Österreich, sondern auch in Deutschland" gerühmt wurde. 1916 ist sie gestorben.

Als Dichterin begann sie seit 1860 mit mehreren Dramen hervorzutreten. Ihnen blieb aber die Anerkennung versagt, die sie mit ihren Erzählungen schnell erreichte. Sie hatte, auch in dieser Beziehung an Fontane wie an K. F. Meyer erinnernd, das vierzigste Jahr bereits überschritten, als sie sich auf dies Gebiet begab. Dann hat sie seit Mitte der siebziger Jahre — die erste größere Erzählung „Bozena, die Geschichte einer Magd" erschien 1876 — eine reiche Fülle von Skizzen, Erzählungen, Novellen, dazu auch einige Märchen und Romane und eine beträchtliche Anzahl treffender Sinnsprüche (Aphorismen 1880) veröffentlicht.

Ihr Ruhm beruht vor allem auf den Vorzügen der Form wie des Inhalts ihrer epischen Prosadichtungen. Sie sind nicht alle gleichwertig. Aber in den besten verbinden sich einfache, natürliche Darstellung und Knappheit des Ausdrucks mit einer auf tiefem Seelenverständnis und reicher Welt- und Menschenkenntnis beruhenden lebensvollen Charakterzeichnung zu einem äußerst wirksamen Realismus. Dabei verfügt die Dichterin, wie das Doktordiplom ihr nachrühmte, über einen weiten geistigen Horizont. Mährisches Dorf- und Kleinstadtleben und die Erscheinungen der österreichischen Adelswelt, wie sie in den zwei Bänden „Dorf- und Schloßgeschichten" (1883 und 1885) uns entgegentreten, sind ihr freilich am vertrautesten. Aber sie ist auch in andern Kreisen zu Hause und schrickt mit ihrem an die Droste erinnernden männlichen Ernst vor schwierigen Lebensfragen und der Darstellung tiefer Tragik nicht zurück, wie sie auch aus dem von ihr stets als sicherste

Lebensgrundlage gepriesenen unerbittlichen Pflichtgefühl die letzten Folgerungen zieht. Der Grundzug ihres Wesens bleibt aber doch die sich überall offenbarende wunderbare Güte eines tiefen Frauengemüts, die aus dem Wirrsal menschlicher Sünden, Schwächen und Irrungen einen Ausweg zu zeigen weiß, so z. B. in ihrem besten Roman „Das Gemeindekind" (1887). Diese Güte, die sie auch zu einem verklärenden Humor befähigt, hat ihr für die Not der Bedrückten die Augen geöffnet und die Kinderlose die Leiden gequälter Kinder mit ebenso echtem mütterlichen Verständnis nachfühlen lassen, wie sie auch in vernunftlose Wesen ein tiefes Empfinden hineinzulegen weiß (Der Vorzugsschüler; Die Spitzin; Krambambuli).

Diese schriftstellerischen und rein menschlichen Vorzüge haben den überall vorliegenden, aber nie aufdringlich betonten volkserzieherischen Absichten der Dichterin ihre eindringliche Wirkung verliehen und ihr die gleiche Wertung bei Freund und Feind verschafft, die Fontane zuteil wurde.

Anmerkung. Durch den Ernst ihrer Lebensauffassung, die Vornehmheit der Gesinnung, die mit den einfachsten Mitteln erzielte Kraft wirklichkeitsgetreuer Darstellung ist der Baronin Ebner-Eschenbach die in ihrem Alter ihr nahe befreundete, einem alten französischen Hugenottengeschlecht entstammende Luise **von François** (geboren 1817 zu Herzberg unweit Torgau als Tochter eines Majors, gestorben in Weißenfels 1893) geistesverwandt. Der Roman „Die letzte Reckenburgerin" (1871) und die Novelle „Fräulein Mutchen und ihr Hausmeier" (1875) sind die besten Schöpfungen der mit Armut und Kränklichkeit unverzagt kämpfenden Dichterin.

d. Anzengruber (1839–1889).

Was M. von Ebner-Eschenbach vergebens erstrebt hatte, ist ihrem um fast zehn Jahre jüngeren Landsmann, der seine dichterische Tätigkeit mit ihr zu gleicher Zeit begann, gelungen: seine Dramen haben sich, wenn auch nach lange vergeblichem Harren, die österreichischen und deutschen Bühnen erobert und sich beträchtliche Zeit darauf erhalten.

Ludwig **Anzengruber** war als Sohn eines mittleren Beamten bei der österreichischen Steuerverwaltung in Wien geboren. Durch seine Eltern kam er in nahe Beziehungen zu bäuerlichen und kleinbürgerlichen Kreisen, die er später fast ausschließlich zum Gegenstand seiner Darstellungen gemacht hat. Sein Vater, der ihm seine dichterischen Anlagen vererbt hatte, stammte von einem oberösterreichischen Bauernhofe, seine Mutter aus einer Altwiener Familie. Seine Schulbildung war nur gering. Da der Vater bereits 1843 starb und die Mutter in bedrängter Lage zurückließ, mußte der Sohn die höhere Schule, deren Besuch ihm einige Jahre ermöglicht worden war, frühzeitig verlassen. Er trat 1856 in eine Buchhandlung ein. Nach Vollendung seiner Lehrzeit, die er mit Eifer und Erfolg zur Erweiterung seiner allgemeinen und besonders seiner literarischen Kenntnisse benutzt hatte, schloß er sich, da seine ersten schriftstellerischen Versuche zu keinem Erfolge geführt hatten, 1860 einer wandernden Schauspielertruppe an.

Sechs schwere Jahre lang hat er die Mühen und Nöte dieses Berufs ausgekostet und schwer darunter gelitten, daß seine Fähigkeiten für die Erfolge, auf die er gehofft hatte, nicht ausreichten. Ebensowenig Glück hatte er zunächst bei seiner dichterischen Tätigkeit. Mit warmem Empfinden für den geistigen Hunger des Volks, den er am eigenen Leibe erfahren hatte, war

er seit Beginn seiner Schauspielerlaufbahn bestrebt, die seichten dramatischen Machwerke, die sich damals der Gunst der Menge erfreuten, durch Gehaltvolleres zu ersetzen. Aber sein Bemühen blieb lange vergeblich. Mehr als ein Dutzend Stücke hat er von 1860 bis 1869 bei den Wiener Vorstadttheatern eingereicht, ohne daß eins zur Aufführung kam.

Trotzdem ließen ihn der ihm innewohnende zähe Wille und seine trotz aller Not und alles Verständnisses für den Ernst des Lebens doch heitere Weltauffassung nicht verzagen. Er hatte inzwischen der Bühne den Rücken gekehrt und lebte seit 1866 wieder in Wien, wo er sich zunächst mit Geschichten, die er für Zeitungen und Zeitschriften schrieb, seinen Unterhalt verdiente; seit 1869 bekleidete er eine untergeordnete Stellung bei der Polizeidirektion. Endlich stellte sich die langersehnte Anerkennung ein. Im Herbst 1870 ging zum erstenmal eins seiner Dramen (Der Pfarrer von Kirchfeld) über die Bühne und errang einen durchschlagenden Erfolg.

Damit begann dann auch in seinem äußeren Ergehen eine Wendung zum Besseren. 1871 erhielt er die Stelle des Theaterdichters am „Theater an der Wien“. Bald darauf konnte er (1873), da ihm seine fleißige Feder ausreichende Einnahmen versprach, einen eigenen Hausstand begründen und ließ nun in rascher Folge seine Dramen erscheinen, die ihm wachsende Anerkennung eintrugen. 1878 wurde ihm ein Teil des Schillerpreises, später der Grillparzerpreis zuerkannt. Enttäuschungen blieben ihm freilich auch nicht erspart. Die Gunst der Theaterbesucher blieb ihm nicht treu. Die in seinen Stücken, selbst den Komödien, behandelten ernsten Fragen entsprachen dem an seichtere Kost gewöhnten Tagesgeschmack nicht, so daß sich der Dichter seit Ende der siebziger Jahre eine Zeitlang ganz von der dramatischen Dichtung ab- und der epischen Prosa zuwandte. Schwerer als an dem Scheitern seiner in seine Dramen gesetzten Erwartungen trug er an dem Unglück in seinem Hause. Seine Ehe mußte, ohne daß ihn eine Schuld traf, 1889 geschieden werden. Er hat freilich auch mit dem häuslichen Elend wie mit so manchem Schweren, das ihn in seinem Leben schon betroffen hatte, sich abgefunden, ohne viel Aufhebens davon zu machen. Aber den letzten gewaltsamen Eingriff in sein Familienleben hat er nicht lange überlebt. Wenige Monate danach, kurz nach Vollendung seines fünfzigsten Lebensjahres, ist er (Dezember 1889) gestorben.

Anzengrubers Bedeutung beruht trotz der Vorzüge seiner durch treue Wirklichkeitsschilderung und feine Seelenmalerei ausgezeichneten Dorf- und Volksgeschichten, unter denen die beiden Romane „Der Schandfleck“ (1878) und „Der Sternsteinhof“ (1885) die bedeutendsten sind, auf seinen Dramen. Wenn unter der großen Zahl auch mancherlei Minderwertigeres sich findet, so bleibt ihm doch das Verdienst, im Gegensatz gegen die Unnatur und Hohlheit der damaligen Zugstücke und die in ihnen auftretenden Modefiguren ohne Blut und Leben wieder gehaltvolle Stücke auf die Bühne gebracht zu haben, in denen scharfgezeichnete urwüchsige Menschen von dem, was in ihnen lebte, Kunde gaben. Dabei hat er in dem „Meineidbauer“ (1871), den „Kreuzelschreibern“ (1872), dem „G'wissenswurm“ (1874) Stücke von bleibendem Wert geschaffen. Bezeichnend für seine Absicht ist, daß die überwiegende Mehrzahl seiner Dramen als „Volksstück“, „Bauernkomödie“ oder dergleichen bezeichnet wird. Der Dichter wollte auf die breite Menge des Volkes wirken

und durch den veredelnden Einfluß, den er erstrebte, ein Volkserzieher werden. Daß er dabei so lebenswarme Gestalten zu schaffen, mit so hohem sittlichen Ernst zu warnen oder zu strafen und mit so viel Gemütstiefe und seinem auf starkem Optimismus beruhenden Humor auch auf dem Hintergrund düsterer Sittengemälde aus einem gütigen Herzen heraus die Wege zu gesunder Lebensbejahung zu weisen wußte, bleibt sein Verdienst als Dichter und als Mensch.

e. P. Rosegger (1843–1918).

In seiner Bedeutung als Volksschriftsteller wird Anzengruber noch übertroffen durch seinen jüngeren Landsmann Peter **Rosegger.**

Als ältester Sohn eines infolge von allerlei Schicksalsschlägen und wegen seiner weltabgewandten, den Anforderungen der rauhen Wirklichkeit nicht gewachsenen Art allmählich verarmenden Bauern war er in einem einsamen Walddorf bei Krieglach in Obersteiermark geboren. Die gefühlsweiche, zum Träumen und Sinnieren neigende Art hatte er vom Vater ererbt, von der tatkräftigen, gütigen, zu jeder selbstlosen Hingabe fähigen und stets bereiten Mutter, die dem aufhorchenden Knaben aus ihrem reichen Schatz von Märchen, Legenden und Sagen mitteilte, die Lust am Erzählen, den gütigen Sinn und die scharfe Beobachtungsgabe.

Ohne eigentliche Schulbildung wuchs er auf. Nur Lesen und Schreiben lernte er von einem verkommenen früheren Lehrer. Sehr früh aber zeigte sich ein ungewöhnlicher Bildungsdrang. Was der Knabe an Büchern nur erreichen konnte, las er und baute sich daraus eine aus Phantasiegebilden und Wirklichkeit eigentümlich gemischte Welt auf. Früh mußte er den Eltern in der Wirtschaft zur Hand gehen, später als Ochsenjunge bei einem Nachbarn sich den Unterhalt verdienen. Da er sich überall wenig anstellig zeigte und für die Bauernarbeit zu schwächlich schien, zur Ermöglichung des Studiums jedoch die Mittel fehlten, wurde er mit siebzehn Jahren einem Schneider in die Lehre gegeben. Vier Jahre lang ist er dann mit ihm von einem Bauernhof zum andern gezogen, früh morgens zu oft weiter, beschwerlicher Wanderung hinaus, spät abends zumeist erst wieder heim. Was ihm aber an freier Zeit blieb, verwandte er restlos zu seiner Weiterbildung. Alle Ersparnisse legte er in Büchern an.

Sehr bald begann er mit schriftstellerischen Versuchen. Bereits in jenen Handwerkerjahren entstand eine beträchtliche Anzahl von Geschichten aller Art, die bei Bekannten Aufsehen erregten und schließlich auch zu einer Wendung seines Geschicks führten. Der Schriftleiter einer Grazer Zei'ung, der er einige Erzeugnisse seiner Mußestunden eingesandt hatte, warb ihm Gönner, die ihm erst (1864) den Eintritt in eine Laibacher Buchhandlung, dann den Besuch der Handelsakademie in Graz ermöglichten. Als er sie nach vier Jahren 1869 verlassen hatte, veröffentlichte er schnell hintereinander zwei Sammlungen von Gedichten in steirischer Mundart (1869) sowie von Erzählungen, Schwänken, Skizzen („Tannenharz und Fichtennadeln" 1870), in denen sich schon die im Elternhause und auf den Schneiderfahrten erworbene eingehende Kenntnis der Eigenart seiner Landsleute bekundete. Ein vom Steiermärkischen Landesausschuß bewilligtes Reisestipendium ermöglichte ihm dann in den Jahren 1870—1872 Reisen

durch Deutschland, Holland, die Schweiz und Italien, die seinen Gesichtskreis bedeutend erweiterten, und schon 1873 wurde er durch die Erinnerungen aus seiner Jugendzeit „Waldheimat“, mehr noch durch sein erstes größeres Werk „Die Schriften des Waldschulmeisters“ (1875) und die von ihm 1876 begründete Monatsschrift „Heimgarten“ in weiten Kreisen bekannt.

Inzwischen waren Liebes und Leides mannigfach über ihn gekommen. Die Not der Eltern, die den Hof hatten verkaufen müssen, das jahrelange Dahinsiechen der von wiederholten Schlaganfällen betroffenen Mutter und ihr 1872 erfolgter Tod hatten den von ganzer Seele an den Seinen hängenden Dichter schwer getroffen. Ein durch seine 1873 erfolgte Heirat und die Geburt eines Kindes ihm erblühendes Glück hatte ihm neue Lebensfreude und Schaffenskraft verliehen. Aber schon nach zwei Jahren stand er an der Bahre des geliebten Weibes und mußte in emsiger Arbeit sein Leid zu vergessen suchen. Dabei klang dann alles, was er in jenen Jahren erlebt hatte, in seinen Schriften wieder, vor allem das, was ihm die Herzlosigkeit der Gläubiger seines Vaters, die erbarmungslose Gleichgültigkeit der Nachbarn, die von ihnen ausgegangenen Demütigungen der Eltern, schließlich der Verlust des Vaterhauses angetan hatten.

Erfolg und Anerkennung wuchsen nun schnell. Schon 1876 konnte sich der Dichter in Krieglach ein eigenes Haus bauen, dem er 1879 wieder eine Hausfrau gab. Seit 1881 begann er seine gesammelten Schriften herauszugeben. Außerdem halfen zahlreiche Vorlesereisen, die er durch die großen Städte Österreichs und Deutschlands unternahm, eine große Gemeinde um ihn sammeln. Dabei brachte fast jedes Jahr noch neue Erzeugnisse seiner fleißigen Feder, oft sogar mehrere Bände. Die ihm daraus erwachsenden Erträge benutzte er in großherziger Weise zu Beweisen der ihm von der Mutter überkommenen Nächstenliebe. Namentlich für Vermehrung und Ausstattung der Schulen war er in Erinnerung an die Nöte der eigenen bildungshungrigen Jugend rastlos tätig und hat den Deutschen Schulverein aus eigenen Mitteln und durch erfolgreiche Bitten um „Bausteine“ wirksam unterstützt. Überhaupt hat er sich die Pflege des Deutschtums in Österreich, namentlich in Südtirol, mit großer Entschiedenheit angelegen sein lassen und ist auf alle Weise als Schirmvogt und Förderer alles Echten und Kernigen, das er seiner Heimat gern trotz aller Gefährdungen erhalten wissen wollte, auf den Plan getreten. In dem Roman „Das ewige Licht“ (1897) hat er die Grundsätze, die ihn dabei leiteten, gekennzeichnet. Seine Schaffensfreudigkeit ist ihm trotz häufiger Krankheiten bis in die letzte Zeit seines Lebens erhalten geblieben, wenn auch die Gestaltungskraft abnahm. Im Sommer 1918 ist er gestorben.

Gleich Anzengruber ist Rosegger in der Schilderung von Land und Leuten seiner Heimat durchaus wirklichkeitsgetreu, jenem überlegen durch die aus seinem Lebensgang sich erklärende eingehende Kenntnis des heimatlichen bäuerlichen Volkstums. Was in Anzengrubers Werken trotz aller Naturtreue der Personen und ihrer Umwelt doch an die Entstehung am Schreibtisch erinnert, fällt bei dem mitten aus dem vollen Leben schöpfenden Steiermärker fort, der in den Skizzen und Erzählungen vielfach die Einzelheiten geradezu abmalt und in seinen besten Schriften immer aus eigenem Anschauen und Erleben gestaltet. Daraus erklärt sich die Naturwahrheit und Lebendigkeit der Bilder aus der Alpenlandschaft

und dem Älplerleben, denen die Herzensgüte des Dichters und sein prächtiger Humor starke Anziehungskraft verleihen. Besonders die auf den eigenen Jugenderinnerungen des Dichters beruhenden Werke, neben „Waldheimat“ und „Waldschulmeister“ namentlich der Roman „Heidepeters Gabriel“ und die Erzählungen „Als ich noch der Waldbauernbub war“, sind dadurch ausgezeichnet. Auf den Eindrücken der Jugend beruhen auch die Reize seiner durch mundartlichen Einschlag und die dem begabten Zeichner eigene malerische Kraft des Ausdrucks in ihrer Wirksamkeit erhöhten Darstellungsweise. Leider ist dem alternden Manne die Vielschreiberei bezw. der Mangel an sichtender Selbstbeurteilung verhängnisvoll geworden. Auch tritt in seinen späteren Schriften das Lehrhafte, das ihm von Anfang an eigen war, immer stärker hervor und verführt ihn zu Langatmigkeit, zum Teil sogar zu allerlei Wunderlichkeiten. Aber die Zahl der durch ihre Lebensfrische dauernd wertvollen Schriften ist beträchtlich und um ihretwillen die Volkstümlichkeit des sich auf den engen Kreis der ihm vertrauten Heimat beschränkenden, aber auch nach seinen menschlichen Eigenschaften verehrungswürdigen Dichters wohlverdient.

Anmerkung. Ein poetischer Realist bester Art ist auch der vielfach noch nicht voll gewürdigte Hans Hoffmann, geboren 1848 in Stettin, dort, zu Stolp (Hinterpommern), Danzig und Berlin Gymnasiallehrer, dann freier Schriftsteller, als Generalsekretär der Schillerstiftung in Weimar 1909 gestorben. In seinen Novellen, Erzählungen und Märchen ist viel Treffliches zu finden, zumeist in den Novellen, unter denen „Iwan der Schreckliche und sein Hund“ (1889) und die Sammlung „Das Gymnasium zu Stolpenburg“ (1891) wohl am meisten die Erzählungskunst des Dichters und das Beste an ihm, den aus eigenem schmerzlichen Erleben und Überwinden geborenen köstlichen Humor, beweisen.

---

§ 54. Von den Tagen des jüngsten Deutschlands bis zur Gegenwart.

a. Grundzüge der Entwicklung.

Um die Mitte der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts setzte eine Bewegung ein, die, wie einst die Vorkämpfer von „Sturm und Drang“, eine neue Kunstblüte durch leidenschaftliche Bekämpfung der Tagesgrößen herbeiführen wollte und in der grundsätzlichen Vermeidung alles Hergebrachten sowie in der Beseitigung jeglicher Schönfärberei in bezug auf äußere und innere Vorgänge die wichtigste Vorbedingung für die von ihren Wortführern erstrebten Erfolge sah. Die Vertreter dieser Richtung bezeichneten sich mit Vorliebe als „Das jüngste Deutschland“ oder „Die Moderne“.

Von den Errungenschaften der Kriegsjahre 1870/71 waren sie insofern beeinflußt, als sie das damals in Deutschland sich in vielfacher Hinsicht bekundende gesteigerte Kraft- und Selbstbewußtsein auf die Anforderungen übertrugen, die sie an sich und die von ihnen verkündete neue Kunst stellten. Auch betonten sie anfänglich mit starkem Nachdruck den „Geist der wiedererwachten Nationalität“ und forderten eine „germanische“ Kunst. Aber die vaterländischen Bestrebungen traten sehr schnell hinter der zweiten Forderung zurück, die sie angesichts der wachsenden Schwierigkeiten der

sozialen Zustände erhoben, daß die Kunst sich vor allem die Behandlung brennender Zeitfragen angelegen sein lassen müsse und die Lösung der wichtigsten Gegenwartsaufgaben zu erstreben habe.

Die Beweggründe dieser jungen Stürmer verdienen insofern Anerkennung, als ihr Widerspruch gegen die damaligen literarischen Tagesgrößen berechtigt war. Die großen Lyriker und Erzähler der letzten Jahrzehnte waren zu jener Zeit erst in recht engen Kreisen bekannt; die große Menge der literarisch Interessierten wußte nichts von ihnen. Was sich aber im Theater wie auf dem Büchermarkt ihrer Gunst erfreute, verdiente scharfen Einspruch, die Dramen eines Paul Lindau, Oskar Blumenthal und Genossen ebenso wie die meisten dichterischen Erzeugnisse von Georg Ebers, Felix Dahn, Julius Wolff und Rudolf Baumbach (s. § 51 Anm.). Aber der Stimmaufwand, mit dem die neuen, im wesentlichen doch aus dem Realismus abgeleiteten Bestrebungen als etwas ganz Neues vertreten und gepriesen wurden, war unberechtigt und entsprach nicht den Mitteln, die den Neuerern zur Verfügung standen. In ihren Reihen war niemand, dem überragende dichterische Gaben einen dauernden Erfolg zu gewährleisten vermochten.

So kam es für die Lyrik, deren Erneuerung in erster Reihe erstrebt und durch eine im Jahre 1884 veröffentlichte Sammlung „Moderne Dichtercharaktere" in die Wege geleitet werden sollte, zunächst überhaupt zu keinem wesentlichen Ergebnis. Was der einzige, allgemein anerkannte Lyriker dieser Zeit, Detlev von **Liliencron**, schuf, lag zu beträchtlichem Teil abseits der Wege der „Jüngstdeutschen", die ihn ohne Berechtigung als ganz zu ihnen gehörig bezeichneten. Im übrigen aber wurden nur einzelne Gedichte von bleibendem Wert geschaffen, wie „So einer war auch er" und „Een Boot is noch buten" von Arno **Holz**, einem der wichtigsten Stimmführer der neuen Richtung (geb. 1863 zu Rastenburg in Ostpreußen), nebst einigen andern.

Ebenso oder noch ungünstiger stand es um die von den „Neutönern" geschaffene oder beeinflußte Romandichtung. Was in dieser Beziehung aus jener Zeit der „Revolution der Literatur", wie Karl **Bleibtreu** eine von ihm verfaßte Kampfschrift (1886) betitelt hatte, hervorging, ist sehr schnell verdienter Vergessenheit anheimgefallen. Bleibenderes haben erst die Nachzügler geschaffen, die sich in richtiger Erkenntnis von den durch die ersten Wortführer der „Moderne" empfohlenen Armeleutschilderungen wieder abwandten, besonders die Vertreter der Heimatkunst, die für die epische Prosadichtung als wertvollstes Ergebnis der auf volle Erfassung der Wirklichkeit zielenden Bestrebungen jener Tage anzusehen ist.

Erfolgreicher war die neue Richtung auf dem Gebiete des Dramas. Aber der Naturalismus, von dem sich die Neuerer ein Aufblühen zu ungeahnten künstlerischen Erfolgen versprachen, hat hier ebensowenig wie die Romandichtung zu leisten vermocht, was von ihm zu erwarten sein sollte. Außerdem war er kein selbständiges Erzeugnis der Jüngstdeutschen, sondern von Ausländern übernommen, dem Franzosen Zola (1840—1902), dem Norweger Ibsen (1828—1906), den Russen Tolstoi (1828—1910) und Dostojewski (1822—1881). Von ihnen war die photographisch getreue, durch keinerlei dichterische Zutaten oder Abstriche veränderte Wiedergabe der beobachteten Wirklichkeit entlehnt, durch die man den Realismus, der dem Dichter bezüglich der Verwertung und

Ausgestaltung der dem Leben entnommenen Stoffe sein Künstlerrecht zu wahren wußte, übertreffen zu können meinte. Ebenso ging auf jene ausländischen Vorbilder alles das zurück, was bei der von den Naturalisten beliebten Bevorzugung des Unerfreulichen und Krankhaften an rücksichtsloser, vor dem Schlimmsten nicht zurückschreckender Darstellung der Entartung geleistet wurde. Auch bei der Betätigung des Grundsatzes, daß der Mensch überall in erster Reihe als Ergebnis der Vererbung und der Umwelt anzusehen sei, folgte man ihren Spuren. So ergab sich freilich gegenüber dem bisherigen Gebrauch, nach dem man auch im bürgerlichen Drama durch die Erörterung ernster Probleme „der Menschheit große Gegenstände" zu behandeln gesucht hatte, etwas völlig Neues, das sich durch die grundsätzliche Vermeidung des Verses und der Monologe wie durch die peinlich genaue Nachahmung der Sprache der Gasse auch bezüglich der Form wesentlich von den Erzeugnissen der früheren Zeit unterschied. Aber diese neuen Errungenschaften wurden zu einem beträchtlichen Teil sehr bald als Verstiegenheiten erkannt, an deren Überwindung die besten unter den Vertretern der neuen Richtung mitgearbeitet haben. Geblieben ist schließlich von der ganzen, zuerst so aufdringlich empfohlenen neuen Kunst im wesentlichen nur der erneute Hinweis auf die Quellen, die sich der Dichtung durch scharfe Beobachtung und ausgiebige Verwertung der Wirklichkeit erschließen. Dafür wird man ihr Dank zu zollen haben.

Naturgemäß ergaben sich gegenüber dieser bewußten Beschränkung auf die Darstellung der bedrückenden Alltagswirklichkeit sehr schnell Gegenströmungen. Schon zwei Jahre, nachdem Arno **Holz** und Johannes **Schlaf** (geboren 1862 zu Querfurt in der Provinz Sachsen) durch die gemeinsam von ihnen verfaßte „Familie Selicke" (1890) das naturalistische Drama begründet hatten, ging in dem von Ludwig **Fulda** (geboren 1862 in Frankfurt am Main) gedichteten „Talisman" (1892) ein Märchendrama über die Bühne, in dem man das erste Anzeichen für das Aufkommen einer neuen Richtung sehen kann. Man hat sie als Neuromantik oder als Symbolismus bezeichnet. Mit einer auf die Neigungen der Romantiker zurückgreifenden Bevorzugung des Märchenhaften verband sich hier die durch Nietzsches „Zarathustra" angebahnte und durch französische Vorbilder stark beeinflußte Versenkung in die Rätsel der Naturzusammenhänge und die Geheimnisse des übersinnlichen Lebens. Sie stellte durch den Gegensatz gegen den Wirklichkeitsfanatismus der Naturalisten ein heilsames Gegengewicht gegen ihre Einseitigkeiten dar und hat der dichterischen Weiterentwicklung durch Empfehlung einer feinfühligen Berücksichtigung des Natur- und Seelenlebens tatsächliche Dienste geleistet.

So hat sich das, was an jenen Bestrebungen aus den achtziger Jahren gesund war, allmählich in der Form eines Ausgleichs zwischen dem Neuen und dem bewährten Alten durchgesetzt. Nachdem zunächst bei den bekannteren Dichtern fast immer ein starkes Schwanken zwischen den verschiedenen Richtungen zutage getreten war, hat sich nach und nach wieder eine größere Übereinstimmung über die Grundsätze dichterischer Betätigung ergeben. Der Aufstieg zu neuen großen Erfolgen ist aber bisher der deutschen Dichtung nicht beschieden gewesen, weil unter der großen Zahl von Tageserscheinungen, die Anerkennung verdienen, nirgends ein überragendes Talent hervorgetreten ist.

b. Die deutsche Dramendichtung seit 1871.

1. Am schnellsten und deutlichsten hat sich auf dem Gebiete des Dramas gezeigt, was von den Bestrebungen der „Moderne“ zu erwarten war. Der führende Dramatiker der neuen Richtung war

Gerhart Hauptmann.

Er ist Schlesier von Geburt. 1862 war er in dem bekannten Badeorte Obersalzbrunn als Sohn eines Gasthofsbesitzers geboren. In seinen Jugendjahren fehlte es ihm an Willensfestigkeit und Stetigkeit. Schon seine Erfolge auf der Schule waren gering, weil seine Neigungen und Gedanken mit Vorliebe eigene Wege gingen. Auf der bekannten Breslauer Realschule am Zwinger hatte er nur die Quarta erreicht, als er sich 1878 der Landwirtschaft zuwandte. Zwei Jahre später wurde ihm auf Veranlassung seines älteren, auch dichterisch hervorgetretenen Bruders Karl Gelegenheit gegeben, seine Fähigkeit zum Modellieren auf der Breslauer Kunstschule auszubilden. Auch hier brachte er es indessen zu keinem Abschluß seiner Ausbildung, entging vielmehr nur mit Mühe der Entlassung und begab sich, nachdem ihm auf Grund seiner künstlerischen Leistungen die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst zuerkannt worden war, 1882 nach Jena, wo er auf Veranlassung des Großherzogs als Student der Geschichtswissenschaft immatrikuliert wurde. Zwei Jahre danach finden wir ihn aber bereits wieder bei künstlerischer Tätigkeit. Nach einjährigem Studium, das hauptsächlich den Naturwissenschaften und der Philosophie zugewandt war, hatte er Jena verlassen und sich nach Beendigung einer längeren Mittelmeerreise in Rom niedergelassen, wo er sich der Bildhauerei widmete. Als er von dort durch Krankheit vertrieben war, ging er nach Dresden, wo er sich eine Zeitlang für den Schauspielerberuf ausbilden ließ, endlich, nachdem inzwischen durch seine Heirat mit einer Hamburger Großkaufmannstochter seine wirtschaftliche Unabhängigkeit noch mehr gesichert war, 1885 nach Berlin bezw. 1888 dem Vorort Erkner. Seit 1891 hat er seinen Wohnsitz wieder in der schlesischen Heimat aufgeschlagen und sich in Agnetendorf, am Fuße des Riesengebirges, angesiedelt.

Seit seiner Berliner Zeit wandte er sich einer rein dichterischen Tätigkeit zu, in der er sich seit seinen Jenaer Studentenjahren schon mehrfach versucht hatte. Entscheidend für seine Entwicklung wurde dabei der Verkehr mit Arno Holz. Durch ihn wurde er für die naturalistischen Bestrebungen gewonnen und galt seit 1889, nach der durch die „Freie Bühne“ veranstalteten Aufführung seines Dramas „Vor Sonnenaufgang“, als der von den Gesinnungsgenossen mit lautem Lobpreis auf den Schild erhobene wichtigste Wortführer der Dramatiker dieser Richtung. Bis zum Jahre 1893, in dem er durch die Aufführung seines Schauspiels „Die Weber“ auf die Höhe des Erfolges geführt wurde, hat er sich ständig in den damit beschrittenen Bahnen bewegt und sich dabei auch nicht ohne Erfolg in sozialen Lustspielen versucht („Kollege Crampton“ 1892, „Der Biberpelz“ 1893). Danach hat er mehrfach zwischen Symbolismus bezw. Neuromantik und Naturalismus geschwankt. „Hanneles Himmelfahrt“ (1893), „Die versunkene Glocke“ (1896), „Der arme Heinrich“ (1902) sind die wichtigsten Erscheinungen jener Traum-, Märchen- und Sagendichtungen, „Fuhrmann Henschel“ (1898) und „Rose Bernd“ (1903) die hervorragendsten unter den späteren Darstellungen fluchbeladener Wirklichkeit.

Neben seinen Dramen hat sich Hauptmann auch mehrfach auf dem Gebiet epischer Prosadichtung betätigt. Doch stehen die Werke dieser Art an Zahl und Bedeutung erheblich hinter den dramatischen zurück. Das bedeutendste ist „Der Narr in Christo Emanuel Quint" (1910).

Das Urteil über Hauptmann ist noch nicht abgeschlossen. Wie weit seinem Wirken eine bleibende Bedeutung für die Entwicklung des Dramas zuzusprechen sein wird, bleibt abzuwarten. Er hat wegen der Mängel, die seine naturalistischen wie seine symbolistischen Werke mit andern ihrer Gattung teilen, viel Anfeindungen erfahren. Doch dürfen darüber die Vorzüge, die ihn auszeichnen, nicht verkannt werden. In seinen Dichtungen offenbaren sich ein warmes Gefühl für das Elend der Armen, eine auf scharfer Beobachtungsgabe beruhende Fähigkeit zu anschaulicher Darstellung äußerer sowie innerer Vorgänge und eine hervorragende Sprachkunst. Dazu bezeugt er ein inniges Heimatgefühl. Eine ganze Anzahl seiner Werke gründet sich auf Beobachtungen und Erlebnisse in der schlesischen Heimat, deren Mundart er mit Vorliebe verwandte. So finden sich denn auch in fast all seinen Dramen, auch den letzten, gegen die, wie z. B. gegen das Jahrhundertfestspiel (1913), sehr viel berechtigter Widerspruch laut geworden ist, vielfach einzelne Stellen von hoher poetischer Schönheit.

2. Neben Hauptmann ist von den Naturalisten am lautesten der Ostpreuße Hermann **Sudermann** gerühmt worden (geb. 1857 als Sohn des Brauereipächters auf einem Gute unweit Heydekrug; seit 1877 lebt er in Berlin bezw. auf seinem nahe gelegenen Besitz). Er hat zunächst eine Reihe epischer Prosadichtungen veröffentlicht, unter denen der auf Jugenderinnerungen beruhende Roman „Frau Sorge" (1889) bei weitem das Beste ist, dann eine beträchtliche Anzahl von Dramen, zumeist Schauspielen. 1889 wurde ihre Reihe durch „Die Ehre" begonnen und dadurch der bis dahin kaum bekannte Verfasser mit einem Schlage unter die Tagesgrößen versetzt. Sein Ruhm ist aber trotz des unverkennbaren Geschicks, das der Dichter im Aufbau seiner Stücke zu betätigen weiß, wegen der Mängel an seelischer Vertiefung schnell verblichen. Seinen naturalistischen Stücken, unter denen „Heimat" (1893) und „Das Glück im Winkel" (1896) die bekanntesten sind, hat er auch zwei nach Art der Neuromantik gedichtete an die Seite gestellt, „Johannes" und „Die drei Reiherfedern" (beide 1898). Heimatliche Verhältnisse hat auch er seinen epischen wie seinen dramatischen Werken gern zugrunde gelegt.

Unter den sonstigen naturalistischen Dramatikern verdienen noch Erwähnung der Westpreuße Max **Halbe** (1865 in einem Dorfe nahe bei Danzig geboren), der die Verhältnisse seiner an der Grenze des deutschen und des slawischen Volkstums gelegenen Heimat zu anziehenden Stimmungsbildern zu verwenden weiß (Jugend 1893, Mutter Erde 1897, Der Strom 1904), und der jung verstorbene Hamburger Fritz **Stavenhagen** (1876—1906), dessen plattdeutsche Dramen, vor allem „Mudder Mews" (1904), eine erfolgreiche Neubelebung mundartlicher Dichtung zu verheißen schienen. Man kann auch den Tiroler Karl **Schönherr** (geb. 1868) noch als einen Nachzügler der naturalistischen Dramatik bezeichnen. Der Erfolg seines Dramas „Glaube und Heimat" (1910) beruht trotz des geschichtlichen Stoffes und des stark

heimatlichen Einschlags zu nicht geringem Teil auf einer den Naturalisten nachgeahmten Art der Wirklichkeitsschilderung.

Neuromantik und Symbolismus werden am entschiedensten von Hugo von **Hofmannsthal** (als Österreicher jüdischer Herkunft 1874 in Wien geboren) vertreten. Bereits als Achtzehnjähriger veröffentlichte er eine „dramatisch-lyrische Studie“ und hat danach in Anlehnung an den Belgier Maeterlinck eine Anzahl weiterer lyrisch-dramatischer Dichtungen geschaffen, die durch hohe dichterische Schönheit der Sprache und des Versbaus ausgezeichnet sind. An Handlung sind sie arm. Besonderes Aufsehen erregte seine Bearbeitung der „Elektra“ des großen griechischen Tragikers Sophokles (495—406 v. Chr.).

c. Neuere und neueste epische Prosadichtungen.

Die wichtigsten Ergebnisse der letzten Jahrzehnte für die erzählende Prosadichtung zusammenzufassen, ist sehr schwierig, weil unter der fast unübersehbaren Fülle von erfolgreichen Dichterpersönlichkeiten keine sind, denen eine Führerrolle allgemein zuerkannt wird.

Unter den Großstadtromanen der entschiedenen Naturalisten ist nichts, was sich dauernde Beachtung errungen hätte. Das Beste, was in dieser Beziehung geleistet worden ist, kommt auf die Rechnung von Dichtern, die nur Anregungen der Naturalisten befolgt haben, ohne sich ihrer Richtung völlig anzuschließen. In erster Reihe ist da Th. **Fontane** zu nennen (s. S. 179 ff.).

Er stellt schon den Übergang von dem Proletarierroman zum großstädtischen Sitten- und Gesellschaftsroman dar, der mit Geschick von Georg **von Ompteda** (geb. 1863 in Hannover), Hanns **von Zobeltitz** (geb. 1853 auf dem Gute Spiegelberg, Kr. Sternberg, in der Neumark, † 1918) u. v. a. m., in neuerer Zeit mit besonderem Erfolg von Thomas **Mann** (geb. 1875 in Lübeck) und Georg **Hermann** (eigentlich Georg Hermann Borchardt, geb. 1871 in Berlin) gepflegt worden ist (Th. Mann: Buddenbrooks 1902; Hermann: Jettchen Gebert 1906).

Unter den neueren Vertretern des Erziehungs- und Entwicklungsromans hat Gustav **Frenssen** (geb. 1863 in Barlt, Süderdithmarschen) mit seinem „Jörn Uhl“ (1901) den größten Erfolg gehabt. Von seinen früheren Werken verdienen besonders „Die drei Getreuen“ (1898), von seinen späteren „Peter Moors Fahrt nach Südwest“ (1906) Erwähnung. Neben Frenssen haben Hermann Anders **Krüger** (geb. 1871 in Dorpat) mit seinem Herrnhuterroman „Gottfried Kämpfer“ (1904) und Otto **Ernst** (eigentlich Otto Ernst Schmidt, geb. 1862 in Ottensen) mit den Semper-Romanen, besonders dem ersten „Asmus Sempers Jugendland“ (1894), einen großen Leserkreis gewonnen.

Den bedeutendsten Einfluß auf die Ausgestaltung der neueren Romanliteratur hat der seit Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit starkem Nachdruck vertretene Gedanke der „Heimatkunst“ gewonnen. Was damit gefordert wurde, ist zuerst von Cäsar **Flaischlen** (geb. 1864 in Stuttgart) im Vorwort zu seinem „Sammelbuch moderner Prosadichtung, Neuland“ (1894), dann mit besonderem Nachdruck von Friedrich **Lienhard** (geb. 1865 in einem Vogesendorfe unweit Zabern im Elsaß) vertreten worden (Wasgaufahrten 1895, Los von Berlin 1900, Neue Ideale 1901). Etwas

Neues war damit ja nicht gesagt. Schon lange bevor das Schlagwort geprägt wurde, haben die Vertreter der Dorfgeschichten und der mundartlichen Dichtung nebst zahlreichen andern wie Alexis, Keller, Anzengruber u. a. in diesem Sinne gewirkt. In neuerer Zeit hat dann als einer der ersten der leider sehr jung gestorbene Wilhelm **von Polenz,** geboren 1861 auf dem väterlichen Gute in der sächsischen Oberlausitz — unweit Bautzen — und dort 1903 verstorben, in seinen Romanen „Der Pfarrer von Breitendorf" (1893), „Der Büttnerbauer" (1895), „Der Grabenhäger" (1897) wurzelechte Heimatkunst geübt, nach ihm neben dem schon oben genannten Friedrich **Lienhard** mit seiner Romantrilogie: „Oberlin" (1910), „Der Spielmann" (1915), „Westmark" (1918) eine große Zahl anderer. Darunter ragen der Holsteiner Timm **Kröger** (1844—1918; Um den Wegzoll; Aus alter Truhe), der Bayer Ludwig **Ganghofer** (geb. 1855; Der Klosterjäger; Das Schweigen im Walde), der Schweizer Ernst **Zahn** (geb. 1867; Helden des Alltags; Herrgottsfäden; Lucas Hochstraßers Haus), der Rheinländer Rudolf **Herzog** (geb. 1869; Die Wiskottens), der Schlesier Paul **Keller** (geb. 1873; Waldwinter; Die Heimat) besonders hervor.

Auch die Frauen, die in der Romanliteratur der neueren Zeit in großer Zahl vertreten sind, haben in ihren Werken vielfach der Eigenart der engeren Heimat Rechnung getragen. Neben Ilse **Frapan** aus Hamburg (1851—1908; Hamburger Novellen), Helene **Böhlau** aus Weimar (geb. 1859; Ratsmädelgeschichten), Klara **Viebig** aus Trier (geb. 1860; Kinder der Eifel; Das Kreuz im Venn) hat sich Enrica von **Handel-Mazzetti** aus Wien (geb. 1871; Jesse und Maria; Die arme Margaret; Stephana Schwertner) hervorgetan.

d. Die lyrisch-epische Versdichtung seit 1871.

1. Liliencron (1844—1909). Als einer der spät Gereiften hat Detlev Freiherr von **Liliencron** erst in seinem sechsunddreißigsten Jahre, „durch einen Zufall veranlaßt", sein erstes Gedicht verfaßt, kurz vor Vollendung des vierzigsten seinen ersten Band Gedichte veröffentlicht.

Der Zweig des altadligen Geschlechts, dem er entstammte, war nicht mit Glücksgütern gesegnet. Der Vater war dänischer Hauptmann a. D. und Zollverwalter in Kiel, als ihm am 3. Juni 1844 dieser Sohn geboren wurde. Nach seinem eigenen Zeugnis hat der Dichter während seiner Schulzeit nur der neueren Geschichte eine lebhafte Teilnahme entgegengebracht, die er in sein späteres Leben übernommen hat, wie u. a. manche packende Ballade beweist. Schon in jungen Jahren hatte er sich den Offiziersberuf erwählt und ist bis an sein Lebensende nicht müde geworden, das Glück zu preisen, das er darin gefunden hat. 1864 war er ins preußische Heer eingetreten und hat an den Kriegen gegen Österreich und Frankreich mit Auszeichnung teilgenommen. Dazwischen hatte ihm häufiger Garnisonwechsel, der ihn durch sieben Provinzen führte, reichlich Gelegenheit gegeben, Land und Leute kennen zu lernen. Indessen mußte er bereits im Herbst 1871 „wegen Wunden und Schulden" als Hauptmann seinen Abschied nehmen.

Lange hat er sich dann vergebens bemüht, seinem Leben eine sichere Grundlage zu geben. Zunächst versuchte er, weil ihm seine mißlichen Vermögensverhältnisse den Aufenthalt in der Heimat verleideten, in Amerika,

wo er durch seine Mutter, die Tochter eines amerikanischen Generals deutscher Abstammung, Beziehungen hatte, seine militärischen Kenntnisse zu verwerten. Dann erhielt er, nach mühseliger Vorbereitung auf dem Landratsamte in Eckernförde, eine Stelle im staatlichen Verwaltungsdienst; er wurde Hardesvogt[1]) auf der Insel Pellworm bei Husum, dann Kirchspielvogt (Standesbeamter) in Kellinghusen, halbwegs zwischen Neumünster und Itzehoe. Von hier aus schickte er 1887 seinen Erstlingsband „Adjutantenritte und andere Gedichte" in die Welt. Da sie sich wegen der vom Althergebrachten weit abliegenden Art begeisterter Zustimmung der Jüngstdeutschen erfreuten und ihm einige Dramen sowie die Novelle „Eine Sommerschlacht" (1886) schnell gelangen, hoffte er, als Dichter seinen Unterhalt finden zu können. So legte er sein Amt, in dem er sich nie recht befriedigt gefühlt hatte, 1887 nieder.

Aber er wurde bitter enttäuscht. Er geriet für lange Jahre in schwere Not. Der Kreis seiner Verehrer war noch klein, und seine Bücher, die in schneller Folge erschienen, fanden wenig Absatz. Dazu hatte er schon während seiner Beamtenjahre seine Lebensgewohnheiten und -ansprüche mit seinen Einkünften nicht recht in Einklang zu bringen gewußt. So wuchs seine Bedrängnis in so bedrohlicher Weise, daß 1897 eine öffentliche Sammlung für ihn veranstaltet wurde. Auch in seinen häuslichen Verhältnissen verfolgte ihn Mißgeschick. Zweimal mußte seine Ehe geschieden werden. Erst ein dritter Ehebund verhalf ihm zu einer ihn beglückenden Häuslichkeit und einer verständnisvollen Lebensgefährtin.

Trotzdem hat er die Freude am Leben nicht verloren und mit seltener Unverzagtheit den Kampf mit den ihn umdrängenden Widerwärtigkeiten aufgenommen. Wer nicht weiß, wie schlimm es oft um ihn stand, wird aus seinen Dichtungen kaum etwas davon merken. Schließlich besserte sich seine Lage. Seit 1901 war ihm, nachdem er seit 1887 zunächst in München, dann in Altona gewohnt hatte, durch die Hilfe von Freunden in Alt-Rahlstedt bei Hamburg ein gemütliches Heim bereitet worden. Auch sonst zeigte sich, daß die Zahl seiner Anhänger wuchs. Seit seinem sechzigsten Geburtstage bezog er außerdem ein Gnadengehalt aus der kaiserlichen Schatulle. So hat er sich noch fast ein Jahrzehnt eines behaglichen Lebensabends freuen können. Wenige Wochen nach Beginn seines sechsundsechzigsten Jahres ist er Ende Juni 1909 gestorben.

Von seinen zahlreichen Werken konnten die Dramen am wenigsten auf Anerkennung rechnen. Auch seine Romane haben keinen rechten Anklang gefunden, ebenso trotz vieler einzelnen Schönheiten das sehr weit ausgesponnene Epos „Poggfred" nicht. Des Dichters Ruhm beruht vielmehr durchaus auf seinen kleineren lyrischen und epischen Dichtungen. Am bekanntesten sind seine „Kriegsnovellen" (1894) und eine Anzahl seiner epischen und lyrischen Gedichte. Seine gesammelten Werke enthalten freilich auch in dieser Beziehung sehr viel Minderwertiges. Daneben aber findet sich viel Schönes. Naturbilder von packender Anschaulichkeit wie „Einsame Eiche" (Septembermittag. Sommerheiß), tiefempfundene Liebesgedichte wie „Einen Sommer lang" (Zwischen Roggenfeld und Hecken), „Vergiß die Mühle nicht" (Der Blick aus unserm Fenster), Stimmungsbilder wie „Krieg und Friede" (Ich stand an eines Gartens Rand), „Auf

[1]) Der Titel ist aus der dänischen Zeit übernommen worden. Die Harden waren in Dänemark Gerichtsbezirke, Unterabteilungen der Ämter.

dem Kirchhof" (Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt) und poetische Erzählungen wie „Tod in Ähren", „Wer weiß wo", „Die Musik kommt", „In einer Winternacht" (Viel Tausende haben sich aufgemacht) werden immer hoch gewertet werden, ebenso einzelne Balladen wie „König Abels Tod", „Trutz, Blanke Hans", „Pidder Lüng".

In diesen Gedichten und in den Kriegsnovellen kommt Liliencrons Eigenart am deutlichsten zum Ausdruck. Sie beruht in erster Reihe auf der lebensprühenden Frische seiner Persönlichkeit, die überall deutlich erkennbar hinter seinen Dichtungen steht, in der Echtheit seines Empfindens und vor allem in der Unmittelbarkeit und Anschaulichkeit seiner Sprache. Die Fülle von Bildern, die ihm zur Verfügung stehen, die malende Kraft seiner Neubildungen und eigenartigen Zusammensetzungen, das, was man seinen Impressionismus nennt: die Fähigkeit, scharf aufgefaßte Augenblicksbilder mit ganz knappen Worten in lebensvollster Frische vor uns hinzustellen und dabei die eigene Stimmung dem Hörer und Leser fast aufzuzwingen, dazu die volkstümliche Art, die sich vor Unebenheiten der Form und Ausdrücken des Alltags nicht scheut, geben seinen Versen wie der Prosa seiner Kriegsnovellen ihren eigenartigen Reiz.

Durch diese neuartige Form hat er auch auf die Späteren einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Unmittelbarkeit und Natürlichkeit des Ausdrucks sind durch ihn ersichtlich gefördert worden. Freilich hat sein Beispiel zu mannigfachen Entgleisungen Anlaß gegeben. Es gehen doch schon in einzelnen seiner Gedichte die bis auf Stichworte beschränkte Knappheit der Sprache und die übergroße Natürlichkeit des Ausdrucks bis an die Grenze des Erträglichen. Andererseits verdienen die innige Heimatliebe, die den Dichter zum beredten Lobredner von Heide, Moor und Marsch, zum begeisterten Schilderer ihrer stillen Schönheiten gemacht hat, wie die vaterländische Begeisterung, die immer wieder in seinen Dichtungen zutage tritt, dankbare Anerkennung.

2. Unter den Späteren ist anfänglich Gustav **Falke** (geboren 1853 in Lübeck, Buchhändler, dann Musiklehrer in Hamburg, wo er 1916 starb) von Liliencron stark beeinflußt worden („Der Rittmeister"). Allmählich hat er nach seinem eigenen Zeugnis „immer mehr vom Lauten zum Stillen, vom Malerischen zum Dichterischen vorzudringen" gesucht und hat, namentlich in seinen Bildern aus dem Familien- und Kinderleben, viel Schönes geschaffen, das durch Tiefe des Empfindens und Schlichtheit der Form zu dem Besten gehört, was die neuere Lyrik hervorgebracht hat (Die feinen Ohren, Ein Tageslauf, Gebet, Meinem Kinde).

Epiker und Lyriker wie Falke und Liliencron ist auch Prinz Emil zu **Schönaich-Carolath** (1852 in Breslau geboren, † 1908). Die bilderreiche Sprache seiner früheren Gedichte hat sich mehr und mehr zu einem schlichten, volksliedartigen Tone abgeklärt. Überall zeigen sie reiches Innenleben und echte Heimatliebe (vgl. „O Deutschland": Mondschein und Giebeldächer). Verwandt berühren die Dichtungen des 1872 zu Lindenstadt bei Birnbaum in Posen geborenen Karl **Busse** († 1918).

Eigene Wege ist in seinen Gedichten wie in seinem Epos „Olympischer Frühling" der Schweizer Karl **Spitteler** gegangen (geb. 1845). Ernste, sittliche Lebensauffassung, Gedankentiefe und Wohllaut der Sprache zeichnen den Dichter aus.

Tiefe des Empfindens und abwechslungsreiche, stets wohlklingende dichterische Formen sind auch dem 1856 in Berlin geborenen Ferdinand **Avenarius** nachzurühmen, der sich als Herausgeber des „Kunstwart“ große Verdienste um die Förderung echter Kunst und die Ausbildung des künstlerischen Geschmacks erworben hat. In seiner episch-lyrischen Dichtung „Lebe“ (1893) und in balladenartigen bezw. erzählenden Gedichten (Theodor; Der goldene Tod) kommt seine Art am besten zum Ausdruck.

Auch Cäsar **Flaischlen** (s. S. 192) und Gustav **Schüler** (geb. 1871 zu Kl.-Reetz im Oderbruch) haben eine größere Gemeinde treuer Anhänger um sich gesammet. Die Sammlungen Flaischlens („Von Alltag und Sonne, Gedichte in Prosa“; „Heimat und Welt“) werden mit Recht mehr und mehr geschätzt, ebenso Schülers religiöse Gedichte, besonders seine „Gottsucherlieder“ (Auf den Strömen der Welt zu den Meeren Gottes).

Viel umstritten sind Richard **Dehmel** (geb. 1863 in einem Spreewalddorfe) und Stephan **George** (geb. 1866 zu Büdesheim in Hessen).

In Dehmel vereinigen sich viel Widersprüche. Aber er nimmt es ernst mit dem Ringen um die Abklärung. Das beweist z. B. sein stetes Bemühen um die seinen Absichten am besten entsprechende Form, das ihn wie Keller und Meyer auch an den bereits veröffentlichten Gedichten immer wieder noch feilen läßt. So hat das tiefe Verantwortlichkeitsgefühl, das ihn beseelt, auch dem mehr als Fünfzigjährigen noch die Waffe in die Hand gedrückt, als der Weltkrieg ausbrach, und er hat sein vaterländisches Empfinden mit warmen Worten zum Ausdruck gebracht (Sei gesegnet, ernste Stunde, die uns endlich stählern eint). Auch sonst sind ihm neben manchem, was uns befremdlich anmutet oder durch naturalistische Derbheit geradezu abstoßend wirkt, manche Gedichte gelungen, die uns nach Inhalt und Form zu einem reinen Genuß verhelfen. Besondere Anerkennung verdient die dichterische Höhenlage, zu der er sich bei Behandlung der sozialen Frage zu erheben versteht (Der Arbeitsmann; Erntelied; Drohende Aussicht).

Sehr viel mehr tritt die symbolistische Art, die man Dehmel vorgeworfen hat, an St. George zutage. Sie läßt ihn oft schwer verständlich werden. Dabei erinnert die Strenge und Reinheit seiner dichterischen Formen an Platen.

Die Balladendichtung hat in neuerer Zeit besonders in Börries Freiherrn **von Münchhausen,** geboren 1874 zu Hildesheim, Agnes **Miegel,** geboren 1879 zu Königsberg i. Pr., und Lulu **von Strauß und Torney,** geboren 1873 zu Bückeburg, namhafte Vertreter gefunden.

Der Weltkrieg hat trotz der großen Zahl von Kriegsgedichten, die in stattlichen Sammelbänden vorliegen, und trotz mancher anerkennenswerten Einzelerscheinungen die neue Blütezeit deutscher Lyrik, die man zunächst von ihm erwartet hatte, nicht heraufzuführen vermocht. Des bleibend Wertvollen ist nur wenig geschaffen worden.

e. Aus der wissenschaftlichen Prosa unserer Tage.

Neben schon erwähnten Stilkünstlern wie Nietzsche, Scherer, Treitschke (s. S. 176) ist auch auf den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten eine beträchtliche Anzahl führender Männer hervorgetreten, die als Meister der Prosadarstellung zu werten sind.

Unter den Ästhetikern ist von älteren in erster Reihe der Schwabe Friedrich Theodor **Vischer** zu nennen (1807—1887). Seine Hauptschriften „Kritische Gänge" (1844) und „Die Ästhetik" (1847) liegen zwar schon vor dem hier behandelten Zeitraum; seine wertvollen Untersuchungen über „Goethes Faust" (1875) ragen aber in ihn hinein. Auch sein humoristischer Roman „Auch einer" gehört zu den besten seiner Gattung, wenn sich auch viele von Jean Paul übernommene Sonderbarkeiten darin finden. Von den neueren Vertretern der Ästhetik ist in erster Reihe Johannes **Volkelt** (geb. 1848) beachtenswert, dessen „Ästhetik des Tragischen" viele wichtige Gesichtspunkte aufstellt, besonders auch durch seinen Widerspruch gegen die von Hebbel vertretene Auffassung vom Wesen des Tragischen (s. S. 149).

Auf dem Gebiete der Altertumskunde ist Ulrich **von Wilamowitz-Möllendorf** (geb. 1848; „Einleitung in die griechische Tragödie"; „Die griechische Literatur des Altertums"; „Reden und Vorträge") auch bezüglich der Kunst der Darstellung einer der ersten.

Die größten Meister der geschichtlichen Prosa gehören zumeist schon der Zeit vor 1870/71 an. Curtius, Giesebrecht, Mommsen, Ranke, von Sybel sind oben genannt. An ihre Seite darf sich Helmut **von Moltke** stellen (1800—1891), dessen „Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten" durch glänzende Darstellung ausgezeichnet sind. Aus neuerer Zeit verdient Paul de **Lagarde** (1827—1891) auch in dieser Beziehung die ihm allmählich immer allgemeiner zu teil werdende Beachtung („Deutsche Schriften"). An seine Seite können sich Johannes **Janssen** (1829—1891) und Karl **Lamprecht** (1856—1915) stellen. Janssens „Geschichte des deutschen Volkes" ist allerdings so sehr von katholischem Standpunkte geschrieben, daß man sie als Tendenzwerk bezeichnet hat. Lamprechts „Deutsche Geschichte" hat in der planmäßigen Berücksichtigung der gesamten kulturgeschichtlichen Entwicklung ihre besondere Eigenart; leider wird der Genuß der spannenden Schilderung durch ein Übermaß von Fremdwörtern beeinträchtigt.

Sonstige hervorragende kulturgeschichtliche Darstellungen verdanken wir Viktor **Hehn** (1813—1890; „Kulturpflanzen und Haustiere") und Jakob **Burckhardt** (1818—1897; „Kultur der Renaissance"). Max (von) **Eyth** (1836—1906), der auch mehrere beachtenswerte Romane verfaßt hat, darf gleichfalls beanspruchen, mit seinem Buche „Hinter Pflug und Schraubstock" hier genannt zu werden, wenn es auch nicht wissenschaftlichen Charakter trägt, ebenso der aus England gebürtige, zum Deutschen gewordene Houston Stewart **Chamberlain** (spr. Haust'n Stjuĕrt Tschĕmberlĕn; geb. 1855) mit dem vielgelesenen Buche „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts".

Auf dem Sondergebiete der Literaturgeschichte ist eine Fülle bemerkenswerter Erscheinungen zu verzeichnen. Besondere Beachtung verdienen außer einer ganzen Anzahl der im Anhang genannten biographischen Werke Viktor **Hehn** (s. oben) „Gedanken über Goethe", Kuno **Fischer** (1824—1907; „Goethes Faust"), Rudolf **Hildebrand** (1824—1894), der neben seinem grundlegenden Werke „Vom deutschen Sprachunterricht" tiefschürfende „Gedanken über Gott, die Welt und das Ich" veröffentlicht hat, und Wilhelm **Bode** (geb. 1845), der nach verschiedenen Vorarbeiten über Einzelgebiete aus Goethes Leben soeben eine Goethebiographie erscheinen läßt.

Auch einige Theologen, denen wir bedeutsame, stilistisch hervorragende geschichtliche Darstellungen verdanken, können hier angeschlossen werden, Karl (von) **Weizsäcker** (1822—1899; „Das apostolische Zeitalter der christlichen Kirche"), Willibald **Beyschlag** (1823—1900; „Lebenserinnerungen"), Julius **Köstlin** (1826—1902; „Martin Luther"), Adolf (von) **Harnack** (geb. 1851; „Das Wesen des Christentums").

Unter den Naturforschern kann sich bezüglich der Kunst der Darstellung neben den obengenannten **Helmholtz** (s. S. 176) von den älteren A. E. **Brehm** stellen (1829—1884; „Tierleben"), von den jüngeren in erster Reihe Karl Ludwig **Schleich** (geb. 1859; „Vom Schaltwerk der Gedanken"; „Von der Seele").

Auch mehrere Pädagogen zeichnen sich durch die Kunst anziehender Darstellung aus, Friedrich **Paulsen** (1846—1908; „Geschichte des gelehrten Unterrichts"), Adolf **Matthias** (1847—1917; „Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin", „Wie werden wir Kinder des Glücks"), Paul **Natorp** (geb. 1854; „Pestalozzi"; „Sozialpädagogik"), Eduard **von Sallwürk** (geb. 1839; „Die Schule des Willens").

Unter den Philosophen sind neben Hermann **Lotze** (1817—1881) und Eduard **von Hartmann** (1842—1906), deren Hauptwerke „Mikrokosmus" bezw. „Die Philosophie des Unbewußten" bereits 1864 bezw. 1869 erschienen, als Meister der Darstellung zu nennen Wilhelm **Wundt** (geb. 1832; „Menschen- und Tierseele"; „Physiologische Psychologie"), Friedrich **Paulsen** (s. oben; „System der Ethik") und Rudolf **Eucken** (geb. 1846; „Lebensanschauungen großer Denker").

Von den Politikern überragt auch als Stilkünstler Fürst Otto **von Bismarck** (1815—1898) seine Zeitgenossen. Seine „Gedanken und Erinnerungen" stehen in dieser Beziehung ebenso hoch wie die Briefe an seine Braut und Gattin.

Anhang.

I. Zeit=

Aus der allgemeinen Welt= und Kulturgeschichte.

Von der Zeit der Völkerwanderung

Um 375 Wulfilas Bibelübersetzung; Einfall der Hunnen in Europa.
496 Chlodwigs Übertritt zum Christentum.
Um 500 Theoderichs des Großen (Dietrichs von Bern) Ostgotenreich in Italien.
„ 600 Irische, um 700 angelsächsische Missionare in Deutschland.
754 Bonifatius' Tod.
768—814 Karl der Große (814—840 Ludwig der Fromme; 843 Teilungsvertrag zu Verdun).
936—973 Otto der Große (962 Ottos Kaiserkrönung).

1096—1099 Der erste Kreuzzug.

Von der Stauferzeit

1138—1254 Die Hohenstaufenkaiser.
1152—1190 Friedrich Barbarossa (1184 Frühlingsfest in Mainz; 1189 bis 1192 der dritte Kreuzzug).

1198—1208 bezw. 1215 Philipp von Schwaben und Otto IV.
1198—1216 Innozenz III.

Um 1215 Begründung des Franziskaner= und des Dominikanerordens.
1215—1250 Friedrich II.

Um 1250 Anfänge der Hansa.
1256—1273 Das Interregnum.
1273—1291 Rudolf von Habsburg.
1291 Gründung der Schweizer Eidgenossenschaft.

Aus der Zeit der Vorreformation

Um 1300 Dante (1265—1321).
1348 Gründung der Universität Prag.
Um 1350 Beginn des Gebrauchs des Schießpulvers in Europa.
Petrarca (1304—1374); Boccaccio (1313—1375): Begründung des Humanismus. — Die deutsche Mystik (Eckhart, Suso, Tauler).
1356 Die goldene Bulle.
1414—1418 Kostnitzer Konzil (Hus).
Um 1450 Erfindung der Buchdruckerkunst.
1453 Eroberung Konstantinopels durch die Türken.
Um 1475 Lorenzo de Medici.
1492 Entdeckung Amerikas.
1493—1519 Maximilian I.
Um 1500 Lionardo da Vinci, Michelangelo, Tizian, Raffael.
Dürer, Lukas Kranach, Hans Holbein, Peter Vischer.
Reuchlin, Erasmus von Rotterdam.

1517, 31. Oktober Thesenanschlag in Wittenberg.
1521 Luther auf dem Reichstage zu Worms.

1524—1525 Der Bauernkrieg.

tafel.

Aus der Geschichte der deutschen Dichtung.

bis zum Beginn der Kreuzzüge.

Zwischen 375 und 700 Ausbildung der Heldensagen (Sagenkreise – Hildebrandslied; Merseburger Zaubersprüche).

Um 830 Wessobrunner Gebet; Muspilli; Heliand.
„ 870 Otfrieds „Krist".
„ 930 Ekkehards Waltharilied.
„ 960 Roswithas Dramen.

bis zu Rudolf von Habsburg.

Um 1130 Pfaffe Lamprecht „Alexanderlied"; Pfaffe Konrad „Rolandslied".
„ 1150 „König Rother", „Herzog Ernst". –
Der Kürenberger, bald danach Dietmar von Aist.
„ 1185 Heinrich von Veldeke „Eneït"; Reinmar der Alte.
„ 1190 Walter von der Vogelweide kommt an den Wiener Hof (bis 1198).
„ 1198 Walters Eingreifen in den staufisch-welfischen Wahlstreit.
„ 1200 Hartmann von Aue; Gottfried von Straßburg „Tristan und Isolde".
Das Nibelungenlied.
„ 1210 Wolfram von Eschenbach „Parzival".
„ 1220 Das Gudrunlied. – Neidharts von Reuenthal Lieder.
„ 1230 Freidank „Bescheidenheit".
Eike von Repgowe „Der Sachsenspiegel".

und der Reformation.

Um 1300 Passionsspiele in Deutschland.

Um 1350 Ulrich Boner „Edelstein".

Um 1450–1550 Blüte des Meistersangs.

Um 1500 Sebastian Brant „Das Narrenschiff".
Die Schuldramen.
Aufblühen des Volkslieds.
Die Volksbücher.
Um 1515 Epistolae obscurorum virorum.
1520 Die drei großen Reformationsschriften Luthers.
1522 Luthers Neues Testament.
1523 Hans Sachs „Die Wittenbergisch Nachtigall"; Huttens Tod.

1530 Reichstag zu Augsburg (Augsburger Bekenntnis).
1540 Gründung des Jesuitenordens.
1546—1547 Der schmalkaldische Krieg.
Um 1550 Durchführung der Reformation in Genf, in Frankreich und England.
1552 Der Passauer Vertrag.
1555 Religionsfriede zu Augsburg.
1572 Pariser Bluthochzeit.
1577 Sonderung der Lutheraner und Reformierten durch die Konkordienformel.
Um 1600 Shakespeare (1564—1616; Elisabeth von England 1558—1603).

Aus der Zeit

1618—1648 Der Dreißigjährige Krieg.
Um 1620 Kepler (Kopernikus † 1543).
1638 Comenius „Große Unterrichtslehre" (lateinische Übersetzung).

1658 Herzog Ernsts des Frommen Schulmethodus.
Um 1660 Milton (1654—1658 Cromwell Protektor von England, Schottland und Irland); Rembrandt.

Aus dem Zeitalter

1643—1715 Ludwig XIV.
Um 1650—1690 Die Begründer der französisch-englischen Aufklärung (Descartes † 1650; Spinoza † 1677; Locke: Untersuchung über den menschlichen Verstand 1690).
1670 Speners collegia pietatis.
1675 Schlacht bei Fehrbellin. (Der Große Kurfürst 1640—1688.)
Spener: „Pia desideria".
Um 1680 Ludwig XIV. auf der Höhe seiner Macht.
Blütezeit der französischen Dichtung (Corneille, Molière, Lafontaine, Racine, Boileau, Fénélon).
1685 Aufhebung des Edikts von Nantes; Einwanderung zahlreicher französischer Flüchtlinge in Deutschland.
1694 Erneuerung der Universität Halle (Thomasius).
1695 Gründung des Waisenhauses in Halle durch A. H. Francke.
1700 Gründung der Akademie der Wissenschaften in Berlin (Leibniz).
1701 Preußen wird Königreich.
Um 1700—1720 Leibniz und Christian Wolff die Vertreter der deutschen Aufklärung.
1713—1740 Friedrich Wilhelm I. von Preußen (1717 Einführung der allgemeinen Schulpflicht in Preußen).
Um 1730 Die auf pietistische Anregungen zurückgehende Blütezeit der deutschen geistlichen Musik: Johann Sebastian Bach; Händel.

Aus der Zeit Friedrichs des Großen

1740—1786 Friedrich der Große. (1740 Abschaffung der Folter in Preußen; Zurückberufung des durch Friedrich Wilhelm I. aus Halle vertriebenen Christian Wolff).

1524 Luthers Schrift an die Bürgermeister und Ratsherrn.
Die ersten evangelischen Kirchenliedersammlungen.

1534 **Vollendung der Bibelübersetzung Luthers.**

1555 Wickram „Rollwagenbüchlein".

Um 1580 Johann Fischarts Schriften.
„ 1600 Rollenhagen „Der Froschmäuseler".
Die englischen Schauspieler in Deutschland; Nachahmung der englischen Dramen durch deutsche Dichtungen.

des Dreißigjährigen Krieges.
1617 Gründung des Palmenordens. — Die Sprachgesellschaften.
1624 Martin Opitz „Von der deutschen Poeterei".
Um 1640 Die erste schlesische Dichterschule: Neues Aufblühen des evangelischen Kirchenliedes (Fleming, Rinckart, Dach).
Andreas Gryphius; Friedrich von Logau.
Um 1660 Die Lieder Paul Gerhardts und seiner Zeitgenossen.
Um 1670 Grimmelshausen „Simplizissimus".
Die zweite schlesische Dichterschule.

Ludwigs XIV.

Um 1700 **Die Blüte des pietistischen Kirchenlieds.**

„ 1720 Christian Günthers Dichtungen.

1730 Gottsched „Versuch einer kritischen Dichtkunst für die Deutschen".

und dem Zeitalter der französischen Revolution.
Um 1740 Der Streit zwischen Gottsched und den Schweizern (Bodmer, Breitinger).
Haller; Hagedorn.
Seit 1744 Die Bremer Beiträge.
1746—1748 Gellert „Fabeln und Erzählungen".
1748 Klopstock (1724—1803): Erste Oden; die drei ersten Gesänge des „Messias".
Lessing (1729—1781) kommt nach Berlin.

1750—1753 Voltaire in Sanssouci.
1751 Begründung der Enzyklopädie durch Diderot und d'Alembert.

1756—1763 Der Siebenjährige Krieg.
1762 Rousseau: „Der Gesellschaftsvertrag", „Emil".
1763 Generallandschulreglement Friedrichs des Großen.
1765 Percy: Alte englische Balladen („Reliques of ancient english poetry"); Macpherson: Ossian.

1773 Aufhebung des Jesuitenordens.
1774 Eröffnung des Philanthropins in Dessau (1768 Basedows „Vorstellung an Menschenfreunde").

1780—1790 Joseph II. (1781 Toleranzedikt und Aufhebung der Leibeigenschaft).
Gluck (1714—1787) und Mozart (1756—1791) auf der Höhe ihrer Wirksamkeit.
1786 Friedrichs des Großen Tod.

1789 Ausbruch der französischen Revolution (1792 der Feldzug in der Champagne, 1793 Hinrichtung Ludwigs XVI.).

1796 Bonapartes Siege in Italien.

1797 Haydn (1732—1809): „Die Schöpfung"; „Die Jahreszeiten".

1799 Schleiermacher: „Reden über die Religion".

1804 Bonaparte wird Kaiser.
1805 Dreikaiserschlacht bei Austerlitz.
Beethoven (1770—1827): „Eroica".

Aus der Zeit von Preußens

1806 Schlacht bei Jena und Auerstädt.

1807/08 Stein, Hardenberg, Scharnhorst: Reformen in Preußen.
Fichtes Reden an die deutsche Nation.
1810 Tod der Königin Luise.
Gründung der Universität Berlin.
1812 Napoleons Zug gegen Rußland.
1813/15 Die Befreiungskriege (1815 Begründung der deutschen Burschenschaft in Jena).

Um 1750 Klopstock (1750/51) und Wieland (1752/54) bei Bodmer in Zürich (Wieland 1733—1813).
1755 Lessing „Miß Sara Sampson".
Winckelmann „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst".
1758 Gleim (1719—1803) „Kriegslieder".
1759 Lessing „Literaturbriefe"; Schiller geboren (10. November).
1766 Wieland „Agathon"; Lessing „Laokoon".
1767 Lessing „Minna von Barnhelm"; Beginn der „Hamburgischen Dramaturgie" (bis 1769).
Herder (1744—1803) „Fragmente über die neuere deutsche Literatur".
1769 Herder „Kritische Wälder".
1770 Lessing kommt nach Wolfenbüttel, Goethe (1749—1832) nach Straßburg (Herder; Friederike Brion).
1772 Lessing „Emilia Galotti"; Wieland kommt nach Weimar.
1773 Goethe „Götz von Berlichingen"; Bürger (1747—1794) „Lenore".
1774 Goethe „Werthers Leiden".
1775 Goethes Übersiedelung nach Weimar.
1776 Klinger „Sturm und Drang"; Leisewitz „Julius von Tarent".
Herder wird Generalsuperintendent in Weimar.
1779 Lessings „Nathan".
1780 Wieland „Oberon"; Friedrich der Große „De la littérature allemande".
1781 Schillers „Räuber"; Kant „Kritik der reinen Vernunft"; Pestalozzi „Lienhard und Gertrud"; Joh. Heinr. Voß „Odyssee". — Lessings Tod.
1786—1788 Goethe in Italien (3. September 1786 bis 18. Juni 1788).
1787 Goethe „Iphigenie", Schiller „Don Carlos".
1789 Schiller übernimmt die Professur in Jena (1788—1796 seine wichtigsten Prosaschriften).
1794 Beginn der Freundschaft zwischen Schiller und Goethe (1794—1797 Wilhelm von Humboldt in Jena).
1795 Voß „Luise"; Jean Paul (1763—1825) „Hesperus".
1795/96 Goethe: „Wilhelm Meisters Lehrjahre". — Seit 1796 Schillers Meisterdramen.
1797 Zahlreiche Balladen Schillers und Goethes; Goethe „Hermann und Dorothea".
Hölderlin (1770—1843) „Hyperion".
1798 Schillers „Glocke". — Seit 1798 Friedr. und A. W. Schlegels Zeitschrift „Athenäum" (Begründung der romantischen Schule).
1799 Schillers „Wallenstein" beendet. Tieck (1773—1853) „Genoveva"; Novalis (1772—1801) „Heinrich von Ofterdingen" (die Frühromantiker).
Schillers Übersiedelung nach Weimar.
1803 Gleims, Klopstocks, Herders Tod. — Hebel „Alemannische Gedichte".
1805, 9. Mai Schillers Tod.

Niedergang und Wiedergeburt.

1806 Arnim-Brentano: „Des Knaben Wunderhorn." — Heidelberg als Sammelpunkt der jüngeren Romantiker.
1808 Goethes „Faust" 1. Teil. — Erstaufführung von Kleist (1777—1811) „Der zerbrochene Krug".
1810 Kleist: „Der Prinz von Homburg".

1812 Jak. und Wilh. Grimm: „Kinder- und Hausmärchen."
1813/15 Die Dichter der Befreiungskriege. — 1813 Wielands und Körners Tod.

1814 Erfindung der Lokomotive durch den Engländer Stephenson.

1819 Die Karlsbader Beschlüsse.

Um 1820 Schopenhauer: „Die Welt als Wille und Vorstellung".
Hegel, Schelling, Herbart.

„ 1825 Hervortreten der romantischen Einflüsse in der deutschen Musik (1826 Karl Maria von Webers, 1828 Franz Schuberts Tod, seit 1835 Mendelssohn in Leipzig) und in der Malerei (Cornelius, Schnorr von Carolsfeld, Ludwig Richter, M. von Schwind).

Aus dem Zeitalter

1830 Die Julirevolution in Paris.

1833 Gründung des deutschen Zollvereins.
Erste Anlage eines elektromagnetischen Telegraphen durch Gauß und Weber.
Eröffnung der ersten deutschen Eisenbahnstrecke (Nürnberg—Fürth).

1840 Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV.

1850 Verfassung in Preußen.
1852 Das zweite Kaiserreich in Frankreich.

Um 1855 Wissenschaftliche Großtaten deutscher Gelehrter. Erfindung des Augenspiegels durch Helmholtz (1851), Mommsen: Römische Geschichte, von Sybel: Geschichte der Revolutionszeit (beide 1854 ff.), Giesebrecht: Geschichte der deutschen Kaiserzeit (1855 ff.).
Darwin, „Über die Entstehung der Arten durch die natürliche Zuchtwahl" (1859).

Seit 1862 Bismarck Leiter der preußischen Politik.

1870, 18. Juli Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas auf dem vatikanischen Konzil in Rom.
19. Juli Frankreichs Kriegserklärung an Preußen.

Aus

1871 Kaiserkrönung in Versailles.
1872 Ausbruch des Kulturkampfs (Ausweisung des Jesuitenordens aus dem Deutschen Reich); Schulaufsichtsgesetz; Kirchengesetze).

Um 1875 Der moderne Idealismus in der deutschen Malerei (Böcklin, Thoma).
Einweihung des Bayreuther Festspielhauses (erste Gesamtaufführung von R. Wagners „Ring des Nibelungen" 1876).

1814 Chamisso (1781—1838): „Peter Schlemihl“; Rückert (1788—1866): „Deutsche Gedichte“ (Geharnischte Sonette).
1815 Uhland (1787—1862): „Gedichte“.
1817/18 Grillparzers (1791—1872) erste Dramen.

1826 Eichendorff (1788—1857): „Aus dem Leben eines Taugenichts“. — Hauff (1802—1827): „Lichtenstein“.

der deutschen Einheitsbestrebungen.

1827 Heine (1797—1856): „Buch der Lieder“.
1831 Chamisso „Gedichte“. — Lenau (1802—1850): „Gedichte“.
1832 „Faust“ 2. Teil. — Alexis: „Cabanis“.
22. März Goethes Tod.
1837 Eichendorffs Gedichte.
1838 Annettens von Droste-Hülshoff (1797—1848) und Mörikes (1804 bis 1875) Gedichte. — Grillparzers letztes von ihm selbst veröffentlichtes Drama „Weh dem, der lügt“.
1839 Immermann (1796—1840): „Münchhausen“.
1840 Hebbel (1813—1863): „Judith“.
Hoffmann von Fallersleben (1798—1874): „Unpolitische Lieder“. — Geibel (1815—1884): „Gedichte“.
1844 Freiligraths (1810—1876) erste politische Gedichte.
1850 Hebbel „Herodes und Mariamne“; Otto Ludwig (1813—1865) „Der Erbförster“; Erstaufführung von Richard Wagners (1813—1883) „Lohengrin“; Fontane (1819—1898) „Männer und Helden“ (erste Sammlung seiner Gedichte); Paul Heyses Jugenddichtungen (Heyse 1830—1914).
1851 Heine „Romanzero“; G. Keller (1819—1890) „Der grüne Heinrich“ (bis 1855).
1852 Storm (1817—1888) „Immensee“; Klaus Groth (1819—1899) „Quickborn“. Geibels Berufung nach München.
1853 Reuter (1810—1874) „Läuschen und Rimels“.
1855 Freytag (1816—1895) „Soll und Haben“; Scheffel (1826—1886) „Ekkehard“.
1857 Raabe (1831—1910) „Chronik der Sperlingsgasse“.

1862 Fontane „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ (bis 1882).
1864 Reuter „Stromtid“; Raabe „Der Hungerpastor“. — Storms Rückkehr nach Husum.
1870 Vaterländische Lyrik Hoffmanns von Fallersleben, Geibels, Freiligraths u. a. K. F. Meyer (1825—1898) „Huttens letzte Tage“.

neuester Zeit.

1872 Freytag „Die Ahnen“ Band 1; Anzengruber (1839—1889) „Die Kreuzelschreiber“; G. Keller „Sieben Legenden“ (Wiederbeginn seiner dichterischen Tätigkeit); Grillparzers Nachlaßdramen.
1875 Rosegger (1843—1917) „Der Waldschulmeister“; Raabe „Horacker“; M. von Ebner-Eschenbach (1830—1916) „Bozena“; K. F. Meyer „Jürg Jenatsch“; Dahn (1834—1912) „Kampf um Rom“; Spielhagen (1829—1911) „Sturmflut“.

1878 Der Berliner Kongreß.
Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie.
1879 Bündnis zwischen Deutschland und Österreich.
Um 1880 Wissenschaftliche Erfolge Berliner Gelehrter. Treitschke: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert (1879ff.), Scherer: Deutsche Literaturgeschichte (1880).
1881—1887 Anbahnung und erste Durchführung der Gesetzgebung zur Förderung des Wohls der Arbeiter (Kranken- und Unfallversicherung).
1883 Der Dreibund.
1884 Bismarcks Rückversicherungsvertrag mit Rußland.
Beginn der deutschen Kolonialpolitik.
1885 Nietzsche „Also sprach Zarathustra“ (erschienen 1891).
1888 Dreikaiserjahr.

1889/91 Fortsetzung der Reichsgesetzgebung zum Wohl der Arbeiter (Invaliditäts- und Altersversicherung).
1890 Bismarcks Entlassung; Kündigung des Rückversicherungsvertrags mit Rußland; Erlöschen des Sozialistengesetzes.

1895 Vollendung des Nordostseekanals.

1898 Bismarcks Tod.

1900 Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches.

1914—1918 Der Weltkrieg.

1878 G. Keller „Züricher Novellen"; Anzengruber „Das vierte Gebot"; Fontane „Vor dem Sturm".

1881 Erstaufführung der „Karolinger" von Wildenbruch (1845—1909).

1883 Prinz Schönaich-Carolath (1852—1908) „Dichtungen". — R. Wagners Tod.
1884 Liliencron (1844—1909) „Adjutantenritte".

1887 Ilse Frapan (Ilse Levien, 1852—1908) „Hamburger Novellen".
1888 Storm „Der Schimmelreiter"; Storms Tod. — Sudermann (geb. 1857) „Frau Sorge"; Helene Böhlau (geb. 1859) „Ratsmädelgeschichten".
1889 Liliencron „Gedichte"; Holz und Schlaf „Familie Selicke"; G. Hauptmann (geb. 1862) „Vor Sonnenaufgang".
1890 Stephan George (geb. 1866) „Hymnen".

1891 Gustav Falke (1853—1916) „Mynherr der Tod und andere Gedichte"; Dehmel (1863—1920) „Erlösungen, Gedichte und Sprüche"; Hans Hoffmann „Das Gymnasium zu Stolpenburg"; Hugo von Hofmannsthals (geb. 1874) „Gestern", dramatische Studie.
1892 G. Hauptmann „Die Weber"; Ganghofer (geb. 1855) „Der Klosterjäger"; Karl Busse (1872—1918) „Gedichte".
1893 Avenarius (geb. 1856) „Lebe".
1895 Fontane „Effi Briest"; Polenz (1861—1903) „Der Büttnerbauer".
1896 Friedrich Lienhard (geb. 1865) „Wasgaufahrten" (Begründung der neueren Heimatkunst). — G. Hauptmann „Die versunkene Glocke".
1897 Klara Viebig (geb. 1860) „Kinder der Eifel".
1898 G. Hauptmann „Fuhrmann Henschel"; Lulu von Strauß und Torney (geb. 1873) „Gedichte"; Cäsar Flaischlen (geb. 1864) „Von Alltag und Sonne, Gedichte in Prosa".
Fontanes und K. F. Meyers Tod (1899 Fontane „Der Stechlin").
1901 Th. Mann (geb. 1875) „Buddenbrooks"; Frenssen (geb. 1863) „Jörn Uhl".
1904 Münchhausen (geb. 1874) „Ritterliches Liederbuch"; H. A. Krüger „Gottfried Kämpfer"; Karl Spitteler „Olympischer Frühling".
1905 Rudolf Herzog (geb 1869) „Die Wiskottens"; Otto Ernst „Asmus Sempers Jugendland"; Timm Kröger (1844—1918) „Um den Wegzoll".
1906 Handel-Mazzetti (geb 1871) „Jesse und Maria"; Georg Hermann „Jettchen Gebert".
1907 Agnes Miegel (geb. 1879) „Neue Gedichte"; Ernst Zahn (geb. 1867) „Lucas Hochstraßers Haus".
1908 Gustav Schüler (geb. 1871) „Auf den Strömen der Welt zu den Meeren Gottes".
1910 Schönherr (geb. 1868) „Glaube und Heimat"; Friedrich Lienhard „Oberlin".
1914—1918 Kriegslyrik und Erzählungen aus dem Kriege.

II. Verzeichnisse.

a. Einige für eingehendere Beschäftigung mit einzelnen Dichtern grundlegenden Werke.

1. Gesamtübersichten.

Adolf Bartels, Geschichte der deutschen Literatur. Braunschweig, Westermann. 7. und 8. Aufl. 1919.

Alfred Biese, Deutsche Literaturgeschichte. München, Beck. 15. Aufl. 1920.

Robert König, Deutsche Literaturgeschichte, herausgegeben von K. Kinzel. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1920.

Heinrich Kurz, Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig, Teubner. 1876 bis 1881.

Wilhelm Scherer, Geschichte der deutschen Literatur, herausgegeben von H. Schröder. Berlin, Weidmann. 16. Aufl. 1920.

A. F. C. Vilmar, Geschichte der deutschen Nationalliteratur, herausgegeben von Adolf Stern. Marburg, Elwert. 27. Aufl. 1911.

Vogt und Koch, Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Leipzig, Bibliogr. Institut. 3. Aufl. 1910.

2. Quellen für Literaturangaben.

A. Bartels, Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig, Haessel. 1909.

K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Literatur. Dresden, Ehlermann. 2. Aufl. 1905—1914.

H. A. Krüger, Deutsches Literaturlexikon. München, Beck. 1914.

Richard M. Meyer, Grundriß der neueren deutschen Literaturgeschichte. Berlin, Bondi. 2. Aufl. 1907.

3. Sonderwerke.

S. Friedmann, Ludwig Anzengruber. Berlin, H. Seemann Nachf. 1902.

Wilhelm Baur, E. M. Arndts Leben, Taten und Meinungen. Hamburg, Rauhes Haus. 1882.

W. von Wurzbach, Bürger. Sein Leben und seine Werke. Göttingen, Dieterich. 1900.

G. Hofmeister, Adalbert von Chamisso. Berlin, Weidmann. 1883.

W. Herbst, Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. Ein deutsches Stilleben. Gotha, F. A. Perthes. 1878.

H. Hüffer, Annette von Droste-Hülshoff und ihre Werke. Gotha, F. A. Perthes. 1910.

A. Bettelheim, M. von Ebner-Eschenbach. Berlin, Paetel. 1900.

H. Keiter, Joseph von Eichendorff. Köln, Bachem. 1887.

Konrad Wandrey, Theodor Fontane. München, Beck. 1920.

E. Schmidt-Weißenfels, Ferdinand Freiligrath. Stuttgart, W. Müller. 1877.

Hans Lindau, G. Freytag. Leipzig, Hirzel. 1907.

K. Th. Gaedertz, Emanuel Geibel. Leipzig, Wigand. 1897.

H. Döring, Gellerts Leben. Greiz, Henning. 1833.

A. Bielschowsky, Goethe. München, Beck. 1916.

F. Gundolf, Goethe. Berlin, Bondi. 1916.

W. Bode, Goethes Leben. Lehrjahre 1749—1771. Berlin, Mittler. 1920.

Ehrhardt-Necker, Franz Grillparzer. München, Beck. 1902.

Johannes Volkelt, Grillparzer als Dichter des Tragischen. München, Beck. 1909.

P. Schlenther, Gerhart Hauptmann. Sein Lebensgang und seine Dichtung. Berlin, S. Fischer. 1898.
E. Kuh, F. Hebbel. Wien, Braumüller. 1877.
R. M. Werner, F. Hebbel. Leben und Werke. Berlin, Hofmann & Co. 1913.
E. Prölß, Heines Lebensgang und Schriften. Stuttgart, Rieger. 1886.
R. Haym, Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt. Berlin, Weidmann. 1885.
Kühnemann, Herders Leben. München, Beck. 1912.
O. Kraus, Paul Heyses Novellen und Romane. Frankfurt a. M., Alt. 1888.
P. Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse. Berlin, Bessersche Bhdlg. 1901.
A. Jung, Friedrich Hölderlin und seine Werke. Stuttgart, Cotta. 1848.
W. Dilthey, Friedrich Hölderlin. In „Das Erlebnis und die Dichtung". Leipzig, Teubner. 1919.
P. Nerrlich, Jean Paul. Sein Leben und seine Werke. Berlin, Weidmann. 1889.
J. Bächtold, Gottfried Kellers Leben. Berlin, Cotta. 1911.
W. Herzog, Heinrich von Kleist. Sein Leben und sein Werk. München, Beck. 1911.
O. Brahm, Das Leben Heinrichs von Kleist. Berlin, Fleischel. 1911.
Muncker, F. G. Klopstock. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Berlin, B. Behr. 1900.
L. A. Frankl, Zu Lenaus Biographie. Wien, Hartleben. 1885.
Erich Schmidt, Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Berlin, Weidmann. 1910.
Oehlke, Lessing und seine Zeit. München, Beck. 1919.
H. Spiero, Detlev von Liliencron. Sein Leben und seine Werke. Berlin, Schuster und Löffler. 1913.
A. Stern, Otto Ludwig. Ein Dichterleben. Leipzig, Grunow. 1906.
Langmesser, K. F. Meyer. Sein Leben, seine Werke und sein Nachlaß. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1905.
H. Maync, Eduard Mörike. Stuttgart, Cotta. 1913.
W. Brandes, Wilhelm Raabe. Wolfenbüttel, Zwißler. 1906.
A. Römer, Fritz Reuter in seinem Leben und Schaffen. Berlin, Mayer und Müller. 1895.
K. Th. Gaedertz, Aus Reuters alten und jungen Tagen. Wismar, Hinstorff. 1901.
R. Haym, Die romantische Schule. Berlin, Weidmann. 1870.
R. Huch, Die Blütezeit —, Ausbreitung und Verfall der Romantik. Leipzig, Haessel. 1908.
Th. Kappstein, Peter Rosegger. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1904.
Prölß, Scheffels Leben. Stuttgart, Bonz. 1907.
K. Berger, Schiller. Sein Leben und seine Werke. München, Beck. 1909.
Kühnemann, Schiller. München, Beck. 1909.
K. Berger, Vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken. Zwölf Bilder aus Schillers Lebenskreis und Wirkungsbereich. München, Beck. 1918.
Max J. Wolff, Shakespeare. Der Dichter und sein Werk. München, Beck. 1918.
F. Gundolf, Shakespeare und der deutsche Geist. Berlin, Bondi. 1914.
P. Schütze, Th. Storm. Sein Leben und seine Dichtung. Herausgegeben von E. Lange. Berlin, Paetel. 1911.
A. Biese, Theodor Storms Leben und Werke. Leipzig, Hesse & Becker. 1917.
F. Notter, Ludwig Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen. Stuttgart, Metzler. 1863.
Loebell, Christoph Martin Wieland. Braunschweig, Schwetschke. 1858.
Bertold Litzmann, Ernst von Wildenbruch. Berlin, Grote. 1909.

b. Wohlfeile Ausgaben von Einzelwerken.[1])

Abkürzungen.

C=Verlag Cottasche Buchhandlung, Stuttgart und Berlin (Cottasche Handbibliothek).

D=Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung, Hamburg-Großborstel (DH=Hausbücherei; DV=Volksbücherei).

G=Verlag Göschen, Leipzig und Berlin (Sammlung Göschen).

H=Verlag Hesse & Becker, Leipzig (Hesses Volksbücherei).

J=Inselverlag, Leipzig (Inselbücherei).

M=Manzsche Universitäts-Buchhandlung, Wien und Leipzig (Neuere Dichter).

My=Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig (Meyers Volksbücher).

R=Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig (Reclams Universal-Bibliothek).

S=Verlag Hermann Schaffstein, Köln (Bl=Blaue Bändchen).

Sch=Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

V=Verlag Velhagen und Klasing, Bielefeld (Sammlung deutscher Schulausgaben).

W=Verlag des Volksbildungsvereins zu Wiesbaden (Wiesbadener Volksbücher).

Die Ziffern geben die Nummern im Verzeichnis der angeführten Sammlung an.

Zu § 1.

Althochdeutsche Literatur G 28.
Tacitus, Die Germania R 726, My 1758/59, J 77.
Wagner s. § 49.
Freytag s. § 50.

Zu § 3.

Gotische Sprachdenkmäler G 79.
Heliand R 3324/25, Auswahl im Volksvereinsverlag M.-Gladbach, H 359/60.
Althochdeutsche Literatur G 28.

Zu § 4.

Waltharilied R 4174.
Roswitha R 2491/92.
Scheffel, Ekkehard R 5901—06, S Bl 95—99.

Zu § 6.

Rolandslied R 2745—48.

Zu § 7.

Rabenschlacht R 2665.
Rosengarten R 760.
Wagner, Parsifal R 5640.

Zu § 8.

Nibelungenlied R 642—45, V 15, H 346—49.
Hebbel, Nibelungen R 3171/72, M 11, DH 48, V 84, My 1012—14, Sch.

Zu § 9.

Gudrunlied R 465/66, V 52, My 1585—88, H 350—52.

Zu § 10.

Hartmann v. d. Aue, Der arme Heinrich R 456.
Gregorius R 1787.

Zu § 11.

Wolfram von Eschenbach, Parzival R 3681—88, V 91, H 374—78.

Zu § 12.

Deutscher Minnesang R 2618/19.

---

[1]) Die Angaben für die Hendel-Bücherei (Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes) fehlen hier leider. Das von dem Verlage Otto Hendel in Berlin erbetene Verzeichnis war zunächst ausgeblieben. Infolgedessen war angenommen worden, daß die Bücher dieser Sammlung zurzeit nicht erhältlich seien.

Zu § 13.

Walter von der Vogelweide R 819/20, V 155, H 361—63.

Zu § 14.

Freidanks Bescheidenheit R 1049/50.

Zu § 16.

Boner, Der Edelstein R 3349/50.
Brant, Narrenschiff R 899/900.

Zu § 17.

Arnim und Brentano, Des Knaben Wunderhorn R 1251—56.

Zu § 19.

Eike von Repgowe, Sachsenspiegel R 3355/56.
Meister Eckhart, Buch der göttlichen Tröstung J 231. — Ein Breviarium aus seinen Schriften J 280.
Till Eulenspiegel R 1687/88.

Zu § 20.

Boccaccio, Fünf sehr anmutige Geschichten J 16.

Zu § 21.

Luther, Geistliche Lieder J 144. — An den christlichen Adel R 1578. — Von der Freiheit eines Christenmenschen R 1731. — Lieder und Fabeln R 5913. — Sendbrief vom Dolmetschen R 2373. — Tischreden R 1222—25. — Luther als deutscher Klassiker DH 28, V 44.
Mathesius, Luthers Leben R 2511—14.
Äsop, Fabeln J 272.

Zu § 22.

Hutten, Gesprächbüchlein R 2381/82.
Murner, Die Narrenbeschwörung R 2041—43.

Zu § 23.

Sachs, Ausgewählte dramatische Werke R 1381/82, 3959/60, V 82, My 1073. — Ausgewählte poetische Werke R 1283/84, 4004/5. — Drei Fastnachtsspiele J 46.

Zu § 24.

Fischart, Das glückhafte Schiff von Zürich R 1951. — Das Jesuiterhütlein R 1165.

Zu § 26.

Pauli, Schimpf und Ernst R 945/46.
Wickram, Rollwagenbüchlein R 1346/46 a.
Götz von Berlichingen, Lebensbeschreibung R 1556.

Zu § 28.

Opitz, Ausgewählte Gedichte R 361.
Fleming, Ausgewählte Dichtungen R 2454/55.
Gryphius, Herr Peter Squenz R 917.
Logau, Sinngedichte R 706.

Zu § 29.

Spee, Trutznachtigall R 2596—98.
Grimmelshausen, Simplizissimus R 761—65, V 43, SBl 5.
Abraham a Santa Clara, Merks Wien! R 1949/50.
Moscherosch, Philander von Sittewalds Gesichte R 1871—77.
Rousseau, Emil R 901—8.
Scheffler, Der cherubinische Wandersmann J 41.
Defoe, Robinson Crusoe My 110—13, SBl 15.

Zu § 31.

Günther, Gedichte R 1295/96. — Leonorenlieder J 54.

Zu § 32.

Gottsched, Der sterbende Cato R 2097.
Milton, Das verlorene Paradies R 2191/92.
Corneille, Der Cid R 487. — Cinna R 1397, My 1246/47. — Horatius R 705.

Racine, Iphigenie in Aulis R 1618. — Athalia R 1137, My 172. — Phädra R 54.
Molière, Der eingebildete Kranke R 1177. — Der Geizige R 338. — Misanthrop R 394. — Tartüffe R 74.
Lafontaine, Fabeln R 1718—20, I 185.

Zu § 33.

Hagedorn R 1321—23.
Anakreon R 416, I 34.
Horaz R 431/32.
Gellert, Fabeln und Erzählungen R 161/62. — Geistliche Lieder und Oden R 512.
Gleim R 2138/39.
Ewald von Kleist R 211.

Zu § 34.

Klopstock, Messias R 721—24. — Oden und Epigramme R 1391—93, I 283, V 45, Sch.

Zu § 35.

Wieland, Oberon R 124/25, V 40, H 37/38, C 65. — Musarion R 95. — Abderiten R 332—34. — Der goldene Spiegel R 613—16.
Friedrich der Große, Über die deutsche Literatur R 2211.

Zu § 36.

Lessing, Emilia Galotti R 45, V 47, Sch, H 646, C 30. — Der junge Gelehrte R 37, V 130. — Minna von Barnhelm R 10, DH 55, V 12, My 1699/700, Sch, H 620, C 29. — Miß Sara Sampson R 16, My 209/10, C 76. — Nathan der Weise R 3, V 57, My 62/63, Sch, H 605. — Philotas R 5755, V 130. — Hamburgische Dramaturgie My 725—31, Sch. — Laokoon R 271/71 a, V 11, My 25—27, Sch. — Gedichte R 28.
Pestalozzi, Lienhard und Gertrud R 434—37. — Wie Gertrud ihre Kinder lehrt R 991/92.
Shakespeare, Hamlet R 31, V 58, My 9/10, Sch. — Julius Cäsar R 9, V 26, My 79, Sch, C 80. — Der Kaufmann von Venedig R 35, Sch. — König Lear R 13, Sch. — Macbeth R 17, V 86, My 158, Sch. — Othello R 21. — Romeo und Julia R 5, My 40/41.
Winckelmann, Ausgewählte Schriften I 130.

Zu § 37.

Herder, Der Cid R 105/105 a, V 59, My 100/1, Sch. — Legenden R 1125. — Stimmen der Völker R 1371—73, C 72. — Schulreden R 4459/60.

Zu § 38.

Voß, Idyllen und Lieder R 2332. — Luise R 72, My 1749/50, H 131.
Hölty, Gedichte R 439.
Claudius R 1691—95.
Bürger, Gedichte R 227—29, C 67. — Reisen des Freiherrn von Münchhausen I 7, SBl 27, H 53.
Hebel, Alemannische Gedichte R 24, I 254, H 324—26. — Schatzkästlein R 143/44 a, W 144, I 177, SBl 47, C 156.
Klinger, Sturm und Drang R 248.
Leisewitz, Julius von Tarent R 111.
Schubart, Gedichte R 1821—24.

Zu § 39.

Kant, Kritik der reinen Vernunft R 851—55, My 761—69. — Kritik der praktischen Vernunft R 1111/12. — Kritik der Urteilskraft R 1027—30.

Zu § 40.

Goethe, Hermann und Dorothea R 55, W 59, V 1, My 1704/5, Sch, SBl 43, H 39, C 22. — Reineke Fuchs R 61, W 163, V 149, C 127. — Clavigo R 96, My 224. — Egmont R 75, V 3, My 1719/20, Sch, H 619, C 23. — Faust R 1/2, V 83 und 85, My 1701—3 (1. Teil), Sch, C 125/26. —

Urfaust R 5273, J 61. — Geschwister R 108. — Götz von Berlichingen R 71, W 110, DH 2, D 7, My 48/49, Sch, H 606, C 24. — Iphigenie auf Tauris R 83, D 2, My 80, Sch, H 607, C 25. — Die Mitschuldigen R 100, My 431. — Torquato Tasso R 88, D 30, My 89/90, Sch, H 691, C 46. — Werthers Leiden R 67/67 a, C 43. — Dichtung und Wahrheit D 5/6, Sch, SBl 10, 30, H 70.

Dante, Göttliche Komödie R 796—800, My 195—200.

Calderon, Leben ein Traum R 65, My 906/7. — Der Richter von Zalamea R 1425, C 42.

Byron, Ritter Haralds Pilgerfahrt R 516/17.

Scott, Ivanhoe R 831—34. — Kenilworth R 921—24. — Quentin Durward R 1106—10.

Hugo, Hernani R 1093. — Notre-Dame in Paris R 1911—16, My 1423—31.

Eckermann, Gespräche mit Goethe R 2005—10.

Zu § 41.

Iffland, Die Jäger R 20, My 340/41.

Schiller, Räuber R 15, My 17/18, H 622, C 28. — Fiesko R 51, My 55/56, H 647, C 112. — Kabale und Liebe R 33, H 692, C 79. — Don Carlos R 38, D 18, Sch, H 693/94, C 111. — Wallenstein R 41/42, D 23/24, Sch, C 113/114. — Maria Stuart R 64, D 20, My 127/28, Sch, H 623, C 92. — Jungfrau von Orleans R 47, D 19, My 151/52, Sch, C 60. — Braut von Messina R 60, D 16, My 184/85, Sch, H 621, C 110. — Wilhelm Tell R 12, W 140, DD 2, D 21, My 4/5, Sch, C 27. — Der Geisterseher R 70/70 a. — Vom Erhabenen R 2731.

Streicher, Schillers Flucht von Stuttgart R 4652/53, DH 46, C 143.

Humboldt, Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung J 38.

Zu § 42.

Fichte, Reden an die deutsche Nation R 392/93.

Zu § 43.

Jean Paul, Schulmeisterlein Wuz R 119, J 51. — Quintus Fixlein R 164/65 a. — Siebenkäs R 274—77. — Die Flegeljahre R 77—80, My 28—33. — Levana R 372—74.

Hölderlin, Gedichte R 510/510 a, J 50, C 35. — Hyperion R 559/60.

Schlegel, Lucinde R 320.

Hardenberg, Gedichte R 3831, H 85. — Fragmente J 257. — Hymnen an die Nacht J 21. — Heinrich von Ofterdingen H 109/10.

Zu § 44.

Arnim und Brentano, Des Knaben Wunderhorn R 1251—56.

Grimm, Märchen R 3191—96, 3446—50, W 105. — Deutsche Sagen W 121/122.

Brentano, Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl R 411, M 58, DD 6, J 175, H 238. — Gockel, Hinkel und Gackeleia R 450, M 58, My 235/36.

Arnim, Die Kronenwächter R 1504—6.

Eichendorff, Gedichte R 2351—53, W 88, J 268, My 544—48. — Aus dem Leben eines Taugenichts R 2354, M 40, J 224, H 132, My 540/41.

Fouqué, Undine R 491, W 113, My 1751/52.

Hoffmann (E. Th. A.), Nußknacker und Mausekönig R 1400. — Meister Martin R 52, M 42. — Fräulein von Scuderi R 25, DD 7, J 190. — Elixiere des Teufels R 192—94, My 1138/42. — Lebensansichten des Katers Murr R 153—56, My 1221—26.

Werner, Der 24. Februar R 107.

Zu § 45.

H. v. Kleist, Der zerbrochene Krug R 91, M 49, My 86, C 54. — Käthchen von Heilbronn R 40, M 41. — Die Hermannsschlacht R 348, M 37, J 156, D 53, Sch. — Prinz von Homburg R 178, M 30, D 41, My 1732/33, Sch,

C 55. — Michael Kohlhaas R 8, M 19, W 36, DH 1, J 161, V 10, C 53, My 19/20, H 905.

Arndt, Gedichte R 3081/82, J 163. — Wanderungen und Wandlungen W 119, V 141. — Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann J 157.

Körner, Zriny R 166, V 34, My 42/43, Sch, C 56. — Nachtwächter R 185, My 657, C 57. — Vetter aus Bremen R 172, C 57. — Die Gouvernante R 220, My 999.

Schenkendorf, Gedichte R 377—79, My 336/37.

Uhland, Gedichte R 3021/22 a, W 134, DH 33, V 63, My 941—44, Sch, C 31. — Ernst, Herzog von Schwaben R 3023, V 64, Sch, H 791, C 64. — Ludwig der Bayer R 3564, V 65, Sch, H 792, C 63.

Kerner, Seherin von Prevorst R 3316—20.

Schwab, Deutsche Volksbücher R 1424. 1447. 1464. 1484. 1498. 1503. 1515. 1526.

Hauff, Märchen R 301—3, SBl 60. 61. 62. 63, C 49. — Jud Süß R 22, W 34. — Bettlerin vom Pont des Arts R 7. — Phantasien im Bremer Ratskeller R 44. — Memoiren des Satans R 242—44. — Lichtenstein R 85—87 a, H 41—43, C 33. — Die Karawane W 8.

W. Müller, Gedichte R 3261—64.

Chamisso, Gedichte R 314—17, My 263—68. — Peter Schlemihl R 93, J 194, My 1728/29, SBl 59.

Mörike, Gedichte R 4769/70 a, J 75, My 1457—59, H 287—90, C 128. — Historie von der schönen Lau W 174. — Mozart auf der Reise nach Prag R 4741, M 34, W 75, J 230, Sch, SBl 50, H 300. — Stuttgarter Hutzelmännlein R 4755, H 298/99. — Idylle vom Bodensee W 116, H 287—90.

Rückert, Gedichte R 3671/72, V 77. — Liebesfrühling R 3631/32, My 1771—73. — Weisheit des Brahmanen R 3641—45.

Platen, Gedichte R 291/92, My 269/70. — Die Abassiden R 478. — Die verhängnisvolle Gabel R 118.

Lenau, Gedichte R 1451—53, J 235, C 17. — Die Albigenser R 1600, C 19.

Droste-Hülshoff, Gedichte R 1901—4, J 139, V 121, My 479—83, H 221—24, C 37. — Judenbuche R 1858, M 25, W 26, J 271, Sch, H 243, C 99.

Grillparzer, Gedichte R 4401/02, H 44—48. — Ahnfrau R 4377, M 33, Sch, H 1, C 3. — Sappho R 4378, M 51, V 93, My 1354, Sch, H 2, C 4. — Das goldene Vlies R 4380, M 46, V 94 und 99, Sch, H 8/9, C 1/2. — König Ottokar R 4382, M 22, V 170, Sch, H 10, C 5. — Ein treuer Diener R 4383, My 1362/63, H 11, C 6. — Ein Bruderzwist im Hause Habsburg R 4393, My 1372/73, C 12, H 21. — Die Jüdin von Toledo R 4394, H 22, C 13. — Des Meeres und der Liebe Wellen R 4384, M 47, Sch, H 18, C 7. — Der Traum ein Leben R 4385, M 64, My 1352/53, H 19, C 8. — Weh' dem, der lügt R 4381, M 65, H 20, C 9. — Libussa R 4391, C 10. — Der arme Spielmann. Kloster bei Sandomir R 4430, C 14, My 1374, W 32, J 82.

Alexis, Cabanis R 4677—83. — Die Hosen des Herrn von Bredow R 4261—63, V 152, H 906—10.

Kurz, Die beiden Tubus R 3947, H 141. — Schillers Heimatjahre H 115—20.

Meinhold, Die Bernsteinhexe R 1765/66 a.

Riehl, Burg Neideck R 811. — Die vierzehn Nothelfer R 500. — Die deutsche Arbeit C 180. — Meister Martin Hildebrand C 160. — Ovid bei Hofe C 58.

Immermann, Die Epigonen R 343—47. — Münchhausen R 265—70. — Oberhof R 4806—8, M 52, V 9, My 1721—27.

Gotthelf, Uli der Knecht R 2333—36 a, b, V 150, H 456—60.

Auerbach, Barfüßele R 5491—93, H 779—81. — Diethelm von Buchenberg R 5508—10, M 53, W 157, H 771—73, C 158.

Zschokke, Das Goldmacherdorf R 1725 a.

Stifter, Der Hochwald R 3911, M 15, H 58. — Das Heidedorf M 31. — Bunte Steine M 35, H 15—17. — Granit W 22. — Waldsteig W 5, H 95. — Brigitta J 278.

Zu § 46.

Heine, Buch der Lieder R 2231/32 a, My 243—45, Sch, C 38. — Gedichte W 126, My 246/47. — Harzreise R 2221, My 1747/48.

Byron s. § 40.

Gutzkow, Uriel Acosta R 5051, My 1555/56. — Der Königsleutnant R 5075, My 1551/52. — Zopf und Schwert R 5061, My 1557/58.

Laube, Graf Essex R 5746.

Grün, Spaziergänge eines Wiener Poeten R 5007. — Gedichte R 4879/80.

Zu § 47.

Hoffmann von Fallersleben, Kinderlieder R 4796. — Ausgewählte Gedichte R 4921/22.

Herwegh, Gedichte eines Lebendigen R 5341/42.

Freiligrath, Gedichte R 4911/12, My 1467—71, C 123/24.

Kinkel, Otto der Schütz R 5494, H 790, C 171. — Margret W 158.

Strachwitz, Gedichte R 1009/10.

Zu § 48.

Kotzebue, Deutsche Kleinstädter R 90, My 171. — Die beiden Klingsberg R 310.

Zu § 49.

Hebbel, Gedichte J 59, My 1030—32. — Judith R 3161, C 86. — Genoveva R 5443, C 71. — Maria Magdalena R 3173, M 48, C 87. — Herodes und Mariamne R 3188, M 59, V 95. — Agnes Bernauer R 4268, M 1, V 108, Sch. — Nibelungen R 3171/72, M 11, VH 48, V 84, My 1012—14, Sch. — Mutter und Kind W 42, J 32, My 1033, C 88.

Ludwig, Erbförster R 3471, M 4, V 133, My 1127/28. — Makkabäer R 3490, My 1125/26. — Heiterethei und ihr Widerspiel R 3528—30 a, M 60, H 82/84. — Zwischen Himmel und Erde R 3494/95, M 9, W 137, H 13/14.

Wagner, Tannhäuser R 5636, J 99. — Lohengrin R 5637, M 57, J 101, H 1008. — Tristan und Isolde R 5638, J 102. — Meistersinger R 5639, M 44, V 151, H 1009/10. — Ring des Nibelungen R 5641—44, J 93—96, H 878—80.

Zu § 50.

Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit M 38. — Ingo M 8, Verlag Hirzel, Leipzig. — Ingraban M 16, Verlag Hirzel, Leipzig.

Dickens, Pickwickier R 981—86, My 1573—84. — Oliver Twist R 593—96, H 885—91. — David Copperfield R 1561—68. — Der Weihnachtsabend R 788, W 4, H 585/86.

Reuter, Läuschen un Rimels R 4703—05, My 1438—42, H 188—90. — Ut mine Festungstid R 4674/75 b, My 1390—93, H 199—201. — Dörchläuchting R 4659/60 a, M 24, My 1394—97, H 212—14. — Ut mine Stromtid R 4631—36 a, V 144, My 1405—16, H 205—11. — Kein Hüsung R 4661/62, My 1460/61, H 193/94. — Ut de Franzosentid W 61, H 197/98. — De Reis' nah Belligen H 191/92.

Brinkman, Kasper-Ohm un ick H 86/87.

Keller, Die drei gerechten Kammacher C 52. — Pankraz, der Schmoller C 89. — Das Fähnlein der sieben Aufrechten W 16, M 26. — Ursula VH 58.

Storm, Der Schimmelreiter J 152. — Immensee R 6007, J 246. — Von Jenseit des Meeres W 17. — Aquis submersus R 6014, VH 65, J 249. — Beim Vetter Christian W 192. — Renate R 6036. — Pole Poppenspäler J 45, SBl 101. — Viola tricolor R 6021. — Ein Fest auf Haderslevhus J 173.

Raabe, Zum wilden Mann R 2000. — Die schwarze Galeere W 18. — Das letzte Recht W 135. — Else von der Tanne V 98.

Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung R 2761—65 a, 2781—85, C 39/40. — Aphorismen zur Lebensweisheit My 845—48.

Zu § 51.

Geibel, Heroldsrufe H 1000. — Gedichte R 5731—33, V 158, H 1003—5. — Sophonisbe R 5767.
Heyse, Andrea Delfin M 2, V 132. — Der verlorene Sohn W 10.
Scheffel, Gaudeamus R 5919/20. — Der Trompeter von Säkkingen R 5891—93, W 190, V 167. — Ekkehard R 5901—3, SBl 95—99.
Wildenbruch, Das Orakel V 97. — Das edle Blut. — Heinrich und Heinrichs Geschlecht. — Die Karolinger. — Der deutsche König. — Der Mennonit. — Die Quitzows. — Die Rabensteinerin. — Väter und Söhne. (Grotesche Schul- und Volksausgaben, Verlag Grote, Berlin.)
Weber, Dreizehnlinden Sch. — Goliath Sch.
Schack, Die Plejaden C 59.

Zu § 53.

Meyer, Gustav Adolfs Page V 98.
Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg C 121. — Balladen C 141. — Frau Jenny Treibel. — Cecile. — Irrungen, Wirrungen. — L'Adultera. (Fischers Bibliothek, Verlag S. Fischer, Berlin.)
Ebner-Eschenbach, Die Spitzin; Der Muff V 97. — Krambambuli W 12. — Die Freiherren von Gemperlein DV 11.
François, Fräulein Muthchen W 14. — Die goldene Hochzeit J 35.
Anzengruber, Der ledige Hof C 66. — Hartingers alte Sixtin H 151—52. — Der Meineidbauer M 10.
Rosegger, Die Schriften des Waldschulmeisters M 13. — Waldheimat M 14. — Das Ereignis in der Schrun W 60. — Das zu Grunde gegangene Dorf W 3. — Das Holzknechthaus V 97. — Der Höllbart H 61/62. — Als ich noch der Waldbauernbub war — J. N. R. J (Verlag Staackmann, Leipzig).
Hans Hoffmann, Die Teufelsmauer DH 45. — Eistrug. Der Teufel vom Sande M 63, W 100. — Spätglück. Sturmwolken W 9.

Zu § 54.

Zola, Germinal R 4928—30 a.
Ibsen, Nordische Heerfahrt R 2633, M 17. — Kronprätendenten R 2724, M 21, V 168. — Nora R 1257, My 895/96. — Peer Gynt R 2309/10. — Rosmersholm R 2280, My 852/53.
Tolstoi, Macht der Finsternis R 4133, J 233. — Auferstehung 4031/32 a, 4041—43. — Volkserzählungen R 2556/57, J 68.
Dostojewski, Memoiren aus einem Totenhaus R 2647—49.
Schlaf, In Dingsda J 20. — Frühling J 49.
Hofmannsthal, Der Tod des Tizian J 8. — Der Tor und der Tod J 28. — Das kleine Welttheater J 78.
Ompteda, Der Major W 47. — Margret und Ossana (Ullsteinbücher).
Polenz, Novellen M 27. — Die Glocken von Krummseifenbach W 167.
Lienhard, Der Dorfschmied. Widukind V 100.
Kröger, Im Nebel W 87. — Ein Abschied W 143.
Zahn, Der Lästerer W 117. — Der Schatten DH 43. — Der Geiger V 142.
Keller, Zigeunerkind. Guckkasten M 43. — Die Heimat (Ullsteinbücher).
Böhlau, Die Ratsmädchen laufen einem Herzog in die Arme V 116.
Viebig, Am Totenmaar W 13. — Vom Müller-Hannes (Ullsteinbücher).
Liliencron, Kriegsnovellen M 3. — Zwei Kriegsnovellen W 33. — Gedichte W 54. — Der Richtungspunkt V 97. — Zehn ausgewählte Novellen H 149/50.
Flaischlen, Heimat und Welt. Verlag Egon Fleischel, Berlin.

c. Personenverzeichnis.

Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle) S. 45.
Albert, Heinrich 42.
Alexis, Willibald (Wilh. Häring) **134**. 181. 193.
Amalie von Weimar 61. 84. 88. 96.
Anakreon 54.
Angelus Silesius s. Scheffler.
Anzengruber **183** ff. 186. 193.
Aristoteles 52.
Armin 1.
Arndt, Ernst Moritz **117**. 140. 155.
Arnim, Achim von 23. **109** f.
Arnim, Bettina von 104. **110**. 166.
Äsop **30**. 37.
Auerbach 135. 150.
Auersperg, Graf von (Anast. Grün) 140.
Avenarius, Ferdinand 196.

Bach, Joh. Seb. 50.
Baco von Verulam 47.
Basedow 83.
Baumbach **172**. 188.
Becker, Nik. 140.
Beethoven 56. **79**.
Berlichingen, Ritter Götz von 37.
Bertold von Regensburg 24.
Beyschlag, Willibald 198.
Bismarck 91. 143. 154. 175. 198.
Bitzius (Jeremias Gotthelf) 135.
Bleibtreu 188.
Blumenthal 188.
Boccaccio 27.
Böcklin 161.
Bode, Wilhelm 197.
Bodenstedt 170.
Bodmer 9. **52**. 53. 57. 61.
Böhlau, Helene 193.
Böhme, Jakob 44.
Boie 75.
Boileau 51.
Boner, Ulrich 20.
Börne 140
Brant, Sebastian **20**. 26. 33.
Brehm 198.
Breitinger **52**. 53. 57.
Brentano, Bettina s. Arnim, Bettina von
Brentano, Clemens 23. 104. **109**. 110. 169.
Brinckman, John 155.
Brion, Friederike 82.
Buff, Charlotte 83.
Burckhardt, Jakob 197.
Bürger 75. **76**. 97. 120.
Busse, Karl 195.
Byron 89. **139**.

Calderon 89.
Carolsfeld, Schnorr von 113.
Cartesius (Descartes) 47.
Chamberlain 197.
Chamisso **123**. 166.
Christian von Troyes 13.
Claudius 75. **76**. 77.
Comenius 38.
Corneille 51.
Cornelius, Peter 113.
Cotta 100.
Curtius 166. 197.

Dach 42 f.
Dahn 1. **172**. 173. 188.
Dalberg, Freiherr von 94.
Dante **27**. 89.
Defoe 45.
Dehmel, Richard 196.
Dickens 152.
Dietmar von Aist 14.
Dostojewski 188.
Droste-Hülshoff **131**. 132. 182.

Ebers **172**. 173. 188.
Ebert 129.
Ebner-Eschenbach 181 ff.
Eckhart, Meister 25.
Eichendorff 23. 104. **110**. 111. 122. 156. 166. 169.
Eike von Repgowe 25.
Einhart 2.
Ekkehard von St. Gallen 4.
Enghaus, Christine 146.
Erasmus von Rotterdam 28.
Erk 23.
Ernst, Herzog 7.
Ernst, Otto 192.
Eucken, Rudolf 198.
Eulenspiegel s. Till.
Eyth, Max 197.

Falke, Gustav 195.
Ferdinand von Braunschweig 65.
Feuchtersleben 23.
Fichte 79. **103**. 106.
Fischart 33. **35**.
Fischer, Kuno 197.
Flaischlen **192**. 196.
Fleming **41**. 43.
Fontane **179** ff. 192.
Fouqué **111**. 123. 135.
Francke, Aug. Herm. 47.
François, Luise von 183.
Franz, Robert **113**. 139.
Frapan, Ilse (Levien) 193.
Frauenlob (Heinrich von Meißen) 22.
Freidank 18.
Freiligrath 22. **141** f. 167.
Frenssen 192.
Frey, Hermann (Greif) 170.
Freytag 2. 5. 135. **151** f. 154.
Friedrich der Große **48** ff. 50. 55 f. 59 f. 62. 64 f. 70. 79 f. 101. 104. 134.
Friedrich Wilhelm III. 136. 153.
Friedrich Wilhelm IV. (109) 117. 128. 136. 167.
Fulda 189.

Galilei 47.
Ganghofer 193.
Gauß 137.
Geibel 11. 14. **165** ff. 169 f. 173. 180 f.
Geiler von Kaisersberg 25.
Gellert **54** ff. 57. 63. 66. 82.
Georg II. von Meiningen 173.
George, Stephan 196.
Gerhardt, Paul **43** f. 50. 150.
Gervinus 137.
Geßner, Salomon 75.
Giesebrecht 144. 197.
Gleim **56**. 73.
Glichezäre, Heinrich der 20.
Görres 104. **109**.
Goethe 13. 21 f. 23 f. 29. 37. 48. 51. 60 f. 67 f. 72 f. 76. 78. 79. **80** ff. 92 f. 96. 98 f. 100 f. 102 f. 104 f. 107. 109 f. 112. 114. 116. 120 f. 126 f. 166. 168.
Gottfried von Straßburg 11. 12 f. 15. 19. 21. 62.
Gotthelf, Jeremias (Bitzius) 135.
Gottsched 47. **51** f. 53. 55 f. 59. 66 f.
Greif, Martin (Hermann Frey) 170.
Grillparzer **132** ff. 168. 184.
Grimm, Hermann 89.
Grimm, Jakob und Wilhelm **109** f. 131.
Grimmelshausen, Christoph von 44 f.
Groth, Klaus **155** f. 157.
Grün (Graf Anton von Auersperg) 140.

Gryphius **41**. 42 f.
Günther, Christian **50**. 76.
Gutzkow 140.

Hafis 89.
Hagedorn 53. **54**. 56. 62.
Halbe, Max 191.
Haller 53. **54**. 62.
Hamann **71**. 73.
Handel-Mazzetti, Enrica von 193.
Händel 50.
Hardenberg s. Novalis.
Häring s. Alexis.
Harnack, Adolf von 198.
Hartmann, Eduard von 198.
Hartmann von Aue 11 f.
Hauff 122.
Hauptmann, Gerhart 12. **190** f.
Hauptmann, Karl 190.
Haydn 79.
Hebbel 10. 116. 134. 144. **145** ff. 150. 155. 168.
Hebel **76** f. 156.
Heermann 43.
Hegel 79. **106**. 137. 148.
Hehn, Viktor 197.
Heine **137** ff. 141. 157. 159.
Heinrich der Gleißner 20.
Heinrich VI. 14.
Heinrich Julius v. Braunschweig 36.
Heinrich von Meißen s. Frauenlob.
Helmholtz 175 f. 198.
Hensel, Luise 110.
Herder 23. 49 f. **70** ff. 75. 77 f. 80. 82. 85. 87. 96. 104. 109. 147.
Hermann, Georg (Georg Hermann Borchardt) 192.
Hermann, Nikolaus 31.
Hertz 170.
Herwegh 141.
Herzog, Rudolf 193.
Heyse 125. 167. **169** f. 171. 180 f.
Hildebrand, Rudolf 197.
Hoffmann, E. Th. A. **112**. 139.
Hoffmann, Hans 187.
Hoffmann von Fallersleben 23. **141**. 151. 167.
Hofmann von Hofmannswaldau 42.
Hofmannsthal, Hugo von 192.
Hölderlin 105. **106** f. 108. 127. 130.
Hölty 75.
Holz, Arno **188** f. 190.
Homer 73. 75. 82. 96.
Horaz 54. 64. 70.
Hugo, Victor 89.
Humboldt, Wilhelm von 98. 118.
Hutten 28. **32** f.

Ibsen 188.
Iffland 95.
Immermann 135.

Jacobi, Johann Georg 56.
Janssen, Johannes 197.
Jean Paul (Johann Paul Friedrich Richter) **105** f. 107. 126. 135 f. 162. 164. 196.
Jensen, Wilhelm 159.
Jordan, Wilhelm 1. 9.

Kalb, Charlotte von 95. 106. 107.
Kant 50. **71**. 80. 93. 97. 104.
Karl August von Weimar 61. 72. 84 f. 86 f. 88 f. 93. 95. 100.
Karl der Große 2. 31.
Karl Eugen von Württemberg 78. 93 f.
Kaspar von der Rhön 21.
Keller, Gottfried 9. 15. **159** ff. 162. 164. 176. 177 f. 179. 196.
Keller, Paul 193.
Kepler 47.
Kerner, Justinus 23. 120. **121**. 124 f. 130.
Kinkel, Gottfried 142 f.
Kinkel, Johanna (Johanna Matthieux) 142.
Kleist, Ewald von **56**. 64. 67. 113.
Kleist, Heinrich von **113** ff. 117. 132.
Klinger 77 ff.
Klopstock 29. 48. 53. **57** ff. 60. 61 f. 63. 66. 69 f. 73. 75. 79. 83. 91. 93. 107.
Knebel 84.
König, Eva 65.
Konrad (Pfaffe) 6.
Konradin von Schwaben 14.
Kopisch 129.
Kopernikus 47.
Körner, Christian Gottfried 95. 97. 118.
Körner, Theodor 89. 117 f.
Köstlin, Julius 198.
Kotzebue 136. **144**.
Kröger, Timm 193.
Krüger, Hermann Anders 192.
Kugler 166. 169. 180.
Kürenberger 14.
Kurz, Hermann 135.

Lachmann 8.
Lafontaine 51.
Lagarde, Paul de 197.
La Mettrie 49.
Lamprecht, Karl 197.
Lamprecht (Pfaffe) 6.
Lange (Pastor) 64.
Laube **140**. 147.
Lavater 83.
Leibniz 47 f.
Leisewitz 78.
Lenau 130 f.
Lengefeld, Charlotte von 96.
Lensing, Elise 146.
Lenz, Reinhold 78.
Lessing 49 f. 56. **63** ff. 70. 73 f. 78. 80. 104. 151.
Lichtenstein, Ulrich von 18.
Lienhard, Friedrich 192 f.
Liliencron, Detlev von 188. **193** ff.
Lindau, Paul 188.
Lingg 170.
Locke 47 f.
Logau, Friedrich von **41**. 64.
Lohenstein, Kaspar von 42.
Lortzing 113.
Lotze, Hermann 198.
Loewe, Karl 129. 134. 142.
Ludwig der Fromme 3.
Ludwig, Otto 116. 134. 140. 144. **149** ff.
Luise von Weimar 73. 84. 89.
Luise von Preußen 79. 112. 116.
Luther 18. 26. **28** ff. 31 f. 33. 35. 37. 42. 46. 49 f. 60. 91.

Macpherson 74.
Manesse 15.
Mann, Thomas 192.
Maeterlinck, Maurice 192.
Matthias, Adolf 198.
Matthieux, Johanna s. Kinkel, Johanna.
Maximilian I. (Kaiser) 11. 21.
Maximilian II. von Bayern 167.
Meinhold 135.
Mendelssohn, Moses 64.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix 111. **113**. 128. 130. 139. 150.
Merck 83.
Meyer, Konrad Ferdinand 33. 135. **176** ff. 182. 196.
Miegel, Agnes 196.

Milton **53**. 57.
Molière 51.
Moller, Meta 58.
Moltke, Helmut von 197.
Mommsen, Theodor 102. **144**. 179. 197.
Mörike **124** ff. 132. 157. 163.
Moscherosch 45.
Mozart 79.
Müller, Wilhelm **122**. 172.
Münchhausen, Börries von 196.
Murner 33.

Napoleon I. 89. 101. 115. 116 f. 119. 165.
Napoleon III. 143.
Natorp, Paul 198.
Neander, Joachim 44.
Neidhart von Reuenthal s. Reuenthal.
Neuberin (Karoline Neuber) **52**. 63. 66.
Neumark, Georg 44.
Nicolai, Friedrich 64.
Nicolai, Philipp 31.
Niebuhr 137.
Nietzsche 175. **176**. 189. 196.
Notker Labeo 4.
Novalis (Friedrich von Hardenberg) 105. **108** f. 118. 157.

Ompteda, Georg von 192.
Opitz, Martin **39** ff. 42. 45. 50 f. 71.
Ossian (s. auch Macpherson) 72. **74**. 82. 107.
Otfried 3 f.

Pauli, Johann 36.
Paulsen, Friedrich 198.
Percy 72.
Pestalozzi 67. 93. **135**.
Petrarca 27.
Platen **128** f. 196.
Polenz 193.

Raabe, Wilhelm 162 f.
Rabelais 35.
Racine 51.
Ramler **56**. 64.
Ranke, Leopold von 102. **137**. 144. 197.
Ratke 38.
Reimarus 67. 69.
Reinmar von Hagenau (der Alte) 15. 18.
Reuchlin 28.
Reuenthal, Neidhart von 18.
Reuter 152 ff.

Richter, Joh. Paul Friedrich s. Jean Paul.
Richter, Ludwig 113.
Riehl, Wilhelm 135.
Rinckart 43.
Rochow, Eberhard von 80.
Rollenhagen 37.
Rosegger 185 ff.
Roswitha von Gandersheim 4. 24.
Rothe, Andreas 50.
Rousseau 49. 66. 71. 73 f. 77. 93. 107.
Rückert 23. 109. 119. **127** f. 129.

Sachs, Hans 22. **33** f. 36.
Sallwürk, Eduard von 198.
Schack, Graf von 170.
Scheffel, Joseph Viktor von 115. **171** ff.
Scheffler, Johann 44.
Schelling **106**. 129.
Schenkendorf 117 f.
Scherer 175. **176**. 196.
Schiller 45. 50. 60. 66. 68. 73. 76. 78 f. 80. 86. 87 ff. 91 **92** ff. 103 f 105. 107 f. 112. 116. 118. 120. 125. 144. 147. 149. 168. 173 f. 184. 187.
Schimmelmann, Graf 97.
Schirmer, Michael 44.
Schlaf, Johannes 189.
Schlegel, Aug. Wilh. **103** ff. 107 f. 127.
Schlegel, Friedrich **103** ff. 107. 127.
Schleich, Karl Ludwig 198.
Schleiermacher 79. 108.
Schmidt, Julian 151.
Schmidt, Otto Ernst s. Ernst.
Schneckenburger 140.
Schnorr von Carolsfeld 113.
Schönaich-Carolath, Prinz Emil zu 195.
Schönemann, Lili 84.
Schönherr 191.
Schönkopf, Käthchen 82.
Schopenhauer **163**. 175.
Schottel 39.
Schröder, Johann Heinr. 50.
Schubart **78**. 93.
Schubert, Franz 76. **113**. 122. 128. 139.
Schüler, Gustav 196.
Schumann, Robert 111. **113**. 128.
Schupp, Balthasar 45.
Schütz, Johann Jakob 50.
Schwab, Gustav 37. **122**. 128. 130.

Schwind, Moritz von 113. 125.
Scott 89. **122**. 134.
Selnecker, Nikolaus 131.
Seuse, Heinrich (Suso) 25.
Shakespeare 36. 53. 62. 68. 71 f. 73 f. 82. 93. 100. 108. 150.
Simrock 37.
Sophokles 192.
Spee, Friedrich von 44.
Spener 47.
Spervogel 13.
Spielhagen 165.
Spinoza 47 f. 85.
Spitteler, Karl 195.
Stavenhagen, Fritz 191.
Stein, Charlotte von **84** f. 86. 89.
Stein, Freiherr vom 79. 117.
Steinhausen 172.
Stielen 39.
Stifter 135 f.
Stolberg, Graf Friedrich 75 f. 83.
Stolberg, Gräfin Auguste 83.
Storm, Theodor 125. **156** ff. 159. 161 f. 164. 180.
Strachwitz, Graf 143.
Strauß und Torney, Lulu von 196.
Streicher, Andreas 94.
Sudermann 191.
Sybel, Heinrich von 144.

Tacitus 1. 14.
Tauler 25.
Terenz 4.
Tersteegen 50.
Thilo, Valentin 42.
Thomas von Kempen 26.
Thomasin von Zirkläre 19.
Thomasius **47** f. 52.
Tieck **108**. 146.
Till Eulenspiegel **26**. 37.
Tolstoi 178.
Treitschke 175. **176**. 196.
Trimberg, Hugo von 19.
Tschudi 37.

Uhland 23. 45. **119** ff. 124. 128. 145 f. 170.
Uz 56.

Veldeke, Heinrich von 11. 14 f.
Vergil 4. 68.
Viebig, Klara 193.
Vischer, Friedrich Theodor 197.
Vogelweide, Walter von der 13 f **15**. ff. 22. 59.
Vogl 129.

Volkelt, Johannes 197.
Voltaire 49. 64.
Voß, Joh. Heinrich 54. 75. 76. 80.
Voß, Heinrich (der jüngere) 91. 100. 103.
Vulpius, Christiane 87 f.

Wagner, Richard 1. 7. 9. 22. 151.
Waldis, Burkhard 37.
Weber, Friedr. Wilh. 172.
Weber, Karl Maria von 113.
Weiße, Christian Felix 56. 63.
Weißel, Georg 43.
Weizsäcker, Karl von 198.
Werner, Zacharias 104. 112.
Wickram, Georg 37.
Wieland 60 ff. 63. 70. 73. 75. 84. 96. 105. 114.
Wilamowitz-Möllendorf, Ulrich von 197.
Wildenbruch, Ernst von 173 f.
Willemer, Marianne von 89.
Winckelmann 68.
Wolff, Christian 47.
Wolff, Julius 172. 184.
Wolfram von Eschenbach 12 f. 15 f. 19. 45. 62.
Wolzogen, Frau von 94.
Wulfila 2.
Wundt, Wilhelm 198.

Zahn, Ernst 193.
Zedlitz, Freiherr von (Minister Friedrichs des Großen) 80.
Zedlitz, Joseph Freiherr von 129.
Zesen, Philipp von 39. 44.
Zinzendorf 50. 58.
Zirkläre, Thomasin von 19.
Zobeltitz, Hanns von 192.
Zola 188.
Zschokke 135.

d. Einige für die Entwicklung der deutschen Dichtung besonders bedeutsamen Orte.

Berlin S. 43 (Paul Gerhardt). S. 44 (Schirmer). S. 64 (Lessing, Moses Mendelssohn, Friedrich Nicolai). S. 65 (Lessing). S. 104 (Fichte). S. 106 (Schelling). S. 108 (Schleiermacher, A. W. Schlegel, Tieck). S. 109 (J. und W. Grimm). S. 110 (Achim von Arnim). S 111 (Eichendorff 1831—1844). S. 112 (E. Th. A. Hoffmann). S. 114 (H. von Kleist). S. 123 (Chamisso, ständig 1818—1828; Bettina von Arnim, s. S. 166). S. 128 (Rückert 1841—1848). S. 129 (Kopisch). S. 134 (Alexis). S. 137 (Hegel 1818—1831). S. 139 (Heine). S. 157 (Storm). S. 160 (Gottfried Keller 1850—1855). S. 162 (Raabe 1855—1857). S. 163 (Schopenhauer). S. 165 (Spielhagen). S. 166 (Geibel). S. 169 (Heyse). S. 173 (Wildenbruch). S. 175 f. (Helmholtz, Scherer, Treitschke). S. 180 (Fontane). S. 190 (G. Hauptmann, Arno Holz). S. 191 (Sudermann). S. 192 (Lienhard, Flaischlen). S. 196 (Gustav Schüler).
Hamburg S. 54 (Hagedorn). S. 57 (Klopstock). S. 65 (Lessing). S. 69 (Reimarus). S. 145 (Hebbel). S. 191 (Stavenhagen). S. 192 f. (Frenssen, O. Ernst, I. Frapan). S. 194 ff. (Liliencron, Falke, Dehmel).
Heidelberg S. 106 (Hegel). S. 109 (Arnim, Brentano, Görres). S. 110 (Eichendorff). S. 146 (Hebbel). S. 160 (Gottfried Keller). S. 171 (Scheffel).
Jena S. 57 (Klopstock). S. 96 (Schiller). S. 103 (Fichte, A. W. und Friedrich Schlegel). S. 106 (Hegel, Schelling). S. 108 (Novalis). S. 128 (Rückert).
Königsberg S. 42 f. (Dichterkreis: Albert, Dach, Thilo, Weißel). S. 71 (Hamann, Herder, Kant). S. 111 (Eichendorff). S. 112 (E. Th. A. Hoffmann). S. 115 (H. von Kleist). S. 118. (Schenkendorf). S. 196 (Agnes Miegel).
Leipzig S. 51 (Gottsched). S. 54 (Gellert). S. 57 (Klopstock 1746—1748). S. 63 (Lessing 1746—1748; 1756—1758). S. 81 (Goethe 1765—1768). S. 95 (Schiller 1795). S. 105 (Jean Paul). S. 108 (Novalis). S. 150 (Otto Ludwig, Felix Mendelssohn-Bartholdy). S. 151 (Gustav Freytag).
München S. 106 (Schelling). S. 138 f. (Heine). S. 146 (Hebbel). S. 167 (Geibel). S. 169 (Heyse). S. 170 (Bodenstedt, Martin Greif, Wilhelm Hertz, Lingg, Graf Schack). S. 171 (Scheffel).
Stuttgart S. 93 (Schiller). S. 119 (Uhland). S. 122 (Schwab, Hauff). S. 125 (Mörike 1851—1875). S. 128 (Rückert). S. 130 (Lenau). S. 163 (Raabe 1862—1870).
Tübingen S. 61 (Wieland). S. 106 (Hölderlin, Hegel, Schelling). S. 119 f. (Uhland). S. 121 (Kerner). S. 124 (Mörike).
Weimar S. 61 (Wieland 1772—1813). S. 72 (Herder 1776—1803). S. 84 (Goethe 1775—1832). S. 96 (Schiller). S. 100 (Schiller 1799—1805). S. 106 (Jean Paul 1797).

Wien S. 15 f. (Reinmar der Alte, Walter von der Vogelweide). S. 45 (Abraham a Santa Clara). S. 111 (Eichendorff). S. 118 (Theodor Körner). S. 132 (Grillparzer). S. 140 (Laube). S. 144 (Kotzebue). S. 146 (Hebbel). S. 182 (M. von Ebner-Eschenbach). S. 183 f. (Anzengruber). S. 196 (Hugo von Hofmannsthal).

e. Sonstige Namen und Sachen.

Abenteurerroman S. 44.
Abgesang 15. 21.
Alexanderlied 6 f.
Alexandriner 40. 60. 66.
Alliteration 1.
Altertumskunde 197.
althochdeutsch 3.
altniederdeutsch 3.
Anakreontiker, anakreontisch 56. 66.
antik, Antike 4. 86. 103. 107. 112. 121. 168.
archäologischer Roman 172 f.
Artussage 11. 13.
Ästhetik, Ästhetiker 197.
Aufgesang 15. 21.
Aufklärung 46 f. 48. 49 f. 53. 55 f. 63. 67. 69.

Ballade, balladenartig 23. 74. 76. 85. 88 f. 90. 99. 101. 110. 120. 122. 124. 126. 129 f. 132. 140. 143. 148. 170. 174. 177 f. 179 f. 181. 195 f.
Barde, Bardengesang, Bardiet 59.
barditus 1.
Befreiungskriege 89. 109. 111. 117 ff. 119. 123. 127. 135 f.
Bildungsroman 108. 160.
Blankvers 66.
Bremer Beiträge (s. auch Zeitschrift) 52. 55.
Briefroman 107.

Chronik 25. 37. 135.
codex argenteus 2.

Deutschromantiker 119.
Dietrichepen 7.
Dorfgeschichte 135. 182. 184. 193.
Drama, dramatisch 24 f. 34. 35 f. 37. 42. 52. 56. 59. 63. 66 f. 68. 78. 84 f. 86. 90. 93 f. 95 f. 99 f. 101 f. 108. 112. 115 f. 118. 120. 129. 133 f. 135. 140. 144. 146 ff. 150 f. 152. 158. 160. 168. 169 f. 173 f. 182. 184. 188 f. 190 f. 192. 194.
Dreißigjähriger Krieg 9. 15. 23. 38 f. 42. 46. 97. 99. 135.

Eckenlied 7.
Edda 9.
Edelmenschentum (s. auch Humanität) 104. 107.
Endreim 3. 10.
Englische Schauspieler 36.
Entwicklungsroman 192.
Enzyklopädie, enzyklopädistisch 49. 60.
Epik, episch, Epos 6 f. 11. 12 f. 19. 21. 34. 57 f. 61. 111. 120. 123 f. 126. 128. 130. 134. 147. 156. 168. 170. 172. 184. 188. 191 f. 193 ff.
epistolae obscurorum virorum 28. 32.
Erzählende Dichtung, Erzähler, Erzählung 20. 34. 36 f. 53 f. 55. 110 f. 112. 116. 120. 122. 128 f. 134 f. 144. 151 ff. 156. 158. 162 f. 164. 172. 175 f. 176. 181 f. 185 f. 187 f. 192. 195 f.
Erziehungsroman 192.

Fabel 20. 30. 34. 36 f. 53 f. 55. 64. 66.
Fastnachtsspiele 24.
Februarrevolution 143.
Flugblätter, Flugschriften 32. 117.
Freiheitskrieg s. Befreiungskrieg.
Frühromantiker 107. 109. 111. 119.

Gedankendichtung 148.
Gedankenlyrik 90. 99. 101. 157. 161. 179.
Gegenwartsschilderung 42. 44. 144. 148. 181. 188.
Geistliche Dichtung, geistliches Lied (s. auch Kirchenlied, religiöses Lied) 5 f. 36. 40. 42. 55. 117. 145.
Gelegenheitsdichtung, Gelegenheitsgedicht 40 f. 42. 50. 172.
Gelehrte Dichtung 39 ff. 45. 59.
geschichtliche Prosa 197.
Geschichtsroman 112. 152. 181.
Gesellschaftsroman 152. 181. 192.
Göttinger Dichterbund 75 ff.
Gralsage 13.
Großstadtroman 192.
Gudrunlied 2. 7. 10 f.

Hausmärchen 110. 131.
Heimatdichtung, Heimatkunst, heimatliche Eigenart 109. 112. 119. 130. 132. 134. 156. 158 f. 161. 180. 186 f. 188. 191 f. 193. 195 f.
Heldengedicht, Heldenlied 7. 21.
Heldensage 23.
Heliand 3.
Hexameter 56.
Hildebrandslied 1. 23.
Höfische Dichter 7. 34.
Hohenstaufen 6. 19.
Humanismus, Humanisten 26 ff. 30. 32. 46 f.
Humanität (s. auch Edelmenschentum) 50. 72. 74. 88.
Humor 55. 67. 77. 106. 112. 120. 124. 132. 134. 152. 154 f. 157. 161. 164. 172. 185. 186 f. 196.
Hymne 108.

Idealismus 98. 107 f. 164 f. 168.
Idyll, idyllisch 75. 126. 132. 147.
Impressionismus 195.
Ironie (romantische) 104. 139.

Jambische Verse 66.
Jesuiten 38. 44. 46.
Julirevolution 136. 138. 140.
Jungdeutsche, junges Deutschland 77. 136 f. 140 f. 143. 166 f.
Jungromantiker 110. 166.

Jüngstdeutsche, jüngstes Deutschland 187 f. 194.

Karolinger 2.
Kindergedichte, Kinderlieder 118. 128. 141. 156 f.
Kindermärchen (s. auch Hausmärchen) 110. 112. 131.
Kirchenlied (s. auch geistliches Lied, religiöse Dichtung) 15. 30. 31 f. 39. 41 f. 43. 47. 50. 55. 109. 128.
Klassiker, klassisch 27. 75. 79. 80. 90. 96. 103. 105. 107. 126. 134. 137. 144. 148. 165. 168.
Klassisches Altertum (s. auch Antike) 40 f. 68. 80 f. 86. 96. 107. 122. 137. 166. 168 f.
Kleinmalerei 136. 152. 162.
Kreuzzüge 5 f. 7. 17. 81.
Kriegsgedichte, Kriegslieder 56. 115. 168. 196.
Krist 3.
Kritik, kritische Schriften 64. 67 f. 71. 97. 102. 137.
Kulturgeschichte, kulturgeschichtlich 134 f. 152. 169. 172. 197.
Kunstepos 11 f. 90.

Lateinische Dichtungen 4.
Laurin 7.
Legende (Dichtung) 4. 34 f. 37. 73. 90; (kirchliche) 24. 34.
Lehrhafte Dichtung 36 f. 51. 53. 55. 77. 124. 127. 135. 148. 153. 187.
Leich 15. 17.
Liebeslied, Liebeslyrik 13 f. 18. 23. 42. 54. 56. 82. 85. 111. 120. 124. 126. 138. 157. 179. 194.
Ludwigslied 3.
Lustspiel 41. 56. 68 f. 116. 146. 151. 190.
Lyrik, Lyriker, lyrisch (s. auch Gedankenlyrik, Stimmungslyrik) 1. 13 ff. 17 f. 19. 21 ff. 26 f. 30. 40 f. 42. 50. 54 ff. 58 f. 66. 73. 75 ff. 82. 85. 90. 101. 107. 111. 116. 117 f. 120 ff. 124. 126. 128 f. 130 f. 138 f. 141 f. 143 f. 148. 156 f. 159. 161. 164. 168 f. 174. 177. 179. 181. 188. 192. 193 ff.

Märchen (s. auch Haus-, Kindermärchen), Märchendichtung 7. 90. 111 f. 122. 126. 169. 187. 189.
Märchendrama 189 f.
Meistersang, Meistersinger 21 ff. 33 f. 40.
Merseburger Zaubersprüche 1.
Minnesang 13 ff.
Mittelalter, mittelalterliche Stoffe 2 ff. 5 ff. 77. 89. 103 ff. 112. 119. 137. 170. 172.
mittelhochdeutsch 5.
Moderne, die 187 f. 190.
Monatsschriften 87. 163. 186.
Mundart, mundartliche Dichtung 3. 5. 12. 25. 77. 152. 155. 185. 187. 191. 193.
Musenalmanach (s. auch Zeitschrift) 75. 99.
Musikdrama 151.
Muspilli 3.
Mystik, mystisch 20. 25. 105. 121.

National s. vaterländisch.
Naturalismus, Naturalisten 181. 188 f. 190 f. 192. 196.
Naturforscher, Naturwissenschaft 82. 87. 89. 114. 137. 198.
Naturlied 111. 120. 130 f. 157. 161. 179. 194.
neuklassisch 170.
Neuromantik 189 f. 191 f.
Nibelungenlied 2. 7. 8 ff. 19. 89.
Novelle 27. 89 f. 108. 112. 116. 132. 134 f. 156 f. 158 f. 160 f. 162 ff. 165. 169 f. 174. 177 f. 182 f. 187. 194 f.

Ode 54. 56. 57 f. 59. 75 f.
Oper 52. 113.
Optimismus 185.
Osterspiel 24.
Ottonen 2.

Pädagogen, Pädagogik 30 f. 38. 67. 72. 83. 89. 93. 106. 135. 198.
Parabel 93. 90. 124. 128.
Paramythie 73.
Passionsspiel 24. 36.
Pessimismus 94. 139. 163 f.
Philosophen, Philosophie 47. 79. 85. 103.1 06. 129. 137. 148. 198.
Pietismus, Pietisten, pietistisch 46 f. 49 f. 57. 60. 118.
Poetische Erzählung 124. 132. 148. 195.
Politiker 198.
politische Dichtung 140 ff. 157. 160. 168. 179.
Predigt 25. 29. 31. 36. 45. 108.
Proletarierroman 192.
Prosa, Prosadichtung, Prosaschriften 25. 29. 36 f. 41. 44 f. 57. 59 f. 62. 66. 74. 91. 102. 117. 126. 132. 135. 140. 148. 150. 152. 154. 158. 160 f. 162 f. 164. 174. 176. 178. 180. 182. 188. 191 f. 196 ff.
Prosadramen 36.

Rahmenerzählung 112.
Rationalismus 48. 51. 53. 62. 71. 103. 112.
Realismus, realistisch 113. 116. 134. 143. 144. 148. 149 f. 151 f. 156. 161. 164 f. 168. 171. 176. 178 f. 182. 188.
Reformation 26 ff. 32. 35. 37 f. 42.
Reim 3. 10. 11 f. 14 f. 21. 29. 54. 59. 62. 124. 141.
Reimpaare 18 f. 20. 25. 34. 36. 40 f.
Religiöse Dichtung, religiöses Gedicht, Lied (s. auch geistliches Lied, Kirchenlied) 4. 13. 17. 21. 23. 44. 59. 75. 111 f. 117. 119. 126. 128. 132. 143. 168. 196.
Religiosität, Stellung zur Religion 25 f. 28. 35. 43 f. 46 ff.-55. 57. 59. 60 f. 63. 67. 70. 75. 92 f. 103. 108 f. 111 f. 117. 119. 122. 127 f. 138 f. 152. 154. 158. 162. 166. 168. 170. 176. 179.
Renaissance 4. 27. 177.
Revolution (s. auch Februar-, Julirevolution) 49. 58. 104. 123. 147.
Rhythmus 14. 18. 58. 127.
Ritter, ritterlich, Rittertum 5 f. 7 f. 11. 13 f. 16. 18 f. 37. 121.
Ritterroman 112.
Robinson, Robinsonade 45.

Roland, Rolandslied 7. 23.
Roman (s. auch Abenteurer-, archäologischer, Bildungs-, Brief-, Entwicklungs-, Erziehungs-, Geschichts-, Gesellschafts-, Großstadt-, Proletarier-, Ritter-, Schäfer-, Schlüssel-, Sitten-, Zeitroman) 44 f. 54. 56. 61 f. 83. 88. 90. 106 f. 108. 110. 112. 122. 125. 134f. 140. 151 f. 160. 164 f. 169. 171. 174. 177. 180 f. 182. 184 f. 186 f. 188. 191 f. 193 f. 196.
Romantik, Romantiker, romantisch 79 f. 89. 103 ff. 107 f. 109 ff. 113. 115. 119. 121. 124. 126 f. 129. 130 f. 132. 134. 135 f. 137. 140. 144. 151. 158. 161 f. 163 f. 165. 171 f. 189.
Romanze 74. 140. 170. 178.
Rosengarten 7.
Rother, König 7.

Sachsenspiegel 25.
Sächsische Weltchronik 25.
Sage 2. 5 f. 7 f. 10. 14. 17. 77. 112. 120. 122. 124. 145. 155.
Sagendichtung 190.
Sagenkreise 2.
Sänger 2. 7. 14.
Satire, satirisch 20. 32. 35. 45. 51. 62.
Schäferroman 44.
Schauspiel, Schauspielkunst 36. 39. 52. 173. 190 f.
Schildbürgerbuch 37.
Schlesische Dichterschule, erste 41; zweite 42. 44.
Schlüsseldichtung, Schlüsselroman 21. 125.
Scholastik 26.
Schriftsprache 5. 19. 28.
Schuldramen 35.
Schwabenspiegel 25.
Schwäbische Dichter (s. Hauff, Kerner, Schwab, Uhland, Wilhelm Müller im Personenverzeichnis) 119 ff. 126 f. 130. 132.
Sonett 40 f. 116. 124. 128 f.
soziale Dichtung, soziale Frage 174. 179. 188. 190. 196.
Spielleute 5. 7. 13. 20.
Sprachgesellschaften 38.
Sprachschöpfer, sprachschöpferische Kraft 29. 35. 59 f. 91. 106. 195.
Sprachwissenschaft 108. 112.
Spruch, Spruchdichtung 14 f. 19. 34. 44. 88 f. 128. 147. 168. 182.
Stabreim 1. 3.
Stimmungslyrik 90. 101. 143. 148. 156 f. 161. 179. 194.
Stollen 15. 21.
Streitschrift 25. 32 f. 66. 69.
Strophe, Strophenform 14 f. 18. 21. 124.
Symbolismus, symbolistisch 189 f. 191 f. 196.

Tendenzdichtung, Tendenzschrift 143. 197.
Terzine 124.
Theater (s. auch Schauspielkunst) 63. 65. 81. 87. 100. 140. 182. 184.
Theologen 198.
Tierepos 20 f. 87.
Traumdichtung 190.
Trilogie 8. 134. 147. 151. 193.
Trinklied 54. 56. 171 f.
Troubadours 14.
Trouvères 11. 14.

Übersetzungen 40. 52. 62. 67. 74. 108. 128. 142. 168. 170.

Vaterlandsliebe, vaterländische Gesinnung 1. 17. 41. 45. 50. 57 f. 59. 88. 109 f. 113. 115 f. 117. 119 f. 127. 137. 139 f. 142 f. 164 f. 171. 174. 181. 196.
vaterländische Dichtung 17. 23. 35. 76. 101. 112. 117 ff. 134. 141 f. 152. 167 f. 170. 173. 181. 187.
Völkerwanderung 2. 10.
Volksbücher 37. 81. 109 f. 122.
Volksdichtung 71. 80.
Volksdrama 36.
Volksepos 7 ff. 21.
Volkserzieher (s. auch Volksschriftsteller) 183. 185.
Volksgeschichten (s. auch Dorfgeschichten) 184.
Volkslied, volksliedartig, Volksliedton 21. 22 f. 26. 72 f. 82. 109. 112. 120. 126. 139. 156. 158. 195.
Volksmärchen 108.
Volksschriftsteller (s. auch Volkserzieher) 185.
Volksstück 184.
Volkstümliche Dichtung, volkstümliches Lied, Volkstümlichkeit 7. 11. 14. 17. 20 f. 23. 25. 29 f. 41. 42 f. 45. 55. 59. 67. 75 f. 82. 90. 101. 109 f. 111 f. 113. 117. 119 f. 121 f. 124. 126. 129. 131. 139. 142. 148. 166. 168. 179. 184. 187. 195.

Waltharilied 4.
Wanderlied 23. 111. 120. 171 f.
Weltkrieg 196.
Weltliteratur 74. 89. 104. 112. 119.
Wessobrunner Gebet 3.
Wirklichkeitsschilderung, Wirklichkeitssinn 78. 113. 116. 126. 132. 134 f. 137. 144. 151. 154. 158. 162. 165. 168. 178. 181. 183 f. 186. 188 f. 190 f. 192.
Wochenschriften 52. 76.

Zaubersprüche s. Merseburger Zaubersprüche.
Zeitfragen 25. 188.
Zeitroman 152. 181.
Zeitschriften 48. 52. 56. 62. 65. 67. 75. 83. 96 f. 99. 103. 115. 117. 138. 145. 151. 163. 184.
Zeitung 64. 115. 122. 128. 145. 150. 184 f.

Druckfehlerberichtigung.

Seite	5	Zeile	18		lies	ergaben	statt	ergab,
"	19	"	2		"	Zirkläre	"	Zerkläre,
"	46	"	13		"	1694	"	1794,
"	61	"	5		"	Bern	"	Bonn,
"	68	"	18	von unten	"	sprich	"	spich,
"	79	"	9		"	1787	"	1797,
"	81	"	4	von unten	"	Winckelmann	"	Winkelmann,
"	95	"	17	" "	"	1785	"	1795,
"	98	"	16	" "	"	meisterte	"	meistern,
"	109	"	20	" "	"	war	"	waren,
"	110	"	10	" "	"	1857	"	1845,
"	111	"	11		"	1857	"	1855,
"	135	"	14		"	Münster	"	München,
"	153	"	12	von unten	"	beruhten	"	beruhte.

Zeichen sind abgesprungen:

ein Komma hinter Weltbürgertum Seite 49 Zeile 16 von unten, Sohne Seite 81 Zeile 8, er Seite 106 Zeile 10, Lage ebenda Zeile 11, hatte Seite 124 Zeile 4, ein Punkt hinter begraben Seite 115 Zeile 3 von unten.